PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
ul. Gdańska
(w budynku lecznicy dla zwierząt)
48 - 100 GŁUBCZYCE

HANS WIRTZ / VOM EROS ZUR EHE

HANS WIRTZ

# Vom Eros zur Ehe

Die naturgetreue Lebensgemeinschaft

TYROLIA-VERLAG, INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
ul. Gdańska
(w budynku lecznicy dla zwierząt)
48-100 GŁUBCZYCE

Nr. 4163/4 — Imprimatur! — Apostol. Administratur, Innsbruck
Urban Draxl, Prov.

Entwurf des Schutzumschlages von Johannes Troyer, Innsbruck — Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, bei Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1938 — Printed in Austria — Satz, Druck und Einband in der eigenen Anstalt in Innsbruck

Meiner lieben Frau,
dem guten Kameraden und
der Mutter unserer Kinder
als Genugtuung und Dank!

„Das Hohe, Große und Edle müssen wir in uns selber zu verwirklichen suchen; denn es gibt keinen Zustand auf der Erde, der es uns vollkommen vor Augen stellt!“ M. Herbert

## AUF EIN WORT!

All unser Sein und Denken und Tun steht ständig in Gefahr, unnatürlich zu werden: sich loszusagen vom Gehorsam gegen die Grundgesetze, nach denen die Weisheit des Schöpfers den Ablauf des Lebens geordnet hat. Und seinen eigenen Weg zu gehen!

Auch unser Lieben und das Leben in der Ehe sind davon bedroht und betroffen. Daher die Liebes- und die Ehenot.

„Zurück zur Natur" ist auch hier die Heilung. Aber nicht — oder nicht nur — wie Rousseau es gemeint hat, der die Natur frei machen will vom Kommando des Geistes, des Heiligen Geistes. Sondern wie Paulus und Bruder Franz, die sie in aller Ehrfurcht und Einfalt mit dem Geist versöhnen wollen. (Soweit eine Versöhnung — bei der ewigen Revolte des Blutes gegen den Geist — möglich ist!) „Zurück zur Natur", das heißt: Wiederherstellung der Ordnung, der rechten Rangordnung in den Stufungen der Lebenswerte.

Hier muß das natürliche Rettungswerk für die Liebe in der Ehe und für die Neuformung der aus allen Fugen der Gemeinschaft geratenen Familie einsetzen.

Dazu soll das Buch helfen. Es will ein praktisches Buch sein für Menschen, die in der Ehe leben, oder damit anfangen wollen. Also nicht für Kinder! Und auch nicht für Unreife oder Überreife, die selbst an einem sittlich geordneten Geschlechtsleben Ärgernis nehmen. Die darüber nur im Flüsterton gesprochen und nur im Dämmerlicht geschrieben wissen wollen . . . Als ob man Gespenster nicht am schnellsten vertreiben könnte, wenn man Licht macht; und eine schwüle Atmosphäre nicht am besten dadurch reinigte, daß man die Fenster öffnet! Wahrheit, Offenheit und Einfachheit sind die ersten Voraussetzungen zur Natürlichkeit. Gerade auch im Liebesleben und in der Gemeinschaft von Ehe und Familie.

Wer als Praktiker ehrlich über Liebe und Ehe schreibt, der schreibt persönliche Bekenntnisse: schreibt die Geschichte seiner eigenen Arm-

seligkeit, die in jedem Kapitel von der uralten Erfahrung handelt, daß der Geist zwar willig, aber das Fleisch doch meistens schwach ist! Und darum ist dieses Buch kein Gericht und Urteil über die Schwachheit der andern, sondern nur ein Aussprechen von Irrtümern und Fehlern, vor denen keiner gefeit ist; und ist zugleich Anruf und Wegweiser: ihnen in der rechten Art zu begegnen, um sie zu bewältigen: um die Ehe natürlich zu gestalten und nach den Plänen ihres göttlichen Gründers vollkommen, das ist: gut zu leben!

Vitznau, am 9. Jänner 1938 (Fest der Hl. Familie).

Der Verfasser.

# INHALT


Seite

Auf ein Wort ..... 7

I. Zwischen Traum und Tag

Ewiger Anfang ..... 13
Von der Liebe ..... 15
Gehend sein..... 17
„Der arme Heinrich“ ..... 19
„Evchen, Evchen . . .“ ..... 21
„Gespenster“ ..... 24
Opfer ..... 27
Der Garten ..... 29
Gretchen-Frage ..... 32
Die allerschönste Zeit ..... 36
Notwendiges Rüstzeug ..... 39
Einkehr ..... 42
Sakrament ..... 44
„Beim Kronenwirt“ ..... 46
Hochzeitsreise ..... 48
„. . . Und die Nacht mit tausend Siegeln“ ..... 52

II. In Liebe, Kampf und Opfer

Dem Sommer zu ..... 57
Spannung und Kampf ..... 59
Das erste halbe Jahr ..... 60
„Augen, die nicht sehen“ ..... 62
„Kleinigkeiten“ ..... 64
Damals ..... 67
Unverstanden ..... 69
Frei lassen ..... 72
Kleine „Tragödien“ ..... 76
Überraschungen ..... 76
Verschleiertes Bild..... 79
Form ..... 81
Freundschaft ..... 84
„Wie's daheim war“ ..... 86
Das liebe Geld ..... 91
Das liebste Geschenk ..... 94
Ehe-Ferien?..... 97
Fundament ..... 99

Seite

III. Seele der Ehe

Iphigenie ..... 105
Romantik ..... 108
Mitgehen ..... 112
Nicht zum aushalten ..... 116
Harte Liebe..... 119
Niobe — Mater Dolorosa ..... 122
Hohe Kunst ..... 125
Martha oder Maria ..... 128
Sei schön! ..... 131

IV. Säule der Ordnung

Michelangelo ..... 137
Amt und Würde ..... 141
Arbeit und Abenteuer ..... 144
Ganz bis oben..... 147
„Schrecken des Gewissens“..... 150

V. Weisheit in der Kinderstube

Gesegnete Ehe..... 157
„Unser Einziges“ ..... 159
Trauriges Los..... 162
Familie ..... 165
Grundlagen der Erziehung ..... 168
Erste Eindrücke ..... 171
Früh beginnen..... 173
Zwang und Strafe ..... 177
Von der Angst und der Scham .. 181
„Roswitha“ ..... 184
Das Kind lügt ..... 188
Das Kind ißt so schlecht ..... 191
„Ich hab keine Zeit“ ..... 193
Gefährliches Geheimnis ..... 196
Auf heiligen Spuren ..... 202
Das Allerwichtigste..... 205
Kleine Weisheiten ..... 208
Tragisches Zwischenspiel ..... 210
Ein Dichter und seine erste Jugend 210

Seite

**VI. Sexuelle Bindung und Erlösung**

Randgebiet oder Mitte? ..... 225
Aufgedeckte Karten — gleicher Rhythmus ..... 228
„Heimliches Gericht" ..... 230
„Adam erkannte sein Weib Eva" 234
Van de Velde..... 239
Im Engpaß..... 240
Auf Abwegen ..... 244
Ins Freie ..... 250

**VII. Blutende Ehe**

Othello ..... 257
Seelische Syphilis ..... 261
Verrat..... 263

Seite

**VIII. Die mütterliche Werdestätte und das Kind**

Der weibliche Körper und seine Funktion ..... 269
In guter Hoffnung ..... 275
Beschwerden ..... 277
Naturgemäße Lebensweise ..... 279
Die große Stunde ..... 288
Das Kind ist da ..... 291

**IX. Neue Einsichten in alte Wahrheiten**

Bedrohliche Situation ..... 301
Neue Erkenntnisse ..... 305
Segen und Hoffnung ..... 316

# I. ZWISCHEN TRAUM UND TAG

„Stimme die Harfe mit mir, damit wir rein beginnen;
Liebe heißt unser Gott, und Liebe ist sein Sinnen —:
Zwei Felsen sehe ich von feurigen Weinen rinnen,
Die Felsen sind du und ich, der Wein ist unser Minnen.

Hebe die Hände auf und rühre bräutlich die Saiten;
Dein Antlitz ist lieb und licht, dein Leib prangt in Geschmeiden;
Weiße Seele ist dein Schmuck aus Gottes freudigen Weiten,
Rühre die Harfe mit mir, laß uns das Fest bereiten!" . . .

(Reinhard Johannes Sorge)

## EWIGER ANFANG

Über den schmalen Waldweg gehen zwei Menschen. Gehen in einer lichten Wolke von schweigender Andacht und namenlosem Glück. Mitten in die grüngoldene Einsamkeit der ranken Buchen hinein. Das lockere Gestein wird unter ihren Füßen wiegender Samt. Und das Geblüh, das heitere Klingen und Duften scheint mehr aus den verzückten Herzen als aus dem frischen Ruch des frühen Morgens zu kommen.

Sie gehen — selig Liebende — wie durch das Paradies. Unbeschwert und unbekümmert von aller Last des Lebens, wie die Erstlinge der Schöpfung. In ihrem Schreiten liegt noch keine Müde; und sie wissen noch nichts von den Gewittern aus bleiernen Wolken.

Ihre Herzen sind groß und stark wie dicke Bäume und tapfer wie ein junger Held. Schicksal? Es gibt kein Schicksal, wenn man liebt. Es gibt nur Glück! Auch das Leid ist Glück. Das ist ja das zauberische Geheimnis alles Liebens: aus Leid Glück zu schlagen und die selige Gegenwart zur Ewigkeit zu machen. Liebe ist wie die Sonne: was von ihrem Strahl getroffen wird, das wird — Gold.

Der Wald ist jetzt zu Ende. Und der Weg klettert gemächlich auf eine breite Höhe, die auf ihrem krummen Rücken junge Felder von Klee, Korn und Kartoffeln trägt.

Die beiden sind aus der verliebten Stille ihrer blühenden Gefühle fröhlich erwacht. Sie steigen munter auf die Höhe. Und bleiben dort oben stehen. Vor ihnen weites Land. Dahinter dämmern schwach die dünnen Umrisse der Stadt. Vielleicht werden sie dort einmal wohnen. Sie beide. Hoffentlich bald. Da, wo es am allerschönsten ist.

Und nun hüpfen tausend Pläne lustig um sie her, wie geschwätzige

Spatzen: die Zukunft! Ihr ganzes Dasein ist jetzt nur noch Zukunft: heimelig, wie die blaue Blume im Waldesgrund; schmetternd in hellen Fanfaren. Aber vor allem einmalig, noch nie dagewesen! Denn wo wär' jemals eine Liebe gewesen, die sich nicht eine ganz neue, noch nie gesehene und noch von keinem betretene Welt in kühnsten Plänen geschaffen hätte! Jede Liebe muß und will Original, höchstes Original sein. Die Erde muß in ihr ganz von neuem und ganz von vorne anfangen. Und so wird auch ihre Zukunft Neuland, jungfräuliches Neuland sein.

Während sie so — neckische Revolutionäre — eine neue Weltschöpfung beschließen, schon halb in ihren Händen halten, sind sie der Stadt wieder näher gekommen. Eine breite Landstraße schneidet ihnen unvermittelt den Weg ab. Als wollte sie einen tiefen Graben ziehen zwischen den holdseligen Plänen und der dürren Wirklichkeit, die nun beginnt . . .

Sie spüren es, und unbewußt stockt ihr Gang. Nützt nichts: die Straße muß gegangen werden. Also gehen sie. Gehen wie Fremdlinge, denen das alles unendlich fern liegt. Gehen wie Herausgerufene und Auserwählte: wir sind mehr, sind etwas anderes als alle andern, die nur die Prosa, die graue, glanzlose Prosa des Lebens kennen! Wir werden dieser Stadt einen neuen Klang geben und dem Leben einen neuen Sinn: wir Liebenden, wir Einzigen . . .

Sie steigen in die Straßenbahn. Der Wagen ist noch fast leer. Sie sitzen eng zusammen. Und ihre Seelen und Gesichter sind blank vom frischen Morgen und von der Freude. Bald wird es immer enger um sie, weil der Wagen immer voller wird. Keiner sagt etwas. Was sollte man auch vor all den fremden Menschen sagen? Um so geschäftiger aber lassen sie die liebsten Gedanken stumm miteinander plaudern.

Sie sind am Ziel. Flink springen sie heraus. Und stehen sofort mitten im Wirbel der Stadt. Sie müssen eine Weile warten, ehe sie durch ein Verkehrsloch von Bahnen und Autos auf die richtige Seite können. Und auch hier geht es nur langsam vorwärts. Macht nichts. Man ist noch früh genug zu Hause. Noch viel zu früh wieder allein . . . Aber einmal — schon bald — wird das alles zu Ende

gehen! Dann fängt ein anderes Leben an. Ein ganz neues Leben. Was wissen die Leute davon, die da nebenher laufen? Sie wissen gar nichts. Aber wir werden es ihnen zeigen. Werden ihnen zeigen: was das ist — Leben! Man wartet schon auf uns. Wartet nur! Ihr werdet sehen und staunen! Wenn wir nur erst und für immer zusammen sind: wir Zwei . . .

## VON DER LIEBE

Alle Liebenden sind fest überzeugt, daß die sicherste Grundlage für eine gute Ehe die Liebe sei. Liebe, und die Ehe sei vollkommen. Ehe ohne Liebe — so sagen sie — sei keine Ehe. Die „Liebe als der tiefste Mythus der Natur" (Kierkegaard) sei auch der tiefste Mythus der Ehe. Von hier aus müsse jede Ehe begründet, geformt und erhalten werden. Dann sei alles in Ordnung. Und die Ehe wäre wirklich — Ehe!

Das klingt alles so richtig und so vernünftig. Und man kann nichts dagegen sagen. Man kann nur die Erfahrung sprechen lassen. Was sie sagt, ist freilich ebenso überraschend wie erschreckend: daß Ehen, die aus lauter Liebe geschlossen worden sind, sehr oft unglücklich wurden . . .

So fällt also eine ganze Welt voll Glanz und allerschönsten Sternen im brutalen Zugriff des Lebens kläglich zusammen? Es fällt nichts zusammen. Denn ihr habt recht, zehnmal recht, die ihr die Liebe in der Ehe als das Allerwichtigste und das Allerstärkste preist! Nur müßt ihr wissen, was das ist: Liebe! Daß Liebe nicht nur schweifendes Gefühl, brennendes Blut und singende Nerven sind! Sondern das und noch unendlich mehr. Liebe ist Anbetung Gottes im andern. Ist allertiefste Ehrfurcht vor dem andern; vor seiner Seele und vor seinem Leibe. Ist Anerkennung der persönlichen Rechte des andern: Anerkennung und praktischer Vollzug dieser Rechte. Liebe ist immerwährende Bereitschaft zum Opfer für den andern.

Wo immer in der gewollten Gemeinschaft zweier Menschen — Gemeinschaft von Mann und Weib — an solche Liebe geglaubt und

solche Liebe erlitten wird: da kann Ehe werden; glückliche, heilige, ewige Ehe! Daraus wird zwar nicht das Paradies, und noch weniger der Himmel auf Erden; aber jener helle Garten voll Sonne, Sorgen, Mühsal, Blumen und Früchten, in dem das Schwere leichter und das Schmerzliche erträglich wird. Es wachsen aus diesem warmen Boden wundersame Kräfte, die das Gute im Menschen wecken und formen; und die auch das Neue, das Kind, das da kommen soll, mächtig mitgestalten.

Wo aber diese Liebe nicht ist, da ist keine Liebe. Sondern nur etwas, das fälschlich dafür ausgegeben oder dafür gehalten wird. Nietzsche, der die Menschen bis auf den Grund der Seele fragen kann, fragt hier richtig: „Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden . . . Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?" Oder vielleicht ist diese Liebe auch nichts anderes als der Wunsch nach einem warmen Nest; als die lockende Aussicht auf einen großen Geldschrank; oder nur ein romantischer Traum von „Schlössern, die im Monde liegen" . . .

Wo so geliebt wird: da wird nur das eigene, bewunderte, verhätschelte Ich geliebt! Und alles andere nur so weit und so lange, als es bereit ist, diesem Ich zu dienen und es zu vergolden!

Von einer solchen Liebe wird gesagt: „Die Ehe ist der Liebe Tod!" Manchmal ist sie schon vorher tot! Bestimmt aber nach dem ersten Jahr oder nach dem zweiten Kind.

Wenn ihr Liebenden darum wissen wollt, was aus eurer Ehe wird, braucht ihr nicht die Sterne zu fragen und nicht die wirren Linien eurer Hände! Sondern: eure Liebe! Aber ihr müßt den Willen und den Mut haben, der Wahrheit standzuhalten. Dürft nicht euch selber und den andern betrügen.

Wenn Ehe werden soll, muß in ihrem Vorgarten die Wahrheit wachsen!

## SEHEND SEIN

Eh' zwei Menschen in die Ehe gehen, gleichen sie gerne einem Seiltänzer, der mit verbundenen Augen über dem Abgrund pendelt. Oder einem Traumwandler, der so lange sicher am Gesimse klettert, als er nicht weiß, was er tut; wenn er im Klettern wach und wissend wird, ist es um ihn geschehen . . .

Das ist das große Unglück der Liebenden: daß sie Unwissende sind! Was wissen sie von sich selber und vom andern? Daß sie jung und schön, reich oder arm, aus guter Familie und von liebenswertem Wesen seien . . . Sie glauben, daß sie das wissen. Alles andere hoffen sie. Und wenn einer käme und wollte sie mehr wissen lassen: sie liefen ihm schleunigst davon oder hielten sich beide Ohren zu. Weil Wissen gefährlich für ihre Liebe ist!

Darum sind Liebende selten weise. Wer aber die Ehe will, muß weise sein! Muß weise über sich selber sein. Und so die Kraft und die Wege finden, sich zu erkennen. Seine Seele und seinen Leib. Damit er ganz klar sieht: ob er zur Ehe bestimmt und fähig sei oder nicht. Ob er also für das Leben in der Gemeinschaft der Familie geeignet oder für das einsiedlerische Alleinsein geschaffen sei. Ob er bereit und stark sei, sich an den andern zu verschenken, zu verschwenden; auch wenn der andere einmal anders sein sollte, als er jetzt noch ist, als er sich jetzt noch zeigt. Ob er die begnadete seelische Größe habe: glücklich zu machen, anstatt glücklich zu sein... Von dem Ergebnis solcher Untersuchung muß der Entschluß zur Ehe mit abhängig gemacht werden.

Und er muß seinen Leib kennen bis ins dritte Glied der Ahnen. Wer ihn nicht kennt, ist wie ein Nachtwandler und ein Seiltänzer. Die Ehe aber ist schon aufs höchste gefährdet, ehe sie noch da ist! Denn er führt dem andern vielleicht einen Körper zu, der zur Ehe gar nicht fähig — nicht vollfähig — ist. Das hat schon manche Ehe zerstört.

Gesund sein ist nicht alles in der Ehe. Aber es ist viel. Ist viel mehr, als die Blindheit der Liebenden oft sehen will. Darum darf

keiner den andern über seinen körperlichen Zustand im Ungewissen lassen. Nirgendwo ist der „Offenbarungseid" so angebracht wie hier.

Wer aber ist denn noch gesund? Leben wir nicht alle im Stadium der „trächtigen Gesundheit"? Einer Gesundheit, die krankheitsträchtig ist? Die dauernd und empfindlich von tausend Anfälligkeiten und kleinen Beschwerden gestört wird? Bis daß eines Tages — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — die offene, schwere Krankheit ausbricht. Es gibt keinen Blitz aus heiterem Himmel; und es gibt keine Krankheit, deren Ursachen nicht schon lange im geheimen im Körper gewirkt hätten. Ursachen, die man sehr oft beseitigen kann, wenn man es weiß und es will. Das zu wissen und es auch zu wollen, ist notwendige Vorbereitung auf die Ehe.

Wer krank ist, soll nicht heiraten. Auch nicht, wenn der andere so töricht ist, es zu wünschen. Dem andern aber eine Krankheit verschweigen, heißt keine rechte Liebe haben! Auch solche Krankheiten, die scheinbar gar nicht mehr da sind; aber noch bei den Eltern und den Voreltern gewesen sind. Man soll dem andern nicht nur seinen Stammbaum zeigen, sondern auch dessen Wurzelkraft und das Schicksal seiner Zweige. Es ist mehr als leichtfertig, zu heiraten, wenn in den letzten Gliedern einer Ahnenkette schwere erbliche Krankheiten gewesen sind. Es dem andern zu verschweigen, ist Verrat an seiner Liebe. Wo Zweifel sind, muß das Gewissen und nicht das Gefühl entscheiden.

Man sagt, daß alle Liebe blind sei. Und blind mache. Vielleicht muß das so sein, auf daß überhaupt Liebe werde! In der Ehe aber ist das Blindsein bald zu Ende. Oder es ist zu einem ganz andern, nicht weniger gefährlichen geworden: man sieht jetzt, was man früher nicht gesehen hat; und man sieht nicht mehr, was man früher gesehen hat!

Es gibt keinen bessern Augenschutz für die spätere Ehe, als vorher die Augen weit aufzumachen und auch dem andern die Augen weit zu öffnen. Es könnte sonst böse — Überraschungen geben . . .

## „DER ARME HEINRICH"

Der große mittelalterliche Sänger Hartmann von Aue hat ein wunderschönes Heldenlied gedichtet: „Der arme Heinrich". Es ist ein hohes Lied demütiger, sich hinopfernder Frauenliebe.

Ein reicher Ritter wird durch eigene Schuld vom Aussatz befallen. Kein Arzt kann mehr helfen. Aber ein Zaubermeister aus Salerno sagt ihm, daß er durch das Herzblut eines reinen Mädchens gerettet werden könne. Der Ritter verkauft all sein Hab und Gut und lebt einsam auf einem kleinen Pachthof. Die Tochter des Pächters pflegt ihn. Ihr erzählt er sein sündhaftes Leben und die Weisung des Meisters aus Salerno.

Das Mädchen lernt den Ritter lieben und entschließt sich — nach heftigen innern und äußern Kämpfen — ihn zu retten. Die Eltern flehen und warnen. Aber sie können seinen Mut nicht erschüttern. Auf alle Vorhaltungen antwortet es in ergreifender Einfachheit:

„Die meiste Lieb' ist Herzeleid . . .
unser Leben, unsere Jugend ist ein Nebel und ein Staub,
und unsere staete bebt wie Laub."

Sie zieht mit dem geliebten Herrn in rührender Treue nach Salerno. Und bleibt fest bei ihrem Vorsatz, selbst im Angesicht des gewissen Todes. Von solcher Kraft und Tugend übermannt, geht der Ritter in sich und wandelt sich von der Sünde und dem Hochmut zur Reue und Güte. Er will des Mädchens Tod nicht annehmen und fällt dem Arzt, der schon das Messer hält, beschämt in den Arm. Die Magd aber rauft sich zornig das Haar, weil ihr die nahe Himmelskrone im letzten Augenblick geraubt werden soll.

Aber Gott hat den Willen für das Opfer genommen: er heilt den Ritter jetzt auch vom äußern Aussatz. Und die holde Retterin wird des Ritters Ehgemahl:

„Sie lebten lang und wurden alt
und fuhren endlich auch zugleich
ins ew'ge, selige Himmelreich."

Eine allerliebste Sage! Wohl mit das Schönste, das mittelalterliche Kunst und Frommheit gedichtet hat. Aber es ist gar keine Sage. Sondern reinste Wirklichkeit. Sie spielt sich in immer neuen Wandlungen auch noch heute ab. Diese Wirklichkeit ist das jeder großen Liebe einwohnende Verlangen: sich für das Geliebte hingeben, opfern zu dürfen. Vielleicht ist dieses Fraulich-Ritterliche der tiefste Zug im Wesen wahrhafter Liebe!

Wo dies Verlangen nicht Pose und flüchtiges Feuer, sondern Haltung und unbestechlicher Vorsatz ist, da wird es zum Prägestempel für die Lauterkeit und die ewige Dauer einer großen Liebe. Und Hartmann von Aue hat schon vor tausend Jahren im Lob der heldischen Bauernmagd die stille Größe jeder fraulichen Hingabe besungen, die sich auch heute noch für ihre Liebe opfert!

Aber es gibt auch ein falsches „Heldentum der Liebe". Und ein vermessenes Vertrauen in die Wandlung des andern zum Guten, das Eigensinn oder Torheit ist. Manches Mädchen will einfach nicht glauben, daß der Geliebte nicht so ist, wie sie ihn sieht, ihn sehen möchte. Will nicht wahrhaben, daß er ein Unwürdiger und ein Böser sei. Daß seine Liebe Selbstsucht, seine Zärtlichkeiten Berechnung, seine Schwüre Falschheit seien. Sie glaubt es einfach nicht: weil sonst ein schöner Traum zu Ende, und eine lockende Zukunft zerstört wäre! Und mag man ihr hundert Beweise bringen: „Laßt nur! Laßt ihn nur! Wenn ich erst ganz bei ihm bin! Wenn er erst ganz bei mir ist: meine Liebe und meine Sorge wird den bösen Teufel aus ihm treiben . . ."

Wenn nur erst . . . Und mögen alle Warnungen noch so dringlich und die eigene Einsicht noch so beängstigend sein: geheiratet wird er doch! Als ob solch ungedeckter Wechsel, den eine unerleuchtete Liebe auf die Wandlung des andern ausstellt, auch nur die geringste Aussicht hätte, jemals eingelöst zu werden.

Natürlich ist es möglich, daß ein Mensch in zähestem Ringen die bösen Hunde seiner Fehler und Leidenschaften allmählich an die Kette seines harten Willens und seiner männlichen Energie legen kann. Aber man soll darauf nicht das Wagnis einer Ehe eingehen. Um den armen Heinrich zu bekehren, bedurfte es schon der ungewöhnlichen Tugend und Todesbereitschaft seiner jungen Magd. Bedurfte es — wie

der Dichter mit Nachdruck betont — „eines Wunderwerkes der Gottesgüte".

Wer aber kann von sich sagen, daß seine Liebe „todesstark" ist, und daß Gott für ihn ein Wunder wirken wird? . . . Wo ein entschlossenes Handeln, ein mutiges Zurück notwendig ist, weil das Wesen des andern oder die äußern Umstände so bedenklich sind, soll man sich nicht vom „Armen Heinrich" beraten lassen, sondern von seinem Verstand und von der wohlmeinenden Klugheit guter Menschen.

## „EVCHEN, EVCHEN . . ."

Es hat eine Zeit gegeben — und sie liegt nicht einmal so weit zurück — wo die Eltern oder andere nahe Verwandte dem heiratsfähigen Mitglied der Familie den Ehegenossen suchten. Dabei spielten äußerliche Dinge und vor allem das liebe Geld nicht selten eine bedenkliche Rolle. Aber im allgemeinen ging man doch recht gewissenhaft und umsichtig vor. Und das ehrliche Bemühen, es für beide Teile recht zu machen, war ein guter Berater.

So etwas ist heute nicht mehr oder nur in besonderen Ausnahmefällen. Der „aufgewachte" junge Mensch unserer Zeit will das nicht. Hinausgeworfen in den wilden Strudel sportlicher, wirtschaftlicher, politischer, weltanschaulicher Kämpfe, wird er früh gewohnt, auf eigenen Füßen zu stehen. Der tägliche Umgang mit dem andern Geschlecht — durch die Verhältnisse gegeben oder absichtlich herbeigeführt — hat ihn frühreif gemacht. Eine lockere Mode und freie Gesellschaftssitten haben alte Schranken niedergerissen. Der junge Mensch von heute „weiß Bescheid". Er kennt sich — wie er meint — im Leben aus und will darum frei und selbständig sein Schicksal in die Hand nehmen. Auch sein Liebes- und Eheschicksal! Das Vertrauen in die eigene Klugheit und Treffsicherheit ist ungleich größer als in das Wissen und Können der Alten. Daß „Alter nicht vor Torheit schützt", ist für ihn schon lange kein Sprichwort mehr, sondern vielfältige Erfahrung.

Man kann das den Jungen nicht einmal übelnehmen. Der Weltkrieg, die Dinge, die nachher kamen, der Zustand der modernen Ge-

sellschaft und der modernen Familie: das sind keine Ruhmesblätter für die Alten, da zeugt nichts von überragender Einsicht oder sittlicher Kraft. Und schließlich sind ja Liebe und Ehe ganz persönliche Angelegenheiten des Menschen, die von ihm auch persönlich gestaltet und bewältigt werden müssen. Man kann ihm raten — entscheiden soll er selber!

Und doch hatte die Methode von früher auch etwas Gutes: es wurde dadurch vermieden, daß allzukrasse Gegensätze aneinander gebunden wurden. Man sagt, daß sich Gegensätze anziehen. Und der alte Schiller hat für alle Zeiten für den Glockenguß und für die Ehe festgestellt:

„. . . wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

Dichter sind helle Köpfe. Und man soll auf sie hören. Aber ihre Weisheit bedarf doch für den gewöhnlichen Hausgebrauch eines „Körnlein Salzes". Das will sagen: man muß sie zu wägen wissen; und was sie auf der Leier lyrisch singen oder auf hellen Trompeten stürmisch schmettern, con sordino — mit Maß — ins Leben übersetzen!

Das gilt auch von den Gegensätzen und ihrem guten Klang in der Ehe! Frisches Blut aus andern Sippen und Stämmen, neue Lebensanschauungen, andere Gewohnheiten und das lebendige Einwehen einer neuen, gesunden Atmosphäre aus geistig und physisch hochstehenden Geschlechtern, das kann für Ehe und Kinder zu einem großen Segen werden. Wenn aber die Unterschiede zu grell und die Entfernungen zu weit sind, gibt es nur zu leicht Überspannungen, an denen eine Ehe zerbrechen kann. Ganz gleich, welcher Art diese Gegensätze sind.

Es muß darum — neben den berechtigten biologischen Bedenken — auch vom Psychologischen, von der seelischen Einfühlungsmöglichkeit her, vor der bluthaften Rassenmischung gewarnt werden.

Aber auch zu große Unterschiede im Sozialen, in der geistigen Sphäre, in religiösen wie weltanschaulichen Dingen, im Alter und

selbst in der wirtschaftlichen Lage sind für die Ehe gefährliche — und wie die Erfahrung zeigt — nicht selten unerträgliche Belastungen.

Das Märchen von der Prinzessin, die den Bettler heiratet und — glücklich wird, ist eben ein Märchen. Das Leben sieht anders aus. Denn die extremen Verschiedenheiten in der sozialen Stellung bedingen in der Regel auch extreme Verschiedenheiten der Bildung, der geistigen und materiellen Interessen und Bedürfnisse, wie überhaupt der gesamten Lebensführung.

Auf welchen gemeinsamen Nenner aber sollen solche Gegensätze in der Ehe gebracht und auf welchen Ton sollen sie abgestimmt werden? Ist hier eine mittlere Linie möglich; oder wird nicht jeder bemüht sein, das Recht seiner „Eigenart" eifersüchtig zu wahren? Sich vergewaltigt fühlen, wenn der andere sich durchsetzen will? Und wenn er kann, seine eigenen Wege gehen? Oder sich enttäuscht, mürrisch oder zänkisch auf sich selbst zurückziehen?

An dieser Klippe scheitern so viele Liebesehen. Oft so bunt und so bizarr wie das Leben selbst. Etwa zwischen: Adelsmann und Proletarierkind, zwischen Professor und Hausangestellter, Kinostar und Student der Rechte, Künstler und Kindermädchen, Bauer und Modistin, Lehrerin und Schuster, oder zwischen dem Jüngling und der reifen Frau, dem Greis und dem halberblühten Mädchen.

Jedes einzelne für sich ebenso ehrenwert wie wertvoll! Zusammen aber gibt es einen tragisch-schauerlichen Klang . . . Selbst auch dort, wo die Verschiedenheiten nicht die eben bezeichneten Ausmaße annehmen. Denn wenn erst die nüchterne, banale oder grausame Grauheit des Alltags den feurigen Elan der ersten Liebe verkühlt hat, türmen sich allmählich Hindernisse und Schwierigkeiten auf, die man früher nicht für möglich gehalten, oder die man früher mit kühnem Schwung zu überrennen geglaubt hat.

Das alles sehen die verliebten Augen vorher nicht; oder sie sehen es nicht scharf genug. Vor allem, wenn es sich um die bekannte „Liebe auf den ersten Blick" handelt! Es gibt diese Liebe. Und sie kann ein großes Glück sein. Aber sie muß sich freiwillig dem Gericht einer gereiften Lebenserfahrung stellen. Das waren früher die Eltern oder vertraute Verwandte. Dadurch ist mancher Ehebruch (im weitesten Sinn)

klug vermieden worden. Heute aber, wo solche Eheberatung nicht mehr erwünscht ist, findet auch eine derartige überstürzte — und daher oft kopflose — Liebe nur noch selten die gütig heilende, weisende oder abwehrende Helferhand. Man würde sie auch nicht annehmen. Weil man sich von keinem „etwas dreinreden lassen" will, da das die andern „doch nicht verstehen . . ."

Man macht es oft wie Evchen Pogner und Walther von Stolzing in den „Meistersingern": einander sehen, sich verlieben und dann „Euch oder keinen" — ist der unwiderrufliche Entschluß! Da nutzen alle Beschwörungen der erschrockenen Amme nichts: „Evchen, Evchen, bist Du von Sinnen? Sahst ihn doch gestern zum ersten Mal" . . .

Evchen ist nicht von Sinnen. Aber es setzt seinen Kopf und sein Herz durch. Diesmal ist es richtig. Denn die Gegensätze zwischen den beiden Liebenden sind harmonisch. Walther ist „frei und ehrlich geboren" und versteht es, „rein und edel zu werben und zu singen". Evchen aber ist das gute, wohlbehütete Kind eines hochgeachteten, reichen Meisters. Da gibt es „einen guten Klang".

Aber das ist nicht immer so bei einer überstürzten Liebe, einer Liebe Hals über Kopf. Davon wissen wieder die Dichter ein Lied zu singen. Die Dichter? Fragt nur das Leben! Fragt nur die stillen oder die lauten Tragödien hoffnungslos zerstörter Ehen . . .

## „GESPENSTER"

Mit dem geliebten Wesen — Ehe zu werden, ist so etwas Großes und schöpferisch Heiliges, daß die Vorbereitung darauf nicht ernst und sorgfältig genug sein kann. Es geht ja nicht nur um ein persönliches Schicksal der beiden Liebenden: es geht noch um ein Drittes: um die Zukunft eines neuen, eines ganzen Geschlechtes. Darum darf nicht nur das eigene Glück und Wohlbehagen ausschlaggebend sein, sondern auch die Rücksicht und Besorgtheit auf Leib und Seele der kommenden Generation.

Es ist eine menschliche und moralische Pflicht, sich vor der Ver-

lobung zu vergewissern: daß — aller Voraussicht nach — sich in dem beabsichtigten Liebesbund gute, beste Anlagen vereinigen; daß der eigene Anlageschatz durch den andern nicht vermindert, sondern neu bereichert wird.

Aber wer denkt daran, wenn er verliebt ist oder sich anschickt, Bekanntschaft zu suchen? Man läßt sich über den eigenen und den Charakter des andern in ausführlichen Schriftanalysen aufklären. Und das ist gut! Man sucht hinter die finanziellen Verhältnisse der Familie des andern zu kommen und erkundigt sich nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und Achtung. Was auch durchaus berechtigt ist. Aber wie es da sonst aussieht: gesundheitlich — körperlich, seelisch, geistig — das kümmert die allerwenigsten. Man weiß von diesen Dingen nichts. Und wenn man etwas darüber erfährt: wird schon nicht so schlimm sein . . . Bis dann Kinder da sind, unglücklich belastete Kinder, und es zu spät ist . . .

In Ibsens „Gespenster" stöhnt der kranke Oswald — einziges Kind aus einer schnöden Geldheirat mit einem erblich Belasteten —: „Ich bin geistig gebrochen, vernichtet . . . Ich habe niemals ein stürmisch-ausgelassenes Leben geführt . . . Und trotzdem ist das alles über mich gekommen!" Auf seine vielen Fragen nach dem Warum hat ihm endlich der Arzt die Antwort gegeben: „Die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht . . ." Und die Mutter kann nicht anders, als es bestätigen. Sie tut es aus Angst, Oswald könnte Regine heiraten, die unehelich geborene Tochter des Vaters . . . Er heiratet Regina nicht. Sie verkommt irgendwo im Laster der Hafengasse. Oswald aber fleht die Mutter an, ihm das Sterben zu erleichtern: „Ich habe dich nicht um das Leben gebeten. Und welch ein Leben hast du mir gegeben! Ich will es nicht. Nimm es zurück . . ." Da packt und schüttelt ihn der letzte Anfall und schon im sichern Zugriff des Todes jammert er verröchelnd: „Mutter, Mutter, gib mir die Sonne . . . die Sonne, Sonne . . ." Er stirbt an den Sünden seines Vaters.

Es gibt noch schlimmere Kinderschicksale als das des frühgetöteten, nach Sonne und Leben schreienden Oswald: jenes lebenlange körperliche und geistige Siechtum; jenes Verkrüppeltsein an Seele und Leib;

und der ganz unermeßliche Abgrund sittlicher Verkommenheiten: das verfluchte Erbe gewissenloser, instinktloser Eltern und die Folge eines verdorbenen Keimgefüges von Generationen her. Geht nur einmal in die Irren- und Schwachsinnigenhäuser, in die Fürsorgeanstalten; fragt nur einmal die Pflegerinnen und Helferinnen der öffentlichen Karitas; lest einmal eine Woche die Gerichtschronik in den großen Tageszeitungen; oder studiert die Literatur über Erbkrankheiten. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" Ein „Dies irae" menschlicher Schuld, menschlicher Verirrungen; und ein „Inferno" unaussprechlichen Grauens: ob der unbarmherzigen Rache der beleidigten Natur.

Übertreibung? Wenn es nur übertrieben wäre! Dieser Zug des Grauens von Irrsinn, Verblödung, von sexueller Verwüstung und sittlicher Verwilderung; von all der seelischen und leiblichen Not. Nirgendwo als hier ist das so sehr „der Fluch der bösen Tat: daß sie fortzeugend Böses muß gebären" . . .

Nirgendwo aber ist auch der Segen des reinen Blutes und des reinen Herzens so überreich und so köstlich und so offensichtlich, wie in den natürlichen Bezirken der Vererbung.

Es ist darum notwendig, vor der Ehe zu wissen: ob die eigene und die Familie des andern in ihrer ererbten Konstitution einwandfrei ist. Und man soll dem Staat dankbar sein, wenn er hier helfend und ratend eingreift.

Wie bei den Familien, so soll aber auch die eigenpersönliche Beschaffenheit — und auch die des andern — in sittlicher, geistiger und körperlicher Hinsicht gut und gesund sein. Insbesondere ist unbedingt die Ehe abzulehnen: bei chronischem Alkoholismus, bei offener Tuberkulose und bei Geschlechtskrankheiten. Wenigstens so lange, bis fachkundige Ärzte die völlige Gesundung bestätigen. Das gilt auch bei offensichtlicher Disposition zu Lungentuberkulose, zu schweren Herzfehlern, und natürlich erst recht bei geistigen Störungen, die auf Ererbung schließen lassen.

Es gibt auch eine persönlich erworbene Disposition zu sittlicher Minderwertigkeit, die für die Ehe unfähig macht: gemeine, ausschweifende Lebensweise; sittliche Frivolität, Perversitäten jeder

Art, betonte Ablehnung der ehelichen Treue und des Gehorsams gegen die ehelichen Gesetze der Natur. Auch hier muß unbedingt und tapfer der Eheschließung widerstanden werden. Selbst auf die Gefahr hin, „sitzen zu bleiben". Es ist besser, nicht zu heiraten, als schon bald — vielleicht schon am Morgen nach der ersten Nacht — nicht nur alle Blütenträume, sondern auch ein ganzes Leben zerstört zu sehen. Das eigene Leben und das Leben eines kommenden Geschlechtes . . .

## OPFER

Das Leben bedarf — um überhaupt bestehen zu können — zutiefst der Opferung. Weil dieser Fundamentalsatz aller Lebensgemeinschaft von den meisten nicht auf die Ehe angewandt wird, gibt es so viele schlechte Ehen.

Ehe ist — von welcher Seite man sie auch immer ansehen mag — Opfer, nichts als Opfer. Wo der Wille dazu fehlt, da fehlt auch der Wille zur Ehe. Da ist höchstens die Absicht vorhanden, zu „heiraten": in denselben Räumen eine gemeinsame „Möbel- und Speisegesellschaft" (Strindberg) einzurichten; sich „gut zu versorgen" und sich auch sonst noch gütlich zu tun . . . Liebe? Was man so Liebe nennt . . . Gleichklang der Gefühle, der dann manchmal bis an die Schwelle der Ehe reicht; manchmal bis zum Ende des ersten Jahres; bis zum ersten Kind . . . In der Regel aber schon vorher im öden Alltag und im Lärm von draußen sanglos verklungen ist. Denn Liebe ohne Opfer ist wie Leib ohne Seele und wie Sonne ohne Wärme: tot, ganz unmöglich; ein einziger großer Betrug!

Wenn darum einer wissen will, ob er für die Ehe bestimmt ist, muß er wissen, ob er zum Opfer fähig ist. Die wenigsten machen sich recht klar, was das heißt: Opfer! Wie ja die meisten über die Ehe selber nicht im klaren sind.

Opfer in der Ehe, das bedeutet: immerwährende Selbstverleugnung; es bedeutet, daß man nicht mehr und an sich selber denkt, sondern nur noch an — andere. Das fängt schon vor der Verlobung an: man spart und schränkt sich ein, um das andere beschenken zu können;

macht seinetwegen beschwerliche Wege und weite Reisen; schreibt Briefe, anstatt ins Konzert zu gehen; verzichtet auf den bisherigen Umgang mit gewissen Menschen aus Rücksicht auf Gefühle und Schwächen des andern; man nimmt seinen Körper in harte Zucht, um ihn stark und gesund für den andern zu erhalten; man versagt sich Genüsse und Freuden (Alkohol, Tabak usw.) die wohl erlaubt sind, die aber nur zu leicht die jugendlichen Kräfte schwächen und ein großer Schaden für die Ehe werden können; statt dessen stählt man seinen Leib in frischer Luft, in Sonne und Wasser und hält den entnervenden Rausch wüster Gelage und durchtanzter Nächte von ihm fern.

Das alles muß schon in der Zeit der ersten „Bekanntschaft" und vor der Verlobung anfangen. Wo das nicht ist: wo man nicht den Willen und die Kraft aufbringt um des andern willen, um der Ehe willen auf Erlaubtes zu verzichten und sich Gefährliches zu versagen, sich Gewalt anzutun aus Liebe, da ist die Ehe schon in der größten Gefahr, bevor sie begonnen hat . . .

Vielleicht ist der Wille ehrlich und gut, aber es fehlt noch an sittlicher Kraft, ihn ganz und an der richtigen Stelle einzusetzen. Das ist dann für die Liebe willkommene Gelegenheit, sich dem andern zu beweisen: indem sie ihm hilft — vielleicht ganz unbemerkt hilft — stark zu werden. Daraus kann freudiger Wettstreit werden, in dem sich zeigt, wer größer, liebender ist, wer am fähigsten ist zum Opfer, Opfer für den andern.

Keine Frage: Hier wird an die edelsten Kräfte eines adeligen Weibtums und eines ritterlichen Manntums appelliert. Keine Frage aber auch, daß es für das Selbstgefühl eines stolzen Mannes unerträglich ist, hier der Schwächere und der Unterliegende zu sein; daß er darum seine allerbesten, allertapfersten, allermännlichsten Truppen mobilisieren wird, um in diesem Wettstreit der Liebe Sieger und Herrscher zu sein, Sieger und Herrscher im — Opfern. Denn „es ist schön für andere zu leben!" (Grillparzer)

Für andere zu leben! Das ist das Leitmotiv jeder guten Ehe. Darin erschöpft sich — natürlich gesehen — ihre Schönheit, ihre Kraft, ihr Wert und ihr Glück; überhaupt die Sicherheit ihrer menschlichen Existenz. Wie sollte man als Mann und Frau einander alles sein kön-

nen; wie sollte man Kinder erziehen, physisch und geistig formen können, ohne die unbedingte Bereitschaft, für sie zu leben! „Wer andere recht leiten will, muß fähig sein, viel zu entbehren!" Dieses tiefe Wort Goethescher Lebenskunst muß der Wegweiser für jeden sein, der sich auf die Ehe vorbereitet. Alles Große lebt vom Opfer! Und je größer es ist, desto größer ist das Opfer, das verlangt wird. Je besser, harmonischer und vollkommener eine Ehe werden soll, desto stärker und bewußter muß die aktive Bereitschaft zu immerwährendem Opfern sein.

Das geht nicht ohne weiteres und nicht ohne Mühe und stärkste Anspannung aller menschlichen und sittlichen Kräfte. Und man kann nicht früh genug beginnen, sich darin zu üben. Wer es tut, wer sich gewöhnt: über sich selbst hinauszudenken, Ohr und Auge für andere zu haben, zuchtvoll zu leben als planmäßige Vorbereitung für die ersehnte Liebesgemeinschaft: der legt damit den besten Grund für eine gute Ehe, die doch der Herzenswunsch aller wirklich Liebenden ist.

## DER GARTEN

Das Allerfeinste und das Allerzarteste und das Duftigste der Liebe ist die Ehrfurcht. Liebe ohne Ehrfurcht ist treibender Trieb; ist Diktatur enthemmter Gefühle; ist Rausch ohne Seele; Blume ohne Farbe, Schwur ohne Wahrheit; kann morgen schon „blonde Bestie" sein und so zu namenlosem Unglück werden.

Ob eine Liebe voller Ehrfurcht ist, erkennt man nicht an süßen Worten und an goldenen Geschenken. Auch nicht an den glänzenden Augen und der bewährten Treue in Gefahren, die von außen — die von Dritten — kommen.

Ehrfurcht ist etwas anderes als Höflichkeit, galante Art und gute Manieren. Sie ist mehr als Zärtlichkeit und „Anbetung" in schönen Versen. Das alles kann menschlich echt und das Zeichen eines sauberen und disziplinierten Charakters sein. Man soll sich herzlich darüber freuen und es auch so machen!

Aber ehrfürchtige Liebe geht über das bloß natürliche Gefühl hinaus; geht über es hinweg; tritt sogar manchmal gegen es kämpferisch, herrisch oder als seine bewußte und gewollte Zuchtrute auf!

Ehrfurcht ist das letztlich Heilige und Göttliche in der Liebe! Sie macht die Liebe erst zur Liebe! Denn sie umfängt mit allen Sinnen und mit allem Großen, Edlen und Schönen der eigenen Seele — Leib und Seele des andern. Sie macht aus dem Geliebten — Tabernakel: strahlende Wohnstätte des Heiligen Geistes! Davor sie kniet; davor sie ihre hellsten Lichter und den kostbarsten Weihrauch ihrer Andacht brennen läßt!

Ehrfürchtige Liebe ist Jubel und Gebet: weil Gott das Wunderwerk dieser Menschenseele, dieses Menschenleibes geschaffen und ihm — dem Liebenden — zur Freude, zur Hut und zum gemeinsamen Gottes- und Weltdienst geschenkt hat! Jubel und Dank: daß er für wert und würdig gehalten wurde, im Mysterium der Liebe mit dieser Menschenblume — Frucht zu werden! Heilige Frucht, die die Erde und den Himmel reicher macht!

Die Ehrfurcht umfriedet die Liebe; sie bändigt sie, wo sie ins Triebhafte ausbrechen will; und stützt sie in meisterlicher Zucht, wo sie schwach, klein und — alltäglich zu werden droht. Ehrfurcht ist die — Königin der Liebe!

Aber ist das nicht doch ein ungesundes Vernünfteln und ein verstiegener Mystizismus? Muß nicht darunter die natürliche Ursprünglichkeit und der fliegende Schwung des ersten Gefühls leiden? Ist das nicht eine verkrampfte Liebe, diese Liebe an der eisernen Kandare?

Wo Ehrfurcht — Krampf und eiserne Kandare ist: ja! Da muß das Gesunde und das Natürlich-Ursprüngliche leiden; und es gibt flatternde Nerven!

Aber das ist ja doch die Ehrfurcht nicht! Sie tötet kein echtes Gefühl, sie verbiegt es nicht und verdrängt es nicht. Sie hält es — aus übergroßer Liebe und darum in tausend Freuden — in heiliger Hut! Und so ist die Ehrfurcht das erste — Opfer, das die Liebenden einander bringen dürfen. Sie bringen es nicht mit mürrischen Händen und mit verbitterten Herzen; sondern in seligem Jubel: schau, das tu ich für dich; das kann ich für dich . . . Und wenn

es sein muß: wir beide bringen noch viel mehr fertig! Weil wir uns so lieb haben!

An dieser Liebes-Opferkraft entzünden sich täglich neue Altäre gegenseitiger innerster Zuneigung, Achtung und bewundernder Verehrung! Was aber könnte der Liebe dienlicher sein, sie fester, seliger und beglückender machen: als Verehrung; als jene Fülle höchster Achtung, die im andern das edelste, tapferste und liebenswürdigste Geschöpf der ganzen Welt bewundert.

Das sammelt einen Reichtum an Vertrauen und beiderseitiger Wertschätzung an, der später in der Ehe hundertprozentig Zinsen bringt. Man soll das nicht übersehen oder gering achten. Die Liebesvorräte, die man so in der offenen Hand in die Ehe bringt, sind leicht und schnell verbraucht. Denn die Zeit frißt die Liebe! Da muß man bald nach neuen Schätzen graben. Eben nach jenen seltenen, tieferliegenden Schätzen der Persönlichkeit des geliebten Menschen, von deren Vorhandensein die Brautzeit so beglückende Beweise erbracht hat.

Wo man aber von früher her nichts von solchem Reichtum weiß, da gräbt man auch in der Ehe nicht danach. Und die Ehe erkrankt an der Dürftigkeit der Liebe.

Der Grund dafür liegt dann schon in der Zeit vor der Ehe. Damals hat man gegenseitig die geheimsten und die heiligsten Winkel im ureigenen Garten des andern ehrfurchtslos durchstöbert. Hat frische Beete zertreten, junge Blüten zerrupft und Früchte gepflückt, die ganz unreif waren. Man hat das Geheimnis zerstört! Wo kein Geheimnis mehr ist, da ist auch keine Sehnsucht. Und wo keine Sehnsucht ist, da ist keine Liebe.

Das hat damals ein wehes Trauma gegeben, eine seelische Wunde. Zuerst noch unbeachtet. Und wenn die Gedanken kommen wollten, jagte man sie schleunigst fort. Weil sie ja doch auch eine Anklage waren gegen die eigene Armseligkeit und Alltäglichkeit. Aber später! Als der erste Streit kam! Und dann in der Ehe: als man in Zorn und Bitterkeit offen mit sich selbst und mit dem andern sprach: „Ich hab es ja schon immer gewußt: bist auch eine wie alle andern . . .

bist auch nicht besser, als alle andern . . . Hätt' ich nur damals nicht . . ." Hätt' ich nur nicht! Aber der Garten ist nun einmal verwüstet. Und um das verlorene Glück trauert eine enttäuschte Liebe . . .

Wenn es kein Sittengesetz und kein Gewissen gäbe: schon die allereinfachste Klugheit und ein natürliches Gefühl für unwägbare, aber unzweifelhaft gewisse Zusammenhänge im menschlichen Leben müßte die körperliche Tür zum Garten heiligen Frautums und Manntums bis zur Ehe fest verschlossen halten.

Die getreueste Wächterin, die freiwillig und beständig dieses Heiligtum behütet, ist die Ehrfurcht. Alle Liebenden sollten täglich Gott um die Erhaltung und Vermehrung dieser Ehrfurcht bitten.

Aber das Beten allein genügt nicht. Man darf seinen Garten auch nicht mutwillig und leichtsinnig offen stehen lassen: man soll sich nicht selber — und erst recht nicht den andern — in Versuchung führen! Es ist leichter, die Versuchung zu meiden, als — einmal drin — stark zu bleiben. Machen wir uns nichts vor: wir werden in schwerster Versuchung einmal, auch wohl ein zweites Mal widerstehen können. Aber beim dritten, beim fünften Mal . . . Das müßten schon Auserwählte und sittliche Riesen sein!

Wie weit man gehen darf? Fragt die Ehrfurcht, die allerehrfürchtigste Ehrfurcht. Und sonst keinen. Auch die Liebe nicht! Sie gerade nicht! Denn niemals ist der Mensch mehr geneigt, sich selber zu betrügen: als wenn er unerleuchtet liebt oder lodernd haßt . . .

## GRETCHEN-FRAGE

Das lose Spiel zwischen Faust und Gretchen ist bitterernst und rote Glut geworden:

„Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmer mehr.
. . . . . .

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft ich fassen
Und halten ihn,

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

. . . . . .

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer . . ."

Nun ist er wiedergekommen! Er, mit dem „hohen Gang und der edlen Gestalt", ohne den ihr die „ganze Welt vergällt" ist. Und die Seligkeit ist — ja, aber . . . Es stimmt da etwas nicht! Merkwürdig, diese Angst im Herzen! Oder ist es das aufgepeitschte Gewissen?

„Heinrich! Mir graut's vor dir!

. . . . . .

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt . . .

. . . . . .

Es tut mir lang schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh."

Und aus dieser tödlichen Verlegenheit und Sorge kommt dann schließlich doch die nicht mehr zu verschweigende Frage:

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon."

Die „Katechese", die nun folgt, ist ein Musterbeispiel jener religiösen Auseinandersetzungen zwischen Liebenden, die sich im Letzten und Wichtigsten des Lebens — Gott — nicht einig sind. Man fragt

und drängt und bittet, und erhält „beruhigende Erklärungen", von denen doch beide wissen: daß sie im Grunde nicht mehr als billige oder schlaue Ausflüchte sind. „Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!" Den Mephisto des Unglaubens in mir. „Es muß auch solche Käuze geben!"

Und Gretchen beruhigt sich. Trotzdem sie nun erst recht weiß: „ . . . du hast kein Christentum." Denn Faust macht dieser peinlichen Inquisition — unwiderstehlich, wie er ist — ein vorzeitiges Ende: seine Leidenschaft. Eine Woge wilder Wonnen stürzt über das erschreckte Mädchen . . . Und alles ist vergessen: Antwort, Angst, Gewissen und auch Mephisto! Probates Mittel, unbequeme Fragen fortzuwischen:

„Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen,
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?"

Und sofort kommt die erwartete Antwort:

„Ach, wenn ich nur alleine schlief'!
Ich ließ dir gern heut nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief . . ."

Aber:

„Was tu ich nicht um deinetwillen?
. . . . . .
Seh ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich getan,
Daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt."

Und so kann es gar nicht anders kommen, als eines Tages:

„Wohin ich immer geh,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Hilf! Rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!

. . . . . .

Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

. . . . . .

Heinrich! Mir graut's vor dir."

Es braucht nicht immer solchen Ausgang zu nehmen. Trotzdem er gar nicht einmal so selten ist, der Ausgang dieses selbstbetrügerischen:

„. . . alles, was dazu mich trieb, Gott! war so gut! Ach, war so lieb!"

Wo immer unter Liebenden keine Harmonie in den sittlich-religiösen Auffassungen besteht, da droht dieses tragische: „Heinrich! Mir graut's vor dir!" Auch dann, wenn es nicht zu einer Gretchen-Tragödie, sondern zu einer gutbürgerlichen Ehe kommt.

Wie kann das gut werden in der Ehe, wenn man in den heiligsten Dingen des Göttlichen und des Ewigen einander nicht versteht? Wenn man in den letzten Fragen, die der Mensch an das Leben selber stellen muß, keine gemeinsame tröstliche Antwort weiß? Wenn man solche Fragen nicht einmal mehr stellen darf, weil das nur eine neue innere Entzweiung und fast immer äußeren Zank und Streit hervorruft?

Da schweigt man am besten. Geht kalt und tot nebeneinander her. Wo aber in diesen sakralen Bezirken des Lebens keine Gemeinschaft — keine Liebesgemeinschaft — ist: wie soll da eine Gemeinschaft sein in den andern Dingen der Ehe, die oft so schwierig oder so banal oder so — ärgerlich sind? . . .

Eine Ehe, in der nicht die gleiche religiöse Temperatur bei Mann und Frau herrscht, ist ständig den empfindlichsten und schmerzlichsten seelischen Erkältungen ausgesetzt. Da gibt es dauernd Störungen des innern und des äußern Gleichgewichts. Ehe — gute Ehe — zu leben, ist unter normalen, günstigen Verhältnissen schon ungeheuer schwer; verlangt schon dann ein über das Alltägliche hinausgehendes Maß an Liebe, an Energie und Opferkraft. Wie erst, wenn außer allem andern noch die fast unerträglichen Spannungen religiöser Zwiespältigkeiten kommen. In der Theorie kommen. Und erst recht in der Praxis: Schlafkammer, Kinderstube, Sonntagsheiligung, Sakramente . . . Es gibt noch andere als Gretchen-Tragödien . . .

Oder aber der eine Teil gibt nach. Der bisher religiös gläubige Teil . . . Und es wird Friedhof in dieser Ehe: es gibt keine Probleme und keine religiösen Schwierigkeiten mehr in dieser Ehe. Und das ist die allergrößte Tragödie . . .

Man kann die Gretchen-Frage gar nicht früh genug und ernst und unbedingt genug stellen: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?"

Und man soll sich nicht von seinem Faust geistreich oder leichthin oder mit einer glühenden Umarmung abspeisen lassen. Sondern unbestechlich, tapfer und klug eine klare Antwort verlangen. Antwort, die praktisch und beständig zu beweisen ist. Sonst soll man sie nicht glauben. Soll seiner Wege gehen . . .

## DIE ALLERSCHÖNSTE ZEIT

Glückliche Braut! Man sieht es ihr schon von weitem an. Kein König kann seine Krone und kein Eroberer seinen Sieg so stolz und kühn vor aller Augen tragen, wie die junge Braut ihren goldenen Ring.

„Nun muß sich alles, alles wenden!" . . . Noch ein paar Monate — höchstens noch ein Jahr —: und die Welt, eine große, reiche, herrliche Welt, fängt erst an! Es gibt keine andere Zeit des menschlichen Lebens, die innerlich so sehr beschenkt, die so voll heimlicher Süße und seliger Erwartung ist, wie die rechte, reine Brautzeit. Auch die

köstlichste und die beglückendste Erfüllung seligster Träume kann den holden Zauber und die duftige Schöne dieser Tage nicht wiedergeben.

Brautzeit! Gott hat sie in seiner gütigsten Stunde erdacht. Kein schönerer Frühling je auf Erden, als der in tausend Blüten und in allen Liedern schwelgende Lenz der Liebe. Sie sollen sich seiner freuen, sich seiner überfreuen, die glücklich Liebenden! Und sollen ihn hüten, daß kein nächtlicher Reif die junge Pracht verdirbt . . .

Reif? Nie ist sein kalter, zerstörender Frost für die blühende Liebe so gefährlich und so tödlich, wie in den frohen Gezeiten des bräutlichen Frühlings. Die Gewöhnung ist der Reif der Liebe. Was man täglich sieht und täglich hört und täglich hat, verliert das Ungewöhnliche, das Seltene, das Beglückende. Man trinkt es schließlich achtlos und geschmacklos wie Wasser. Verlobte können keinen größeren Fehler machen, als zu oft zusammen zu sein. Je seltener, desto kostbarer! Immer an einander denken; sich ständig nach einander sehnen; aber bei einander sein so wenig wie nur möglich! Das muß immer ein Fest werden. Man kann aber nicht jede Woche Feste feiern.

Aber schreiben kann man einander. Das Allerliebste schreiben. Kann sich selbst schreiben: von den Sehnsüchten, den Gedanken, den Einsichten, den Erfahrungen und Absichten; von Gott, der Welt und den Menschen! Und so das Geliebte — als das einzige Wesen in der Welt — einlassen in den Wunderraum ganz persönlicher, sonst ängstlich verschlossener Geheimnisse.

Das zwingt das andere: auch seine Schatzkammern freudig aufzuschließen! Und in diesem gegenseitigen Sichbeschenken und Sichbereichern wächst die Liebe in die Tiefe; und das Vertrautsein wird zu einem geistigen Ringen, bei dem es nur Sieger und keine Unterlegenen gibt.

Hier wird allerwichtigste, allerweiseste Erziehungsarbeit für die Ehe geleistet. Darum so wertvoll und so unersetzlich: weil sie gegenseitig und weil sie freiwillig ist. Nie ist der Mensch innerlich so bereit und so fähig, vom andern zu lernen, als wenn er liebt; wenn er bräutlich liebt.

Stolzes Kraftbewußtsein des Mannes: der Geliebten den Weg

ins Leben zu weisen: seine Höhen und seine Abgründe; seine Geschenke und seine Versuchungen; seine Aufgaben und seinen tiefsten Sinn. Ihr den Weg in die Ehe zu weisen: das Große und Schöne; die Verstrickungen und Gefahren; die Verpflichtungen mit ihren menschlich, sittlich, göttlichen Begründungen. Da wird eine heilige Liebessaat ausgestreut, die einmal hundertfältige Frucht bringt.

Und die Braut kann die wundersame Fülle ihres knospenden Frautums dem Geliebten offenbaren. Kann ihn — vom Seelischen, von der Intuition, vom Gefühl her — in das Heiligtum fraulichen Wesens führen; in unbekanntes Märchenland, so farbig und so mannigfaltig und so unermeßlich tief, wie es sich die kühle Überlegung des Mannes nie hätte träumen lassen. Lebenbestimmende Fragen über Ehe, Familie, Mutter und Kind; über frauliches Fühlen und Wollen, über seinen Reichtum, seine Begrenzungen, Schwächen und seine Stärke können hier dem nichtswissenden Manne offenbart werden!

So wird aus Erfahrung, Überlegung, aus innerer Schau und Einsicht — getragen und übergoldet von einer unendlichen Liebe — ein Weltbild aufgerollt, das allmählich gemeinsamer, beglückender geistiger Besitz wird. Die Brautzeit: Hohe Schule der Ehe.

Man kann das alles einander selten sagen. Weil man dabei gesammelt und unbefangen sein muß. Darum kann man es besser schreiben. Keine schöneren Liebesbriefe, als solche Liebesbriefe. Sie gehen durch die ganze Ehe mit. Können Lotsenruf und Gewissen sein, wenn es einmal später nebelig wird . . .

Der allerkälteste Reif für die bräutliche Liebe ist die — körperliche Entzauberung. Alles, was schon jetzt körperlich verschenkt wird, ist für immer verschenkt; ist auf immer dahin. Unwiderruflich dahin. Die Gefühlskälte vieler Frauen in der Ehe und die Untreue vieler Gatten hat oft ihren natürlichen Grund in der körperlichen Entzauberung der Liebe durch eine mißbrauchte Brautzeit. Wer die Blüten verwüstet hat, wird vergebens auf Früchte hoffen. Und mit den Blüten wird nicht selten auch der Baum beschädigt . . . Man kann sich selber und dem andern keine größere Liebe antun und keine bessere Gewähr für eine gute Ehe geben: als wenn man sich kostbar macht,

sich körperlich kostbar macht. Den blühenden Garten seines Leibes blühend erhält. Ihn vor den Überfällen des eigenen Blutes und den Lockungen des liebsten Troubadours verschlossen hält.

Deshalb ist aber auch eine lange Brautzeit von großem Übel. Sie soll nicht zu kurz sein, weil sonst ihr Zweck nicht erreicht wird; sie soll erst recht nicht zu lang sein, weil sonst die Gefahr, stumpf oder unlauter zu werden, kaum zu vermeiden ist.

Aber oft sind die äußeren Verhältnisse an einer zu langen Verlobungszeit schuld. Da hilft nur eines: eine lange Schonzeit einlegen. Eine Zeit, in der die äußere Verbindung einmal ganz unterbrochen wird; freiwillig und mit gegenseitiger Zustimmung unterbrochen wird. Wo man einander weder sieht noch schreibt. Das mag ein harter Prüfstein für die Liebe sein. Vielleicht, daß sie es nicht erträgt und andere Wege geht. Schmerzlich, aber laßt sie gehen. Sie wäre auch sonst gegangen . . . Nur etwas später. Und dann viel bitterer und zerstörender. Wenn eine Liebe solcher Zeit nicht standhält . . . Wenn sie aber standhält, ist die lange Brautzeit nicht vergeblich, sondern eine Gnade gewesen. Man soll Gott dafür danken. Denn sie ist die beste Zuversicht: daß auch die Ehe standhalten wird . . .

## NOTWENDIGES RÜSTZEUG

Geistige Vorbereitung auf die Ehe ist der wesentliche Sinn der Verlobungszeit. Aber es darf auch die „technische" Vorbereitung nicht übersehen oder vernachlässigt werden.

Wenn ein Junge Schlosser, Kaufmann, Professor oder Priester, wenn ein Mädchen Verkäuferin, Schneiderin, Lehrerin oder Ärztin werden will, bereiten sie sich gründlich, fachlich — und zwar jahrelang — darauf vor. Sie müssen vieles lernen, Prüfungen bestehen und praktisch arbeiten, ehe man sie selbständig schaffen läßt. Das ist ganz selbstverständlich.

Aber merkwürdig: für den allerwichtigsten Beruf der Mutter und Hausfrau hält man das nicht für nötig. Man beschäftigt sich mit vielen schönen und guten, aber auch herzlich überflüssigen Dingen;

man treibt alles Mögliche in Sport, Vergnügen und „Bildung". Aber die geistige und technische Vorbereitung auf die Mutterschaft und auf den Beruf als Hausfrau hält man für überflüssig.

Hauptsache: daß die Aussteuer komplett ist; daß man sich „vor den Leuten sehen lassen kann". Was später kommt; wie das dann in der Ehe und im Haushalt wird . . . „Meine Tochter wird schon schwimmen, wenn sie ins Wasser geworfen wird; die Allerdümmste ist sie ja auch nicht; und sie hat an mir das beste Beispiel gehabt . . ."

Was es mit diesem Schwimmen, mit dieser Gescheitheit und dem guten Beispiel auf sich hat, das bekommen der Mann und die Familie noch zu spüren . . . Es ist ebenso gewissenlos wie kurzsichtig: die Ehe zu beginnen, ohne ihr geistig und technisch-handwerklich gewachsen zu sein.

Da ist bald alle Poesie von gestern und nicht selten auch alle Liebe am Ende, wenn man sie so wirtschaften sieht: ohne jedes Geschick; ohne jede Übung und Erfahrung; ohne auch simpelste Begriffe zu beherrschen und einfachste Handgriffe zu können. Und das in einer Zeit, wo die junge Frau vielleicht schon seelisch und physisch durch die Beschwerden des Mutterwerdens stark in Anspruch genommen ist.

Viele Liebesehen gehen im ersten halben Jahr deshalb zugrunde: weil die junge Frau die Ehe geistig und technisch-praktisch nicht bewältigen kann. Eine Weile wird die Unzulänglichkeit der ungeschickten Hausfrau noch mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Und die erste Ungeduld und Enttäuschung durch eine gefühlsmäßig gebundene Nachsicht überwunden. Eine Zeitlang . . . Aber dann! Und wenn erst die alle Verhältnisse und Bequemlichkeiten auf den Kopf stellende Hausrevolution des ersten Kindes da ist! Da gehen die Nerven in die Brüche. Und mit den Nerven allzuleicht der Friede und die Liebe.

Das junge Mädchen kann nicht früh genug beginnen, sich daheim tüchtig in allen schönen Künsten der Hauswirtschaft zu tummeln. Nicht nur so nebenbei und aus Laune, Zwang oder Spielerei. Sondern als bewußte Vorbereitung auf die Ehe. Es kann diese Arbeit nicht eifrig, sorgfältig und verantwortungstreu genug tun. In jedem Fall. Auch wenn „man es nicht nötig" hat. Wer kann das wissen? Die Zeiten und Umstände sind heute wandelbarer als je.

Unvernünftige Mütter, die das nicht einsehen! Die nicht ihre größte Energie darauf wenden, daß die Tochter auf ihren Eheberuf so gründlich und so praktisch wie nur möglich vorbereitet wird! Wenn es notwendig ist, sollten auch die Väter hier ein ernstes Wort mitsprechen. Härte ist hier größte elterliche Liebe. Auch wenn das der Unverstand des Kindes noch nicht einsieht.

Aber die Braut muß es einsehen. Und wenn sie gewissenhaft und klug ist, wartet sie nicht auf Befehl und Zwang, sondern rüstet sich auch praktisch auf eigenen Entschluß und in dem festen Willen, ihre Zukunft selber zu formen, für alle Aufgaben der ersehnten Ehe zu.

Das bedeutet: lernen und Hand anlegen. Es soll nicht alles unbesehen übernommen werden, wie es in der Familie von altersher gemacht worden ist. Es gibt auch Wandlungen, Verbesserungen in der hauswirtschaftlichen Kunst. Und vor allem auch in der Ernährung und in der Kinderpflege.

Die neuzeitliche Ernährungswissenschaft soll eingehend und systematisch studiert werden. Es wird — bei dem gerade in diesem Punkt in der Regel sehr beharrlichen Sinn der meisten Mütter — nicht ohne weiteres möglich sein, die so gewonnenen Erkenntnisse gleich praktisch im Hause anzuwenden. Aber man soll die theoretischen Kenntnisse besitzen. Und wenn Gelegenheit ist, außerhalb der Familie die Küche zu erlernen, wählt man am klügsten die Reformküche. Man kann dieses Wort nicht dick genug unterstreichen. Auch auf die Gefahr hin, belächelt zu werden. Weil ja doch die meisten Menschen von heute von diesen Dingen noch nichts wissen; oder — des verdorbenen Gaumens willen — nichts wissen wollen.

Auch in der Säuglings- und Kinderpflege gibt es jetzt ganz neue, sehr wichtige Erkenntnisse, über die eine zukünftige Mutter unterrichtet sein muß. Wir wissen heute, daß die große Kindersterblichkeit von gestern im wesentlichen auf hygienischen Fehlern und Unterlassungen beruhte. Sie sind auch jetzt noch lange nicht beseitigt oder überwunden. Man schaue sich nur manche junge Mutter bei der Pflege ihres Kindleins an . . . Es ist darum für jede Braut unerläßlich, daß sie sich gründlich mit der neuzeitlichen Kinderernährung und -pflege vertraut macht. Und sich auch praktisch darin ausbildet.

Eine gesunde Familie aufzubauen ist in der Hauptsache das wichtige Amt der Mutter. Eine Familie, die körperlich und geistig den großen Anforderungen des modernen Lebens gewachsen ist. Dazu muß man viel wissen und viel können. Sich dieses Wissen und dieses Können — so weit als eben möglich — vor der Ehe anzueignen, muß der Ehrgeiz jedes Mädchens sein, das Braut und Mutter werden will.

## EINKEHR

Der Advent der großen Liebe ist zu Ende. Nur noch Wochen, Tage und endlich, endlich . . . Es ist auch höchste Zeit! Denn die Spannung wird immer stärker und schmerzlicher. Und dann all das Gerenne und Überlegen und Besorgen der letzten Wochen: die vielen Ausweise und Papiere, die Anschaffung der Möbel, mit den tausend Kleinigkeiten; die Wohnung, die man erst nicht finden konnte, und die dann eingerichtet werden mußte; Schneiderin im Hause, Abschiedsbriefe und Besuche; die Mutter immer mehr aus dem Häuschen: und dabei soll man doch ständig und überall die strahlende Braut sein. Gut, daß das nun bald soweit ist.

Es braucht nicht alles so zu sein! Aber es ist doch meistens so. Denn die Dinge besitzen den Menschen oft mehr, als er die Dinge besitzt.

Nun hat es so lange gedauert, kann es auch auf ein paar Tage länger nicht mehr ankommen. Bei der Festsetzung des Hochzeitstages sollte man unbedingt ein oder zwei Tage vorsehen, die ganz und ungeteilt der inneren Sammlung vorbehalten bleiben.

Tage ohne das nervöse Getue und die sonstige Hast; ohne äußere Geschäfte und Verpflichtungen. Tage, die der inneren Einkehr gehören: Rückblick auf die wunderschöne Brautzeit; Ausblick auf die neue Gemeinschaft in der Ehe. Noch einmal wird der große Lebensplan gemeinsamer Aufgaben und Ziele aufgerollt und feierlich wiederholt. Ein Lebensplan, in dem auch Raum ist für das Bittere und Schwere, das nicht ausbleiben wird; das zum Leben — zum Eheleben — gehört. Und das — wenn man nicht davor zurückschreckt

oder flieht, sondern es gläubig zu bewältigen sucht — größter Gewinn werden kann.

Und dann die letzte Beratung mit Gott! Gott, der in Christus immerwährender Bräutigam der Seele ist. Der darum immer dabei ist — dabei sein soll — wo Liebende sind. Nicht als flüchtige Andacht und gelegentliches Gebet, wenn es wo brennt oder fehlt! Gott, als das große, verpflichtende Geheimnis des Lebens, nach dem alle Wege in Gegenwart und Zukunft gerichtet werden müssen. Gott, der in das Leben der neuen Familie hineingenommen werden soll: auf daß Er es mit seinem Geist erleuchte, führe und stark mache für alle Aufgaben, Freuden und Wunden der kommenden Ehe.

Der Abschluß der stillen Feiertage ist ganz natürlich der gemeinsame Gang zum heiligen Sakrament der Buße und Vergebung.

Diese Tage sind wertvoll, notwendig und beglückend. Sie erfrischen Seele und Leib und stärken die Nerven, die „herunter" waren. Und machen so erst fähig, das ersehnte Glück der nächsten Stunden tief in sich aufzunehmen. Wo es möglich ist, sollen diese Einkehrtage außerhalb des Wohnortes zugebracht werden.

*

Nun, Liebster, geh und scheide,
Bis wir im Feierkleide
Uns wiedersehen beide.
Nun laß uns ruh'n und träumen,
Daß wir kein' Stund' versäumen,
Die morgen kommen mag.
Nun, Liebster, geh und scheide,
Morgen ist auch ein Tag —
Morgen — morgen — — — —

(Aus den Brautliedern von Cornelius)

## SAKRAMENT

Der Tag ist da, der ersehnte Tag! Brokatene Feierlichkeit über allen Räumen und in allen Herzen. Weil zwei Menschen Hochzeit machen: einander auf Leben und Tod Schicksal werden und neue, lebendige Glieder in die unsterbliche Kette der Menschheitsgenerationen fügen wollen.

Die Trauung ist in allen Religionen der Erde ein heiliger Akt. Weil darin im Bewußtsein der Menschen etwas von den Werde-Geheimnissen des Lebens dämmert; etwas, in dem das allmächtige „Fiat" — „Es werde!" — weiterklingt.

Ihre letzte Krönung und höchste Würde aber hat sie im Christentum erhalten, wo die Ehe symbolisch gleichgesetzt wird dem mystischen Liebesgeschehen zwischen Christus und der Seele; und wo sie — in der Hoheit eines Sakramentes — ins Überirdisch-Erhabene gesteigert worden ist.

Solche Ehrfurcht hat die Kirche vor dem heiligen Geschehnis zwischen Mann und Weib. Und für so groß und wichtig hält sie die Aufgabe, die der Ehe im Schöpfungsplan Gottes zugedacht ist.

Die Welt aber denkt anders darin! Trauung: das ist ihr eine bürgerlich-rechtliche Angelegenheit; zwar eine festliche Angelegenheit, aber im wesentlichen doch nichts anderes als — Steuerzahlen oder Kriegsdienst! Ist ein weltlicher Pakt, standesamtlicher Vertrag, den man widerrufen, korrigieren, Lügen strafen kann . . . Und Ehe: was soll das schon mit Religion und Metaphysik zu tun haben? Ehe schließt man: weil — und so lang — man sich eben liebt; oder weil man das Bedürfnis nach Ruhe, Versorgung, nach einem häuslichen Leben und Nachkommenschaft hat. Ehe ist im eminenten Sinne eine völkisch-rassische Affäre. Darum nimmt sich auch der Staat das Recht, sie nach seinen Interessen zu überwachen und zu dirigieren.

Freilich hat auch der Staat völkische Rechte an der Ehe: daß sie sittlich und physisch gesund sei; daß sie fruchtbar sei und eine hohe Bildungsstätte für Seele und Leib. Da das aber am ersten und am besten in der Dauerehe erreicht wird, sollte er auch der eifrigste Verfechter ihrer — Heiligkeit und Unauflösbarkeit sein. Sollte es

sein . . . Und darum müßte er — gerade aus volkspolitischen Begründungen — neben dem bürgerlichen, auch den religiös-sakralen Charakter von Trauung und Ehe mit Nachdruck betonen und für seine praktische Verwirklichung eintreten.

Das ist aber nicht so. Dem Staat liegt alles an der bürgerlich-rechtlichen Vollziehung des Trauaktes; aber nichts, gar nichts an seiner religiös-kirchlichen Weihe. Im Gegenteil! Und der Zug der Zeit geht dahin, den christlich-sakramentalen Wesenszug der Ehe immer mehr zu verdrängen und aus der Praxis auszuschalten.

Um so mehr muß das gläubige Brautpaar durch die Kraft eines weithin sichtbaren Beispiels ein öffentlich-feierliches Bekenntnis für die sakramentale Heiligkeit der Ehe ablegen.

Deshalb soll die Trauung nicht nur — was selbstverständlich ist — kirchlich sein, sondern soll auch sinnvoll in Verbindung mit der feierlichen Brautmesse und dem Eucharistischen Liebesmahl geschehen. Man kann sie gar nicht würdiger, prächtiger und auch menschlich ansprechender feiern, als in organischer Verbindung mit dem heiligen Opfer. Kein geringerer als Gott selber tritt da im großen Brautsegen der Kirche als erster Gratulant auf: „Eure Ehe sei ein Joch der Liebe und des Friedens. Ihr möget Kinder und Kindeskinder schauen bis ins dritte und vierte Geschlecht und ein hohes Alter haben! . . ."

Und dann vereinigen sich die Junggetrauten zum ersten Male als Mann und Frau in der mystischen Liebesgemeinschaft des Eucharistischen Mahles. Werden auf das Innigste und Beglückendste miteinander in der Liebe Gottes verbunden: heilige Gemeinschaft, die Vorbild, Antrieb und innerste Begründung für die eheliche Liebe und ihre Erfüllung ist.

Diese Trauung, verbunden mit der feierlichen Brautmesse, ist würdiger und dem erhabenen Sinn des Sakramentes gemäßer, als die andere kurz vor Mittag. Auch wenn sie äußerlich prächtiger und pompöser ist. Auch wenn sie durch Orgelspiel und stimmungsvolle Arien musikalisch verschönt und durch eine größere Anzahl neugieriger oder neidischer Zuschauer vor der Kirche „bewundert" wird.

Es kommt bei der Trauung nicht auf das opernhafte Gepränge, nicht auf die Zahl der Wagen, die Fülle der Blumen und auf die Kostbarkeit der Schleppen und Kleider an. Das ist doch zuletzt nur eine Frage des Geldes und des Geschmacks. Es kommt auf die innere Haltung an: daß sie ernst, fromm und froh, voll von Glauben an Gott und von Vertrauen zu ihm und reich an Liebe zum jungen Gemahl ist.

## „BEIM KRONENWIRT"

„Beim Kronenwirt, da ist heut Jubel und Tanz,
daria didel da dum;

Die Kathrin trägt heut ihr'n heiligen Kranz,
daria didel da dum."

Wo Hochzeit ist, da ist auch Jubel und Tanz. Und wenn's nicht beim „Kronenwirt" ist, dann im „Centralhotel" oder im elterlichen Haus. Aber hoch her geht's heut alleweil. Vielleicht — sagt man — muß das so sein. Das Leben braucht Ruhepunkte, Höhepunkte. Und für manchen ist eine richtige Hochzeit ein Höhepunkt in seinem sonst so dürftigen Dasein. Davon zehrt er noch Jahre. Also sollen sie jubeln und tanzen, daß der „Kronenwirt" (sich ins Fäustchen) lacht!

Man kommt freilich heute — wohl unter dem Druck der wirtschaftlichen Sorgen und erst recht eines gewandelten Stilgefühls immer mehr von den fetten Gastereien und den öden Trinkgelagen ab. Und begnügt sich mit einer bescheidenen Feier im Kreis der Familien und der engsten Freunde. Aber das ist noch nicht überall so. In manchen Kreisen — es sind nicht immer die vermögenden — kann es am Hochzeitstag nicht laut und üppig genug hergehen.

Das entspricht durchaus nicht dem hohen Sinn und der tiefen Bedeutung des Tages. Wo die Trauung in der weihevollen Form liturgischer Würde und Schöne vollzogen worden ist, da muß auch der weltliche Teil des Festes anders sein als sonst. Er kann gar nicht froh

und hell genug sein. Aber die spießige und simple Hochzeiterei, die nur essen und tanzen und vor allem trinken kennt, hat mit einer — Feier dieses Freudentages nichts zu tun. So könnte es ebenso gut zu Fastnacht und Kirmeß hergehen.

Man soll darum zunächst den Kreis der Geladenen — außerhalb der beiden Familien — nicht nach gesellschaftlichen Rücksichten, sondern nach der geistigen Zugehörigkeit auswählen. Und die schöngeistige Seite der Hochzeitstafel nicht minder sorgfältig als die kulinarische vorbereiten. Hier wird sich das Brautpaar in Güte und Festigkeit auch gegenüber anderswollenden Familienangehörigen durchzusetzen wissen. Denn es ist doch schließlich sein Fest, seine Hochzeit und nicht irgend eine Gelagerei oder Trinkgesellschaft bei Hinz oder Kunz.

Im andern Fall kann sich das junge Paar nicht früh genug von solchem Rummel zurückziehen. Es braucht ohnehin — nach den mancherlei Aufregungen der letzten Zeit — jetzt dringend der Stille und der Nervenruhe. Vor allem die junge Frau; aber auch der Mann. Auf daß sie seelisch und physisch das große Neue, das ihnen bevorsteht, wirklich als Entspannung und Glück, und nicht als eine weitere Belastung für Nerven und Körperkräfte empfinden. Vielleicht werden aber auch schon die nächsten Tage die Anfangszeit für das Werden eines neuen Wesens sein. Diese Zeit ist für das kommende Geschöpflein ungemein wichtig, wenn nicht entscheidend. Hier kann ein Leben im Keim verdorben, vergiftet werden. Darum hängt sehr viel von dem geistigen und physischen Zustand der Eltern in der Zeit der Zeugung und Empfängnis ab. Es soll eine Zeit körperlichen Wohlbefindens, der inneren Harmonie und Ausgeglichenheit sein. Wenn eine Hochzeitsfeier dazu beiträgt, ist sie recht und gut. Wenn nicht, ist sie ein großes Übel. Schon manches erste Kind ist das Opfer einer ausschweifenden Hochzeiterei geworden; vor allem: wenn dabei auch noch der Wein — wie das dann üblich ist — in Strömen floß.

Es ist darum die Art des weltlichen Hochzeitsfestes nicht nur eine ästhetische Frage; oder nur etwas, das den Gaumen und Magen angeht. Hier steht viel mehr auf dem Spiel. Ein verständiges und

gewissenhaftes Brautpaar wird das ohne weiteres begreifen. Und sich danach richten. Unbekümmert um törichte Gesellschaftssitten, um die Unvernunft von Verwandten und Freunden und um den „Kronenwirt" mit all dem „Jubel und Tanz . . ."

## HOCHZEITSREISE

Moritz v. Schwind, der romantische Maler-Singer aus dem „guten alten Wien", schrieb zehn Jahre nach seiner Hochzeit an seinen Freund Conrad Jahn: „Ich, der ich von der Trauung weg acht Wochen lang mit meiner Schönen in der Welt herumflankiert bin, kann als Experte versichern, daß ein so ungestörtes, lustiges Beisammensein, ungestört von Amt, Wirtschaft und Freunden, das allerangenehmste Stück Ehestand ist, das man sich billigerweise nicht entgehen lassen sollte."

Und wieder zehn Jahre später (1862) malte er als Illustration dazu — in der Erinnerung an diese „goldene Zeit" — das liebenswürdig-frohe Bild der „Hochzeitsreise".

Das war noch etwas: eine solch heitere Fahrt in der leichtfedernden Chaise, mit rotem Plüsch auf den Sitzen und im Rücken, den kräftigen Füchsen davor, von Karlsruhe über Konstanz, Lindau, Reutte, Innsbruck bis nach Linz und dann mit dem Dampfschiff nach Wien! Poetisch war es gewiß. Ob es auch immer bequem und angenehm gewesen ist? Aber man war damals auch im Reisen nicht so verwöhnt wie jetzt.

Heute hochzeitsreist man im D-Zug, im Auto; und wer es sich leisten kann, der fliegt. Das geht jetzt sehr schnell; man braucht dazu keine acht Wochen; kaum acht Tage.

Aber genau so wie früher ist das nur etwas für Brautleute, die Zeit haben und die Geld haben; wenigstens noch etwas „übrig haben". Die andern bleiben daheim in ihrem jungen Nest. Sie werden deswegen nicht grämlich werden. Denn, bei Licht besehen, sind s i e am besten dran.

Wie das früher — noch bis in die Zeit des alten Schwind — auf

einer solchen Hochzeitsfahrt unterwegs und in den Gasthöfen zugegangen ist, das kann man in den Lebenserinnerungen berühmter Leute nachlesen. Heute geht es anders her. Das Geruhsam-Unbeschwerte, das Entspannende, das traumselige In-den-Tag-Hineinleben ist nicht mehr. Man hat selbst an solchen Tagen keine Zeit! Das Tempo vom D-Zug und vom Auto überträgt sich ebenso auf den Menschen von heute, wie sich das gemächliche Fahren der behäbigen Kutsche auf das Gehaben der Leute von damals übertrug.

Man muß heut' — weiter, schnell weiter. Will in kürzester Zeit viel, „alles" sehen. Mit der Uhr in der Hand! Und wenn man erst, wie es oft geschieht, die Fahrt in „Gesellschaftsreisen" macht, nach einem auf die Minute ausgerechneten und genau vorgedruckten Programm!

Die verwirrende Fülle von flüchtigen Eindrücken, aufgenommen, aber nicht verarbeitet; die ständig wechselnde Umgebung von Räumen und Menschen; das ruhelose Hetzen von einer Sensation zur andern, noch erhöht durch Radio, Wein und Tanz; dazu wenig Schlaf und üppige Mahlzeiten: das alles ist nicht Entspannung angestrengter Nerven, ist nicht Auflösung angehäufter Belastungen in Seele und Blut; ist nicht jene beschaulich-heitere Ruhe, der die beiden Menschen gerade in diesen ersten Tagen und Wochen der Ehe unbedingt bedürfen. Auf daß sich das große Neue ungestört in ihr Leben einpflanzen kann; auf daß die Ehe erst einmal heimisch werde in ihrem bald wieder von tausend Geschäften und Sorgen geplagten Geist.

Man achtet solcher Dinge nicht. Für diese inneren Feinheiten hat eine Zeit, die an den Plakat- und Kolossalstil gewöhnt ist, kaum noch ein Organ. Aber die Seele im Menschen achtet darauf und reagiert darauf: mit „Launen", Migräne, Appetitlosigkeit und mit jener von Unlust bis zur Hysterie gesteigerten Nervosität, die tödliches Gift für die Ehe ist. Wenn es dann so weit ist, und man hat Geld, legt man sich ins Bett oder geht in Frauenbäder und zum Psychiater; wenn man keins hat, sagt man erst recht: daran sei die Ehe schuld, die Not und die — Kirche mit ihren rigorosen Vorschriften.

Anstatt sich einmal ernstlich Rechenschaft zu geben: ob nicht die ständige Vergewaltigung des nach Stille, Ruhe und Harmonie ver-

langenden Ewigen und Göttlichen in der Seele; die Auslieferung des Menschen an die Götzen der Mode und der gesellschaftlichen Unsitten; die gedankenlosen Sünden gegen die ehernen Gesetze der Natur in der Ehe — die unversiegbare Quelle all dieser Leiden und Übel ist! Auch eine wichtige Ursache für die mißratene Ehe ist . . .

Zwei Menschen auf der Hochzeitsreise sind wie ein Liebespaar auf offener Bühne: sie sind von allen Plätzen aus zu sehen und zu erkennen. Auch wenn sie noch so dezent und unbefangen sind. Sie haben etwas so in Blick und Haltung; haben etwas so feinlich Abgewogenes im Benehmen zu einander, das überall auffällt: wie sie miteinander gehen, miteinander sprechen, wie sie bei Tisch zueinander sind. Man braucht nur neben ihnen das andere Paar zu sehen: sechs Monate, zwei Jahre, zehn Jahre verheiratet . . .

Dieses Duftige, Ritterliche, Persönlich-Liebenswürdige bei einem Brautpaar ist etwas menschlich so Schönes und Anmutiges, daß man sein frühzeitiges Verwelken nur schmerzlich bedauern kann. Aber es fordert auf der Hochzeitsreise regelmäßig die oft ungeschlachte Neugier — und noch Schlimmeres — der andern heraus. Und darum ist es für feinfühlende Menschen überaus peinlich, gerade jetzt vor aller Welt „auf dem Präsentierteller" zu sein. Das könnte ihnen fast die Freude an der ganzen Fahrt vergällen.

Und dann das besonders in dieser Zeit so unangenehm empfundene Unbequeme, Lästige und manchmal Unhygienische fremder Wohn- und Schlafräume! Diese Hotelzimmer mit der undefinierbaren Atmosphäre von Menschen, die noch gar nicht ganz fort sind . . .

Wieder alles scheinbar nur Lappalien. Weil wir bloß die Oberfläche und nicht das innere Begebnis der Dinge sehen und darum auch von ihrer Einwirkung auf uns — auch auf unser körperliches Wohlbefinden — nicht mehr viel wissen.

Solche Störungen und Verletzungen sind auf jeder Hochzeitsreise unvermeidlich. Und es ist deshalb auch durchaus keine Ausnahme, daß man mehr abgespannt und müder heimkommt, als man fortgegangen ist. Wenn sich auch keines traut, es laut zu sagen. Aus Rücksicht auf den andern nicht: weil das leicht wie eine Enttäuschung

ausgelegt werden könnte. Und das wäre peinlich. Aber die nächsten Tage werden es trotz allem schon an's Licht bringen.

Warum eigentlich diese ganze Hochzeitsreiserei? Es ist doch sinnvoll, ist natürlich und darum richtig: die ersten Tage und Wochen der jungen Ehe in der neuen Herrlichkeit des eigenen Heimes geruhsam zu verleben. Freilich muß das Heim dann auch fertig sein. Es ist ebenso töricht, wie schlimm: erst nach der Hochzeit mit der Einrichtung der Wohnung zu beginnen; oder sie erst dann vollständig zu machen. Lieber noch einen Monat mit der Trauung warten, als die ganze Unrast einer solchen Arbeit der jungen Ehe aufzubürden. Vor allem, wenn dann auch noch die Mutter oder beide Mütter in edlem Wettstreit dabei helfen wollen, helfen müssen.

Es ist auch nicht nötig, daß die junge Frau gleich am ersten Tage nach der Hochzeit am Küchenherd steht. Es gibt in diesen Tagen noch manches von der Überfülle der Festtafel, das jetzt viel köstlicher mundet. Und was wär' wohl reizvoller, als die ersten gemeinsamen Mahlzeiten im eigenen Heim miteinander phantasiereich zu improvisieren?

Dazwischen können in aller Ruhe die Glückwünsche und Geschenke bewundert werden; können kleine Wanderungen ins Freie gemacht werden, ohne daß man mit der Welt und erst recht mit Freunden in Berührung kommt. Und dann das vertraute Alleinsein, das von keinem Menschen gestört werden kann, gestört werden darf! Die erste Vermählung von Leib und Seele soll so fromm, so natürlich und glückselig sein, wie es das Mysterium ehelich erlebter Liebe will.

Eine Fahrt in die Weite — vielleicht wie bei Schwind bis Wien oder nach dem Süden — kann gut für eine spätere, robustere Zeit aufgehoben werden.

## „... UND DIE NACHT MIT TAUSEND SIEGELN"

Über das allerpersönlichste und tiefste Geschehnis zwischen Mann und Weib hat die Natur die Scheu gelegt. Jene heilige, heilende, hoheitsvolle Scham, die den Geist mit dem Blut versöhnt und die Seele mit den Trieben.

Ohne diese Scham wären die Schauer der ersten Nacht nicht zu ertragen; und auch das tiefste Dunkel wäre den ungeschützten Augen noch zu grell.

Ob eine Liebe — Liebe ist und nicht Libido und ein wildes Tier: das offenbart die züchtige Scham der ersten Nacht. Was bisher nur Worte gewesen sind, Worte von Ehrfurcht, Huldigung und Liebe: das muß sich jetzt und hier bewähren, oder sich entlarven.

Die innere Melodie der Ehe rauscht schon im Lied der ersten Nacht für alle Zeiten auf. Wird hier zum Leitmotiv der Lebenssymphonie von Mann und Weib, die wechselvoll — in Dur und Moll — von jetzt ab weiterklingen wird.

Darum ist diese Nacht — Schicksalsnacht der Ehe! Man soll sie nicht ausschließlich dem Rausch des Blutes ausliefern, sie aber auch nicht asketisch verkennen.

Es gibt Völker, deren Riten dem jungen Paar die leibliche Vermählung in der ersten Nacht — und auch noch in den nächstfolgenden — verbieten. Nicht aus Prüderie und falsch verstandener Scham, sondern aus tiefen Einsichten in die Schwächen der Menschen und in die inneren Zusammenhänge zwischen den leib-seelischen Zuständen der ehelich Liebenden und dem neuen Leben, das aus ihnen werden soll.

Die seelische Verfassung — vor allem des jungen Weibes — ist unter den starken Eindrücken des vergangenen Tages hochgradig labil. Und diese innere Erregung wird unter dem erschreckenden Gefühl des übergangslosen Wechsels von der Jungfrau zur Frau auch als körperlicher Schmerz empfunden und damit im ganzen noch erheblich gesteigert. Das ist eine recht ungeeignete Vorbereitung des mütterlichen Bodens für die Aufnahme der männlichen Saat, aus der das neue Leben wachsen soll.

Dazu kommt noch ein anderes Übel: bei beiden ist oft zum mindesten der Hochzeitstag mit Rauschgiften aller Art stark belastet gewesen. Vor allem mit Alkohol, Nikotin und Kaffee. Die verheerende Wirkung dieser Gifte — besonders des Alkohols — als Keimverderbnis steht heute unzweifelhaft fest. Es wäre aber tragisches Verhängnis, wenn die Frucht einer Liebe schon im ersten Augenblick ihres Werdens auf solche Weise in ihrem innersten Gefüge geschwächt, wenn nicht gar verdorben würde.

Darum ist der Rat oder die Vorschrift einer liebenden Mäßigung in der ersten Nacht — in den ersten Nächten — richtig und klug. Ist es auch dort, wo die Brautleute den Hochzeitstag im wesentlichen ohne schädliche Genüsse gefeiert haben. Denn die seelisch-fraulichen Schwierigkeiten und Hemmungen der jungen Gattin sind ja trotzdem vorhanden.

Da hat die allermännlichste Liebe des Mannes — und seine innere Kultur — freiwilliges Spielfeld, auf dem sich ihre ganze Kraft, aber auch ihre ganze schonende, schützende Innigkeit bewähren kann. Er wird verstehen, daß die schamhafte Scheu der verwirrten Gattin weder Abwehr noch Mißtrauen ist, sondern Liebe. Und er wird sie nicht bedrängen, noch verletzen. Sondern sie männlich und zart hinführen, wohin sie selber will, aber noch nicht gänzlich kann: in die volle Entfaltung und selige Erfüllung ihres weiblichen Verlangens und ihrer mütterlichen Sehnsucht. Das ist und soll so sein: wie wenn die Sonne, anschwellend von jungem Glühen zu strahlender Stärke, in ihrem feurigen Glanz den Kelch der Rose langsam — mit Geduld und Kraft — erschließt und Blatt um Blatt zum Blühen bringt.

Diese seligen Stunden sollen nicht wie ein Einbruch in das umfriedete Heiligtum fraulicher Unberührtheit sein; sondern wie ein liebend langsames Schreiten von Stufe zu Stufe. Die erste Nacht sei die erste Stufe.

Die Frau aber wird sich in bräutlicher Liebe und in großem Verlangen voll Vertrauen führen lassen. Freudig bereit: alle Scheuheit in heiliger Scham immer mehr zu überwinden und so den geliebten Mann in ganzer Hingabe das erlösende Spiel gewinnen zu lassen...

*

„Was sind denn Tage zwischen dir und mir,
was Meilen weit und tiefe Schluchten!
Sieh nur den Brautkranz oben
der tausendfarbig blinkenden Sterne
duftend umwinden dir das Haupt,
und mir fallen abblühende Blätter,
die segnenden, heiß in die Seele nieder,
daß ich berauscht dir immer folge,
im Brautsternenkranze dir . . .
von seiner Krone der Schleier weht,
milchweiß zu Gott die unendliche Straße."

(Joseph Feiten)

# II. IN LIEBE, KAMPF UND OPFER

„Ob Lieben Leiden sei,
Ob Leiden Lieben sei,
Weiß ich zu sagen nicht.
Aber ich klage nicht:
Lieblich das Leiden ist,
Wenn Leiden Lieben ist."

(August Wilhelm v. Schlegel)

## DEM SOMMER ZU

Die kleinen rosaroten Blätter der Pfirsichblüte vor dem Fenster sind längst abgefallen. Drüben auf dem Schornstein schlägt noch alle Abende die Amsel. Es weht ein warmer Wind. Und die Menschen gehen schon in Kleidern, die hell und luftig sind. Der Mai ist bald zu Ende. Und auch der Frühling. Schade! Er war so schön, der letzte Frühling . . . Aber die Sonne steht schon hoch im Süden. Und in den Gärten wächst das Kerbelkraut. Es geht dem Juni, dem Sommer zu.

Die Hochzeit ist schon lang vorüber. Man spricht jetzt seltener davon. Und denkt auch weniger daran.

Aber manchmal, wenn sie den langen Morgen ganz allein ist, mit der Arbeit in der Küche fertig ist: es war doch vorher schön . . . Dieser Frühling . . . und wenn man aufeinander wartete, eins das andere überraschte, und Pläne, diese herrlichen Pläne machte, und es gar nicht erwarten konnte. Und dann die Verlobung, diese Geschenke. Und wie man zusammen eine Wohnung suchte; und erst die Möbel und . . . Schade! Es war doch schön . . .

Ein schneller Blick auf die Uhr: in einer halben Stunde wird er da sein. Es fällt ein heller Sonnenstrahl ins Zimmer: 's ist doch j e t z t auch schön . . . noch viel, viel schöner! Und wenn jetzt Sommer wird! Und wenn . . . Ja, unsere Ehe, unsere wundervolle Ehe.

E h e . . . Hier werden die Gedanken wieder fröhlich-froh, aber doch zugleich auch eigentümlich ernst. Dämmeriges Ahnen, was das ist: Ehe; was das sein wird. Etwas ganz Großes, ganz Starkes, ganz Wundervolles. Aber wird sie nicht auch etwas ganz — Schweres sein? Etwas, das mit beiden Händen angepackt und mit dem

ganzen Herzen festgehalten werden muß, damit es nicht zerbricht? Gabe und Aufgabe, die der Mensch in Segen und in Fluch verwandeln kann? Die aber im Tiefsten — wie alles Große — tragisch erlitten werden muß?

Sie weiß es nicht, weiß es noch nicht, die sorglose junge Gattin. Aber so viel steht doch schon fest: Ehe ist nicht das, was man in blauen Mädchenträumen sinnt, ist nicht immer Spiel und fröhliche Gewährung. Sie muß jetzt öfter an daheim denken, an die Eltern. Und es fällt ihr manches ein, was sie früher nicht beachtet hat: so manches Wort der Mutter; und wie der Vater oft so eigenartig — ruhig war . . .

Drunten geht die Haustür auf. Er kommt! Gut, daß er kommt. Und wie der Schnee im warmen Föhn, so schmilzen schleunigst alle trüben Bilder. Und tausend lustige Teufelchen sprühen in ihr auf. Tür aufgerissen, Arme ausgebreitet, ein wilder Juchzer: „Endlich, daß du da bist . . ." Und nun weiß sie gar nicht mehr, ob es noch Frühling ist oder schon Sommer . . .

## SPANNUNG UND KAMPF

Die meisten Ehen werden geschlossen, um glücklich zu — werden. Das ist ihr Grundfehler. Aus diesem giftigen Pilz sprießt alles Unglück.

Am Anfang ist jede Ehe nur Zusammensein: ängstlich und selig, voll gespannter Erwartung und dankbarer Erfüllung. Ist weder glücklich noch unglücklich. Das wird sie erst im Lauf der Jahre. Bei manchen schon im Lauf der Wochen . . .

Was die Ehe wird, das hängt von den persönlichen Vorzeichen ab, die die beiden ihr geben. Entweder: ich will glücklich sein; oder: ich will glücklich machen! Davon hängt ständig alles ab.

Man sollte überhaupt nicht von einer glücklichen oder unglücklichen Ehe sprechen. Sondern von einer guten und einer schlechten Ehe. Denn es gibt Ehen, die glücklich sind und doch nicht gut; die unglücklich sind und doch nicht schlecht.

Glücklich oder unglücklich: das kann so viel abhängen von Veranlagung und Erfahrung, von Blut und Nerven oder Temperament; von der Umwelt (Beruf, Ansehen, Gelegenheiten, Versuchungen, Wohnung, Besitz, Freunden). Gut oder schlecht: das kann auch davon abhängen; aber es wird gemeistert oder es wird nicht gemeistert — von Erkenntnis, von Kraft, Wille und den Bindungen an Gott.

Jede Ehe lebt — vom Natürlichen aus gesehen — von der Spannung und wird erhalten vom Kampf. Da gibt es Siege und Niederlagen; man nennt sie auch Konflikte. Je geistiger, je seelischer, je tiefer zwei Menschen sind, desto schwieriger ist für sie die Ehe; weil sie mehr Konflikte hat. Aber auch desto würdiger und edler: wenn die Konflikte würdig und adelig erlitten und bewältigt werden.

Man soll solche Kämpfe nicht mutwillig herbeiführen. Und es ist größte Klugheit, sie vorauszusehen und sie voraus zu gewinnen. Aber man soll ihnen auch nicht feige entfliehen wollen. Sondern sie — wo sie durchgefochten werden müssen — tapfer durchfechten.

Es kommt hier alles auf die Tapferkeit an. Nicht auf die Überwindung des andern. Das ist nicht Tapferkeit: die Unbeherrschtheit, Launigkeit, Unbescheidenheit, Rücksichtslosigkeit und all das Natterngezücht menschlicher Armseligkeit des andern wie Feuer und Gift austreten zu wollen. Weil es weh tut; weil es „so nicht ausgemacht" war; weil man „so etwas nicht erwartet hatte"; und weil es „früher auch ganz anders" gewesen sei . . .

Es ist nicht Tapferkeit, dem andern seine Sünden in klatschenden Vorwürfen um die Ohren zu schlagen. Seine Fehler noch schwärzer zu färben, und seine Vorzüge als selbstverständlich hinzunehmen.

Das ist häßliche Unehrlichkeit. Pharisäertum! Es bessert den andern nicht, demütigt und reizt ihn nur. Er kann gar nicht anders, als sein beleidigtes Selbstgefühl zu Hilfe rufen. Das Selbstgefühl aber sagt ihm: daß er nicht nur Sünden, sondern auch Tugenden habe. Und im Namen seiner Tugenden rebelliert er gegen die Schmähung.

Und er macht es dann — rachsüchtig, wie das verletzte Selbstgefühl immer ist — auch so: holt aus dem prallen Köcher seiner trüben Erfahrungen die spitzigsten Pfeile und schnellt sie mit List und Leiden-

schaft gegen den Angreifer. Ebenso unwirksam. Es sei denn, daß Wunden — Wirkungen sind. Und wo vielleicht schon in der Stille begonnen worden ist, das „mea maxima culpa" verschwiegen an die Brust zu klopfen, da wird jetzt wütend gefochten. Und es unterliegt die Ehe...

Tapferkeit aber ist es: den Stachel aus der Seele des andern selbstlos in die eigene Brust zu drücken. Auf daß der andere davon frei werde. Und es dem also Befreiten auch zu sagen, daß er und wie er frei geworden sei. Es ihm aber nicht zu sagen, wie ein richterlicher Staatsanwalt, sondern wie sein glühendster Verteidiger. Ihm also nichts, aber auch gar nichts zu schenken, was auch immer er an Unrecht getan hat. Aber dieses Unrecht als einen Abfall, als eine tragische Untreue gegen sein besseres Ich, gegen seine eigene Würde und seine besten Traditionen darzustellen. Und ihm dann in Liebe den Weg zu zeigen; auf daß das Gute und das Schöne und Große in ihm wieder aufstehe und sich empöre gegen das Häßliche und Kleine in seiner Seele.

In solchen Stunden wird Ehe geschlossen. Wird Ehe von neuem geschlossen. Denn Ehe ist der freiwillige, tapfere Kreuzweg aus Liebe, um glücklich zu — machen.

## DAS ERSTE HALBE JAHR

„Morgen wird es schon ein halbes Jahr, daß wir verheiratet sind." — „Ein halbes Jahr? Es könnten Jahre sein!"

Diese Feststellung ist ehrlich und ist für beide überaus beglückend. Wie ein holder Traum ist diese Zeit gewesen. Tönender Film, von dem einzelne besonders frohe Szenen mit der Zeitlupe der Liebe aufgenommen worden sind, damit sie nicht so schnell vorübergehen; nicht so bald vergessen werden.

Man hat sich gegenseitig gesehen. Restlos und lückenlos — wie man glaubt. Und was man sah, war alles lieb und gut. Und wenn sich einmal etwas anderes zeigte, das sauste vorüber wie ein Autorennen und war fort.

Und nun wird das immer so bleiben. Auch im zweiten halben Jahr

Alle Jahre? Immer. Gefährliche Illusion! Ein wacher Wunschtraum, der die Ehe anfrißt, wie der Zucker die Zähne. Denn das kann gar nicht immer so bleiben. Und soll es auch nicht. Um der innern Entfaltung und des innern Wachsens willen nicht. Wo wachsen sein soll, da muß auch Sturm und Regen sein. Da muß Widerstand und Leid sein. Sonne allein ist Dürre. Auch auf dem Acker der Ehe.

Es ist gut, nach dem ersten halben Jahr eine eheliche „Bestandsaufnahme" zu machen: festzustellen, wie es bisher gewesen und geworden ist; und sich zu freuen, daß es schön gewesen ist. Aber man darf daraus nicht die Selbstverständlichkeit ableiten, daß die nächste Zeit ebenso oder noch schöner werden müsse. Das könnte eine bittere Überraschung geben. Darum ist es klug und richtig, aus dem Guten und Angenehmen der bisherigen Tage die Verpflichtung und die Kraft zu schöpfen: auch das andere, das kommen wird, anzunehmen und es mit innerer Zustimmung zu tragen.

Denn dieses „Andere" wird kommen. Und wenn es auch nur der böse Dämon der Zeit, die Berge abtragende, gleichmachende, alles nivellierende Prosa des Zeitablaufes wäre. Mit der abstumpfenden Macht der Gewöhnung, in der selbst das Große unbedeutend und das Erhabene alltäglich wird. Zeit und Gewöhnung sind gefräßige Nagetiere an den Wurzeln der Ehe. Darum so gefährlich, weil man ihr gefährliches Tun erst bemerkt, wenn die Zerstörungsarbeit schon getan ist.

Also muß man die Augen aufhalten, damit man sich frühzeitig — rechtzeitig — dagegen wehren kann. Wer einfach gedankenlos in den Tag hineintrottet, alles mitnimmt, wie es eben kommt, vor jeder Schwierigkeit ausbiegt, wie ein Pferd vor dem Hindernis der Hürde, der wird eines Tages seine Ehe nicht mehr wiedererkennen: so stumpf, so unbeweglich, so verfettet oder ausgedörrt, oder auch so stürmisch ist sie geworden . . .

Es gibt Ehen, die das schon am Ende des zweiten Halbjahres sind. Und die sich nimmermehr davon erholen, weil man die Ursachen nicht sieht oder schon jetzt nicht mehr die Kraft hat, sie zu beseitigen.

Alles Glück — und erst recht das Glück der Ehe — muß mit ganz wachen Sinnen und in hellem Bewußtsein erlebt werden. Man muß

sich klar darüber sein: daß es auch anders sein könnte; wie es ja da und dort und bei vielen auch anders ist. Und daß es auch in der eigenen Ehe bestimmt so wird, wenn nicht jedes sein Allerbestes hergibt, um sie davor zu bewahren.

Sein Allerbestes! Darin liegt zunächst die mutig-rücksichtslose Frage: was muß ich tun, daß unsere Ehe so bleibt wie sie ist, daß sie noch immer besser wird? Und dann die Antwort, die prall von Liebe und von Kraft ist: ich muß mehr dazu tun als das andere; ich muß das andere übertreffen an Selbstlosigkeit, an Güte, an Aufmerksamkeit, an Treue im Großen und in den ganz kleinen Dingen des täglichen Lebens; muß alles, was ich am andern für falsch, für eigensüchtig oder gedankenlos halte, durch das bewußte Opfer der entgegengesetzten Tugend zu überwinden suchen. Ohne es an die große Glocke zu hängen; oder es — selbstgefällig wie ein Pfau — dem andern eitel vorzuexerzieren. Er wird es schon merken, der andere. Und wenn er es nicht merkt, dann ist meine Kraft noch nicht stark genug.

Nichts Schöneres und Froheres in der Ehe, als dieser heilige Wettstreit der Kraft aus Liebe! Es darf keines warten, bis das andere angefangen hat. Wer die größere Liebe hat, fängt zuerst an und hört nicht auf. Und schützt so seine junge Ehe, daß sie nicht zwischen den Mahlsteinen der Zeit und der Gewohnheit zerrieben wird.

## „AUGEN, DIE NICHT SEHEN"

Das hat die Liebe mit dem Haß gemein: die guten, überscharfen Augen. Aber sie sehen beide nicht das Ganze; sehen immer nur den einen Teil. Der Haß sieht nur das Böse und das Negative und macht aus jeder Mücke einen Elefanten. Die Liebe sieht im andern nur die Sonnenseite und überstrahlt sie mit allem Gold ihres heißen Herzens, so daß kein Raum für etwas anderes, für die Schatten bleibt. Auch was irgendwie an äußeren Dingen mit dem geliebten Wesen in Beziehung steht, wird gesehen, beobachtet und behandelt.

Es gehört zu den seligsten Erfahrungen in der Zeit vor der Ehe, daß das andere „einem alles an den Augen abliest".

Diese Fähigkeit geht sehr oft parallel mit der Lebensdauer der Ehe verloren. Man hat kein Auge mehr füreinander. Und ein jedes stellt im geheimen fest, das komme von der Gleichgültigkeit der erkaltenden Liebe des andern. Und die Ehe leidet.

Dabei braucht das gar kein Mangel an Liebe zu sein. Es ist sehr oft nur jene Unbedachtsamkeit, die Geschäftigkeit ist. Man kommt vor lauter Arbeit so wenig zu sich selber, daß man erst recht nicht zum andern kommt.

Zuweilen ist es aber auch die verständliche Angst vor der Wehleidigkeit des andern. Man weiß aus Erfahrung: sobald man nur das Brünnlein der Teilnahme aufdeckt, sprudeln die tausend Wässerlein endloser Klagen: es fehlt hier und es fehlt da; es tut da weh und dort; man möchte das und möchte jenes; und der immer wiederkehrende Schluß: „Aber das ist dir ja doch alles ganz egal . . . ." Da läßt man schon am klügsten die Brünnlein zugedeckt . . . Aber es leidet bitterlich darunter eine enttäuschte Ehe!

Das muß nicht so sein! Und die Not dieser Ehe kann leicht geheilt werden. Man muß zunächst seine Augen offen halten: das andere anschauen, sein Gesicht und den ganzen Menschen. Für den, der zu lesen versteht, der lesen will, ist das Gesicht ein aufgeschlagenes Buch, in dem es nur gelöste Rätsel gibt. Darin spiegelt sich — gewollt und manchmal nicht gewollt — in Einzelbildern und als Panorama alles wider, was froh und leidvoll durch die Seele geht. Storm sagt einmal: man merke es der blassen Hand an, daß sie nachts auf einem kranken Herzen gelegen sei. Um das zu merken, braucht man kein Poet zu sein. Man muß nur ein Liebender sein und die Augen aufmachen.

Und noch eines tun: die seismographischen Bewegungen in der Seele des andern nicht nur wie ein totes Instrument registrieren und sein äußeres Befinden sachlich feststellen, sondern daran teilnehmen. Mit jener gütigen Liebe daran teilnehmen, die für alles eine Medizin hat; und wenn es nur ein liebes Wort ist, oder eine weiche Hand, die zärtlich über Haar und Stirne streicht. Es gehört so wenig, so unglaublich wenig dazu! Nur ein bißchen Liebe und ein paar helle Augen, die gütig sind. Nur ein fester Wille zur Ehe; und der unbe-

irrbare Entschluß, die Ehe zu halten. Aber das ist so mächtig! Mächtiger als die flammenden Vulkane großer Leidenschaften, die glühend und mit starkem Qualm zur Höhe steigen, und die, ach so bald, erloschen sind. Das andere aber soll sich dankbar daran freuen. Weder wehleidig werden noch beleidigt tun. Aber auch seine Augen offen halten. Vielleicht, daß es drüben noch mehr zu sehen, zu sagen, zu streicheln gibt als hier.

## „KLEINIGKEITEN"

Unverschuldete, tragische Einbrüche des Schicksals in die Ehe: Krankheit, Tod, fehlgeratene Kinder, Vermögensverluste, berufliches Unglück können ihr geistiges Gefüge schwer erschüttern und ihren äußeren Bestand bedrohen. Sie können aber auch ein heller Heimruf der Liebe sein — werden auch oft so verstanden — und sind dann ein bitteres, aber bestes Heilmittel für das schleichende Siechtum mancher Ehe.

Viel gefährlicher sind die kleinen, lästigen, ganz dummen Dinge des täglichen Umgangs, die man bei sich selber kaum, aber beim andern recht ärgerlich feststellen zu müssen glaubt. Diese ständigen Widrigkeiten und Verdrießlichkeiten zerfressen das Mark der Ehe. Und bringen sie schließlich noch — wenn ihnen nicht beizeiten das Handwerk gelegt wird — meuchlings um.

Es gibt Menschen, die ohne Selbstkontrolle und ohne innere Zucht, wie die Disteln auf dem Feld dahinleben. Asoziale Naturen, die nur für sich selber da zu sein scheinen. Die alles in der Welt — Menschen, Dinge und Gelegenheiten — als willkommene Trabanten ihrer verhätschelten und vergötterten Person betrachten. Von ihrem geliebten Ich gehen alle Gedanken und Wünsche aus; und dorthin kehren sie alle wieder zurück. Sie sind so eingesponnen in das undurchdringliche Gespinst fortwährender Forderungen, Bedürfnisse, Ansprüche und Erwartungen, daß sie gar nicht mehr sehen: wie sehr sie dem andern „auf die Nerven fallen".

Diese Manieren bei Tisch: wie sie — nach Art eines Goldgräbers

— in allen Schüsseln und Töpfen nach dem Besten und dem Leckersten graben; jedes Stück Brot dreimal umdrehen und es wieder hinwerfen, wenn es ihnen nicht paßt. Sie haben eine Art, unästhetisch zu essen, die sie bei einem Negerhäuptling gelernt haben könnten. Sie essen grundsätzlich ihren Teller niemals leer; und lassen ständig in der Tasse einen Rest, der Sattheit und Verwöhnung ist. Es fällt ihnen im Traum nicht ein, dem andern etwas anzubieten; aber das leere Geschirr schieben sie ihm zu, um selber desto mehr Platz zu haben.

Es ist eine Qual, mit einem solchen Menschen am gleichen Tisch zu sitzen. Und auch noch das ewige Genörgel — was alles nicht gut sei, und was viel besser sein könnte — anhören zu müssen! In der Ehe kann das leicht zu einer Abneigung und einer Verkühlung führen, die sich vom Widerwillen nicht viel mehr unterscheiden. Maria v. Ebner-Eschenbach sagt: „Die Liebe überwindet den Tod; aber eine schlechte Gewohnheit kann oft die Liebe überwinden."

Besonders, wenn diese „schlechte Gewohnheit" durch den ganzen Tag geht. Und so dauernde Ursache von Reibungen und Verärgerungen ist: das Schlafzimmer sieht am Morgen nach dem Ankleiden aus wie ein verlassenes Schlachtfeld: Türen und durchwühlte Schubladen stehen auf; kein Stuhl ist mehr frei; auf dem Boden liegen die alten Strümpfe friedlich neben der Zeitung von gestern und dem heruntergefallenen Haarkamm; und wenn man sich erst im Schlafzimmer auch noch gewaschen hat . . .

Dem andern aber, der sich durch dieses Chaos durcharbeiten soll, vergeht schon am frühen Morgen die Laune für den ganzen Tag, zumal ihm bis zum Abend noch reichlich Gelegenheit zu neuem Ärger gegeben wird: eben hat er sich nach Tisch ein paar Minuten ruhig hingesetzt, da geht's wieder los: die Türen werden knallend zugeschlagen; über den Flur marschiert es wie in Kürassierstiefeln, und dann: „Wo ist mein Buch? Wo ist meine Tasche? Wer hat den Brief? Wer hat das Geld? Mach mir mal das; hol mir mal das; gib am laufenden Band. Wehe aber, wenn einmal der andere Wünsche mir . . ." Das geht so mit Fragen, Befehlen und Aufträgen wie hat: „Hab jetzt keine Zeit! Siehst doch, daß ich nicht kann! Laß

mich in Ruhe! Ich muß jetzt fort!" Und seine nervöse Gereiztheit unterstreicht noch jedes seiner unhöflichen Worte.

Der andere macht das eine Weile mit. Und dann gibt's Krach. Immer wieder Krach. Und die Frostigkeit der Stimmung ist schon ein Dauerzustand. Oder der andere fügt sich drein. So wie man sich in ein Schicksal fügt, das unentrinnbar ist; das man aber im Innersten täglich verflucht. Und man rächt sich dafür durch bewußte Kälte und durch jene besondere Art von betonter Unaufmerksamkeit, die verletzen will und auch verletzt.

Eine Ehe, die schon früh unheilbar geworden scheint. Sie leidet chronisch an den bösartigen Kleinigkeiten, die man sich gegenseitig versetzt; und die nicht mehr heilen wollen. Wie wilde Vögel umflattern sie das Haus und rauben ihm die Ruhe und den Frieden. Rauben ihm alle Wärme und alle Helle, ohne die eine Ehe nun einmal nicht zu leben vermag. Und was so froh und glücklich begonnen worden ist: nach kurzer Zeit ist es schon eine verhaßte Last.

Jede Ehe steht irgendwie in dieser Gefahr. Man muß sich rechtzeitig und gegenseitig davor schützen. Durch Selbstkontrolle, die unerbittlich und unbestechlich mit sich ins Gericht geht; und durch ununterbrochene gegenseitige Erziehung, in deren Mittelpunkt nicht mehr das eigene Ich, sondern die Person des andern steht. Das muß mit Klugheit, Festigkeit und Liebe geschehen. So wie man sich selber keine Gedankenlosigkeit und keine Rücksichtslosigkeit nachsieht, soll man auch die Fehler des andern nicht übersehen. Sondern ihm helfen, daß er über die kleinen Gräben und Wälle seiner Selbstsucht und seiner inneren Disziplinlosigkeit hinwegkommt. Aber nicht nörgelnd oder zänkisch, sondern mit jenem menschlichen Verstehen und mit jener ehelichen Liebe, die gar nicht zu mißdeuten sind. Die aber auch sehr energisch und sehr unangenehm werden können, wenn es durch die verstockte Bosheit des andern notwendig wird. Da nützt dann alles nichts: es muß mit fester Hand in das Gestrüpp hineingepackt werden, auch wenn es rissige Hände auf der einen Seite und ein betroffenes Aufbegehren auf der andern Seite geben sollte. Denn „erfrischend sind zu Zeiten goldene Rücksichtslosigkeiten"! (Storm)

Manchmal muß in der Ehe nachgeholt werden, was kurzsichtige

oder schwächliche Eltern versäumt haben. Hier kann sich die ganze Größe einer tiefen Liebe zeigen. Und man weiß nicht, was größer und schwieriger ist: die Geduld, Festigkeit und Güte, dem andern über seine Armseligkeiten hinwegzuhelfen; oder die Einsicht, Demut und Tapferkeit, sich von dem geliebten Menschen darüber hinweghelfen zu lassen.

Wo aber das eine oder das andere fehlt — oder beides fehlt, da gibt es keinen Ausweg, da muß gelitten werden.

## DAMALS

Wir Menschen müssen einander ständig enttäuschen. So wie jedes Ideal in unserer Hand seinen Glanz verliert und nicht mehr wiederzuerkennen ist, wenn es aus unserer Hand kommt; so büßt auch jeder Mensch, den wir lieben und verehren, im täglichen Verkehr mit uns von dem ihm zugesprochenen Zauber und der Taufrische seines Wesens ein. Vielleicht mehr ein, als wir ertragen können. Wir sind von ihm enttäuscht.

Es gibt in jeder Ehe einmal einen Punkt, der Enttäuschung ist. Der so empfunden wird. Das ist ein toter Punkt — oder noch viel mehr — der rechtzeitig erkannt und überwunden werden muß.

Weil hier das Gefühl stärker beteiligt ist als der kritische Verstand, sind die Frauen in der Regel in der Ehe zuerst und vor allem enttäuscht. Das kommt oft von einer Liebe, die damals — vor der Ehe — allen Boden unter den Füßen verloren hatte. Sie schwärmte den Geliebten als einen „Ritter ohne Furcht und Tadel" an und mußte dann allmählich immer mehr erkennen: daß seine Rüstung schon lädiert, daß sein Fechten oft nur eine Finte und sein „hoher Mut" nicht selten nur die Angst vor der eigenen Courage ist. Sie mußte erkennen: daß auch er seine Fehler, seine schlimmen Fehler hat.

Wenn sie soweit ist, macht fast jede Frau in der Ehe eine riesengroße Dummheit: so wie sie früher die Tugenden des Mannes in bengalischer Beleuchtung unwirklich bunt gesehen hat, so sieht sie jetzt seine Fehler. Sie sieht sie überlebensgroß und in einer ganz falschen

Belichtung; sieht vor lauter Kummer und Verdruß nun nichts anderes mehr als nur noch Fehler, nur noch Bosheit, Lieblosigkeit, Unvollkommenheit: „Wie du dich doch in dieser kurzen Zeit so sehr verändert hast . . . !" Enttäuschung über alle Maßen.

Der Mann aber ist mit Recht empört, weil er sich so falsch, so ungerecht beurteilt und behandelt sieht. Und auch seine Enttäuschung schwillt über alle Ufer. Wobei er — trotz seiner vermeintlichen Gescheitheit — nun auch noch dieselbe Dummheit macht, wie vorher seine Frau: er sieht vor dem Wald ihrer Fehler nicht mehr die Bäume ihrer Tugenden. Was wieder die andere Seite bitterlich beklagt.

Schmerzliche Enttäuschung bereitet beiden auch der so gerne und so hartnäckig angestellte Vergleich zwischen „damals und heute". „Wie war es doch so schön damals! In unserer Verlobungszeit! Und auch die ersten Monate in unserer Ehe! Aber so ist es schon lange nicht mehr. Damals warst du noch selig über jeden Händedruck und Kuß! Heute? Diese abgemessene, temperierte Zärtlichkeit, die mehr Höflichkeit und Pflichtbewußtsein als Gefühl und Liebe ist; die keinen Schwung mehr hat und nichts mehr von dem Übermut der ersten Liebe. Diese . . ." Es gibt gar kein Ende solch wehmütiger Betrachtungen, die dann immer mit dem selben Vorwurf schließen: „Ich bin noch genau so geblieben, wie ich damals war; aber du . . ."

Auch hier liegt im allgemeinen wieder eine arge Eigentäuschung vor. Man will nicht einsehen: daß der Frühling anders sein muß als der Sommer, und die Blüte anders als die Frucht. Daß alles Leben immerwährende Verwandlung ist; und die Sonne niemals still steht. Aber das Leben ist doch Leben, und die Sonne ist doch Sonne: auch wenn ihr Rhythmus anders geworden ist, und ihre Strahlen anders fallen. So bleibt auch die Liebe — Liebe; mag auch der Überschwang des Gefühls einer gleichmäßigeren Temperatur und die flakkernde Stimmung einer beständigeren Haltung gewichen sein.

Allerdings kann die Enttäuschung hier ein Körnlein — oder gar ein großes Korn — Berechtigung haben: wenn die Sommerzeit der Ehe, die auf den Liebesfrühling gefolgt ist, in ihren Früchten allzudürftig von der Blütenpracht von damals absticht. Wenn die Ehe kein organisches Reifen in die Ernte ist. Wohl kann die Liebe jetzt

nicht mehr in den Schauern der Frühlingsstürme „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" sein. Aber sie muß noch da sein! Wertbeständig und von jenem sittlichen Ernst getragen, der sich verantwortlich fühlt für das seelische und leibliche Schicksal des andern und der Familie.

Wo solche Liebe in der Ehe leuchtet, ist kein Grund zum Enttäuschtsein. Denn das Wort der Offenbarung trifft hier nicht zu: „Ich habe gegen dich, daß du deine erste Liebe nicht mehr hast! Bedenke, von welcher Höhe du heruntergesunken bist!"

Wenn das Gespenst der Enttäuschung zum ersten Male in der Ehe auftaucht, muß gleich fest zugegriffen werden: festgestellt werden, wie das Gespenst aussieht und woher es kommt. Man kann ihm dann manchmal für immer den Garaus machen. Wenn es aber kein Gespenst, sondern Fleisch und Blut ist, berechtigt ist, muß erst recht zugegriffen werden. Aber nicht in gegenseitigen Vorwürfen, die das Übel nur verschlimmern; sondern in jener demütigen hochherzigen Offenheit und Ehrlichkeit zu sich selber und zum andern, die auch bereit ist, Abhilfe zu schaffen.

## UNVERSTANDEN

Geheimnisvolles Schicksal des Menschen: daß man in seinem höchsten Glück und in seinem tiefsten Leid allein und einsam ist. Jeder Mensch kann den andern immer nur eine Wegstrecke lang begleiten. Es kommen ständig wieder Stellen — und das sind dann stets die gefährlichsten, mühseligsten oder schönsten — wo man allein gehen muß.

Das ist auch in der Liebe so. Und in der Ehe. Die größte Freude und der bitterste Schmerz finden keinen Genossen. Aber auch dazwischen liegen weite Räume, die Einsamkeit sind. Jeder Mensch bleibt auch in der Ehe ein Einmaliger und Einziger, ein Unwiederholbarer, der nicht kopiert werden kann. Weder in seinen körperlichen noch in seinen seelischen Begebnissen. Jeder hat sein eigenes Format. Und darum kann keiner ganz und vollkommen im andern „aufgehen"; oder sich auch nur ganz in ihn „hineindenken". Keiner kann den

andern ganz verstehen. Es bleibt ständig noch ein Rest, der Mißverständnis, tragische Überraschung ist.

Das ist im Geistigen nicht anders als im Seelischen. Und da vor allem in der grenzenlosen Weite der Gefühle. Keines kann in der Ehe mit Bestimmtheit wissen, wie das andere fühlt. Ob es so fühlt, wie man selber, oder anders.

Gelehrte Leute sagen: daß das Denken, Wollen und Fühlen von Mann und Weib sehr verschieden sei. Und daß darauf zum Teil das magische Geheimnis der Anziehungskraft der Geschlechter beruhe. Denn man liebe nur, was anders sei als man selber.

Es liegt in dieser Verschiedenartigkeit der innern Anlage von Mann und Weib ein Grund für das generelle Mißverstehen zwischen ihnen. Sie können — die Königskinder — im Letzten deshalb nicht zusammenkommen, weil das Wasser der andern Denk- und Gefühlsart zwischen ihnen zu tief ist.

Das wird in der Ehe oft vergessen. Da man in den äußeren Dingen, in den Feierstunden der Liebe und in der allgemeinen Richtung des Wollens und Tuns eine „vita communis — gemeinsames Leben" führt, müßte sich — so meint man — diese Gemeinsamkeit bis in die letzten Fasern alles Seins und bis in die feinsten Schwingungen des Gefühls erstrecken. Das tut sie aber nicht. Und wenn man es noch so glühend will! Und man muß es wollen, wenn man liebt.

Daß es trotzdem nicht möglich ist, gehört wieder in das Kapitel: Tragik der Liebe und der Ehe. Darunter wird von Mann und Frau gelitten. Je stärker das Gefühl an den andern gebunden ist, und je weniger es durch den Verstand erleuchtet ist, desto mehr wird gelitten. Das ist der Grund, warum die gefühlsbetontere Frau auch hier wieder schneller und gründlicher „aus allen Himmeln (der Ehe) fällt". Denn eines Tages stellt sie zu ihrem schmerzlichsten Schrecken fest: daß sie nicht verstanden wird, daß der andere nicht begreift, was in ihr vorgeht, und darum auch regelmäßig ganz falsch „reagiert".

Und beim Mann ist es genau so! Aber er sagt es meistens nicht. Sieht darin eher eine schicksalhafte Fügung, die hingenommen werden muß. Oder aber er macht denselben Fehler: wirft mit Vorwürfen

und Verdächtigungen um sich und sündigt dadurch gleichfalls gegen die Liebe und die Ehe.

Man muß um diese Dinge wissen und sich ihrer in der Stunde der Versuchung erinnern — sich danach richten; dann schaden sie der Ehe nicht. Dann weiß man auch: daß zu den Unterschieden allgemeiner Art noch die besonderen kommen, die in der Persönlichkeit des andern — Charakter, Temperament, Erziehung und Umwelt — begründet sind. Und man wird sich hüten, von ihm etwas zu erwarten oder zu verlangen, was er einfach nicht sein oder tun kann. Es werden in der Ehe viele böse Klippen vermieden, wenn beide Teile hierin klug und gütig sind.

Es ist wie bei einem Musikinstrument: man kann nur die Töne aus ihm „herausholen", die drin sind. Aber es ist die Kunst des Künstlers, diese Töne dann auch ganz und rein herauszuholen und sie zu Akkorden und Melodien zu verbinden. Wenn man sich als Mann oder Frau dieselbe Mühe gäbe, wie etwa der Meister auf seiner Geige: es würden Kammerkonzerte von erlesener Schönheit werden.

Aber wer gibt sich diese Mühe? Und darum liegt dem (gegenseitigen) Gefühl des Nicht-Verstanden-Seins auch meistens die richtige Tatsache zu Grunde, daß es hieran gefehlt hat.

Wenn schon die unüberbrückbare Kluft von Mann und Frau — und dazu noch die Unterschiede persönlicher Art — da sind, sollte eine wache Liebe alle Kraft daransetzen, wenigstens dort Brücken eines bereitwilligen Verstehens zu schlagen, wo es möglich ist.

Es gibt unendlich viele solcher Möglichkeiten: vom Schnitt des Kleides, dem Lieblingssessen, der Zimmertemperatur, dem Klavierstück, dem Sonntagsspaziergang, der Farbe der Tapeten, der Art, den Tisch zu decken — bis zu den Fragen des Berufes, der Kindererziehung und der Weltanschauung . . . Sich da in den andern „hineinzudenken" und ihn zu verstehen suchen, wird nicht schwer sein für eine eheliche Liebe, die weniger auf sich und desto mehr auf den andern achtet.

## FREI LASSEN

Es ist etwas Merkwürdiges in der Ehe um die Freiheit. Jede Liebe sehnt sich nach Bindung, nach dem Einswerden mit dem geliebten Menschen. Und wenn dies Ziel in der Ehe erreicht ist, beginnt schon bald auf beiden Seiten ein hartnäckiger Kampf um die Rettung und Wahrung der persönlichen Freiheit.

Von einem Maler wird berichtet: Er hatte seit Jahren um die Tochter eines reichen Kaufmanns geworben; aber ohne Erfolg. Als alles aussichtslos schien, machte er einen Selbstmordversuch. Schließlich aber kam er doch ans Ziel und heiratete sie. Am Tage nach der Hochzeit sah man ihn kopflos aus der Stadt ins Freie flüchten. Er warf sich ins Gras und weinte verzweifelt, weil er seine Freiheit verloren habe . . . Die Ehe aber wurde denkbar unglücklich.

Vielleicht war das nur der krankhafte Ausbruch überspannter Nerven. Denn es ist nicht üblich, daß ein junger Ehemann schon am zweiten Tag in den Wald läuft, um seine verlorene Freiheit zu beweinen. Aber in jeder Ehe wird — früher oder später — ein stiller oder lauter Kampf geführt um die verlorene oder die bedrohte Freiheit.

Eine ganze Weile läßt man sich den Zwang — den sanften Zwang der Liebe — schon gefallen; und fühlt sich sogar wohl dabei. Aber das hört eines Tages auf. Hört dann mit einem Male auf, wenn man sich seiner Zwangsjacke bewußt wird; wenn die Eingriffe in liebgewordene Lebensgewohnheiten empfindlich werden und sich dauernd wiederholen; wenn der persönliche Lebensstil in Gefahr steht, umgemodelt zu werden. Erst recht, wenn das alles nicht so sehr und nicht direkt vom andern ausgeht, sondern von Dritten: Schwiegereltern, Schwestern, Tanten . . .

Da werden dann schleunigst Wachen ausgeschickt, Gräben ausgehoben, Barrikaden gebaut; und es beginnt der ganze traurige Betrieb eines Kleinkriegs, der auf Leben und Tod der Ehe geht.

Das kann gar nicht anders sein. Und keine Liebe kann das verhindern. Sie gerade nicht! Denn solche Kämpfe werden fast immer im Namen der Liebe — und in ihrem Auftrag — geführt. Weil jede Liebe zugrunde gehen muß, wenn das ureigene Persönlichkeitsge-

fühl durch Unklugheit und Herrschsucht des andern dauernd bedroht oder verletzt wird.

Daß gewisse äußere Gewohnheiten, Lieblingsbeschäftigungen, Bequemlichkeiten und Neigungen aufgegeben werden müssen — auf ein Mindestmaß beschränkt werden müssen — das wird jede verständige Liebe gerne auf sich nehmen. Sogar aus freien Stücken mehr tun, als unbedingt notwendig ist. Aber so bald sie spürt, daß beim andern Willkür, Herrschsucht oder auch nur die Neigung zum Nörgeln und zum Kritisieren am Werk ist, sträuben sich alle Federn; und es werden innere Widerstände eingeschaltet, denen dann die äußeren auf dem Fuß folgen. Und damit ist der Kampf da! Es sei denn, daß jetzt der andere nachgibt.

Besonders tragisch ist, daß der Angriff auf die persönliche Freiheit, die der Betroffene als „Bevormundung" empfindet, durchaus nicht immer aus einem herrschsüchtigen, rechthaberischen und eigensinnigen Herzen zu kommen braucht. Es können echte Liebe und edelstes Motiv sein. Aber es fehlt da an Einsicht, Erfahrung, Mäßigung und an einem Wissen um den seelischen Zustand des andern: ob und wie viel er jetzt schon ohne Schaden für die Ehe an Zurechtweisungen, Vorschlägen oder Aufträgen ertragen kann. Und so wird denn oft beschnitten, wo man wachsen lassen sollte; eingeengt, wo man Raum geben sollte; getadelt, wo es besser wäre zu schweigen; und mit Lob gespart, wo aufmunternde Anerkennung am Platze wäre.

Warum muß der andere etwa die Wohnung auch schön finden, wenn man selbst davon begeistert ist? Warum ihn zwingen zu musizieren, wenn er lesen möchte? Zum gemeinsamen Ausgehen, wenn er lieber ruhen will? Warum darf er nicht Gefallen finden an munterer Gesellschaft, wenn man selber die Stille bevorzugt? Sich nicht unterhalten über Kanarienvögel, schöne Schaufenster, Sommerfahrten und alte Familiensitten, wenn man selber gerade jetzt Lust hat, über Politik, über Hölderlin oder die Flegeleien eines Amtskollegen zu sprechen? Und weshalb dem andern verwehren, über das gestrige Konzert hellauf begeistert zu sein, nur weil man selber davon enttäuscht ist? Oder warum soll er das Urteil gegen den Mörder

nicht für richtig finden dürfen, wenn man es selber für verfehlt hält? Und wer soll bestimmen, was morgen zu Abend gegessen und wann mit der Gartenarbeit begonnen wird? Und erst der Widerstreit der Meinungen in den Dingen der Erziehung!

Wenn der eine immer nur befehlen will, und der andere immer nur gehorchen soll: das gibt entweder eine Friedhofsstimmung oder eine fortwährende Palastrevolution. Vielleicht, daß der eine „um des lieben Friedens willen" äußerlich und scheinbar nachgibt; aber dabei sein Herz ausfüllt und verhärtet mit einem ganzen Komplex verdrängter Minderwertigkeitsgefühle, verletzten Stolzes und unbewußter Abneigung gegen den andern, die sich allmählich zu Haßgefühlen steigert.

Das kann jahrelang so weitergehen. Aber eines Tages, wenn das Maß voll ist, gibt es eine Explosion. Ganz unerwartet, ohne jeden sichtbaren Grund, und aus einem Anlaß, der damit absolut nichts zu tun hat. Da! Ein Spektakel über zwei Etagen weg. Türen knallen; ein Stuhl fliegt um; Scherben von Gläsern und Tellern; und in den Strom von Tränen hageln harte, maßlose Vorwürfe: der unterdrückte Stolz von langen Jahren, und der ganze unversöhnte Jammer einer seelisch vergewaltigten Ehe brechen auf.

Der andere aber steht — bis ins Innerste entsetzt — wortlos und fassungslos diesen vesuvischen Ausbrüchen eines offenbar geistig verstörten Menschen gegenüber. Das hatte er nicht erwartet! Denn er hatte es doch immer „so gut gemeint"; hatte immer gedacht, es sei so recht . . . Und wenn es einmal Unstimmigkeiten gegeben hatte: das war gleich vorüber und wieder bald vergessen! Ach Gott! Wer hätte das gedacht . . . .

Es kann alles wieder gut werden, wenn es jetzt wenigstens „gedacht" wird, bis zu Ende gedacht wird. Wenn man sich rücksichtslos klar macht: daß ohne ein bestimmtes, gegenseitig bewilligtes Maß von persönlicher Freiheit die Ehe absterben oder explodieren muß.

Es läßt sich kein Mensch mehr — wenn er erst an die dreißig Jahre alt geworden ist — „erziehen". Er läßt sich nicht mehr gegen seinen Willen durch einen andern umformen. Aber er ist bereit, wenn er liebt und wenn er geliebt wird, sich auf Grund eigener Erkenntnis und eigener Entschlüsse „umzustellen".

Ihn dahin zu führen und ihm dabei zu helfen, soll — wo es nötig ist — die liebende Fürsorge des andern in der Ehe sein. Dabei muß er ihm in den Fragen der persönlichen Lebenshaltung allen Spielraum lassen, soweit es sich nur irgendwie mit den Pflichten des gemeinsamen Lebens vereinbaren läßt. Es bewährt sich gerade in der Ehe die alte Erfahrung: „Nichts bindet so sehr, wie frei lassen." Da, wo kein Druck mehr ist, läßt auch der Gegendruck am schnellsten nach. Und vieles erscheint uns nur deshalb wertvoll oder notwendig, weil es vom andern in höchst unkluger und ungütiger Weise bekämpft wird. Was schon Konfutse vom Kriege gesagt hat, das gilt auch von der Ehe: „Wo nicht gekämpft wird, da kämpft man nicht."

Starke, aktive Naturen, die gewohnt sind, ihren eigenen Willen fest in der Hand zu halten, unterliegen leicht der Versuchung: dieses ständige Willenstraining in der Ehe auch vom andern zu verlangen. Und wo es nach ihrer Ansicht nicht genug geübt wird, durch kräftige Eingriffe nachzuhelfen. Sie werden in der Regel scheitern. Die Versuchung dazu ist da noch besonders groß, wo der eine Teil dem andern an Lebensalter und an Lebenserfahrung weit überlegen ist. Da blüht allzuleicht eine kleinliche Schulmeisterei, die vom andern knirschend ertragen und eines Tages rebellisch hinausgefegt wird.

In allen diesen Schwierigkeiten der Ehe kann wieder nur eines helfen: klarsehen, was ist; und dann in einer gütigen hellerleuchteten Liebe einander helfen, daß jedes von beiden das Gute, Schöne und Berechtigte seiner eigenen Persönlichkeit immer mehr entwickle und darstelle; und so das Negative und das Nachtgesicht seines Wesens immer mehr von selber zum Verlöschen bringe.

In allen Dingen aber, wo Freiheit möglich und Freiheit richtig ist: frei lassen! „Wirf weg, um nicht zu verlieren!" (Hebbel.) Man verliert in der Ehe am wenigsten den andern, je weniger man ihn durch Zwang an sich zu binden sucht.

## KLEINE „TRAGÖDIEN"

Weil der Schuhlöffel nicht an seinem Platz hing, war die Stimmung eines ganzen Sonntagsausfluges verdorben.

*

Er hat in Gegenwart seiner Schwester gesagt: sie sei schlampig. Das hatte sie ihm nach zehn Jahren noch nicht verziehen.

*

Einer bestand darauf: der Weg sei schmutzig, der andere, daß er nicht schmutzig sei; deswegen sprachen sie zwei Tage nicht miteinander.

*

Am Weihnachtsabend saß das eine im Wohnzimmer und das andere in der Küche. Das Zimmer mit dem Baum und den Geschenken blieb dunkel, weil man sich nicht einigen konnte, ob man es elektrisch oder mit Kerzen beleuchten sollte.

*

Weil die Bratkartoffel geplättelt, statt in Würfel geschnitten waren, blieb das ganze Essen stehen.

*

Sie verspätete sich in allem; da ist er zum Trinker geworden.

*

Er hatte sie den schweren Koffer allein tragen lassen: Frühgeburt. Und seitdem haßte sie ihn.

*

Er hatte einen leisen „Anflug" von O-Beinen. Sie schwärmte ihm ständig von schönen Beinen vor: da hat er sie im Stich gelassen.

## ÜBERRASCHUNGEN

Es dauert manchmal gar nicht lange: und der Rausch des uferlosen Verliebtseins ist vorüber. Das ist ganz natürlich. Man kann nicht immer in Ekstase leben; und Verzückungen sind nicht nur im Religiösen eine Ausnahme. Auf jedes Hoch folgt wieder ein Tief; und dazwischen liegen die weiten Strecken, die nicht oben und nicht unten sind, durch die aber die Hauptstraße des Daseins führt.

Auch die Hauptstraße der Ehe hat solch weite ebene Strecken

Aber, eine Ehe kann nicht immer in der Plattheit der Ebene leben. Sie würde darin verkümmern. Sie braucht Höhenluft: Spannungen. Sie kommen nicht immer von selbst. Man muß sie herbeiführen. Ganz bewußt, und sie klug und richtig einschalten.

Die Feste können solche Spannungen sein. Aber sie sind es meistens nicht, weil man nicht versteht, sie zu feiern. Sie sind nur Fluchtversuche aus dem Alltag, die scheitern müssen, weil Fliehen und Feiern etwas ganz Verschiedenes ist.

Spannungen in der Ehe: das können die kleinen, frohen, sorglich vorbereiteten oder geschickt improvisierten Überraschungen sein. Sie sind Liebespfeile der Ehe, die nicht verwunden, sondern zünden; neue Liebe zünden.

Da liegt am Morgen in der Küche ganz unerwartet ein Brief an die Hausfrau. Darin ein kurzer Liebesgruß und ein kleines Geldgeschenk. Geld zu ganz persönlicher, beliebiger Verwendung. Eine Hausfrau, die immer grad so eben mit dem Wochengeld auskommt, so daß für die kleinen persönlichen Wünsche nie etwas übrig bleibt: und nun plötzlich dieser Reichtum. Ein Himmel hängt voller Geigen... Ein anderes Mal steht wie hingezaubert auf dem Nähtisch ein kleiner Blumenstrauß von Veilchen und goldenen Schlüsselblumen: da ist der Frühling leibhaftig in die Stube gekommen. In die Stube und in die Ehe... Eines Tages nach dem Mittagessen die unverhoffte Frage: „Willst du mich heute Abend abholen? Wir wollen wieder einmal leichtsinnig sein und draußen zu Abend essen." Und ob sie will! Welche Hausfrau setzte sich nicht — königlich beglückt — an einen gedeckten Tisch. Da geht auch die Liebe der Frau durch den Magen. Vielleicht ist es aber auch das Herz . . . Und wenn erst der Mann von der Reise heimkommt! Die Kinder können sich nicht mehr freuen auf die Geheimnisse des Koffers, als die Mutter. Was mag wohl wieder drin sein? Denn etwas ist bestimmt drin. Fest im Haus!... Ein anderes Mal schwirrt, ohne daß davon gesprochen worden ist, — eine Theaterkarte auf den Tisch. Großartig: grad das Stück hätte sie schon immer einmal gern gesehen. Woher er das nun wieder weiß? Oder sollte sie es doch einmal gesagt haben? Auf jeden Fall ist es herrlich.

So werden tausend kleine Freuden, an die das andere nicht gedacht hat, über die Ehe ausgeschüttet. Das bewahrt sie vor jener müden Einerleiheit und vor jener dumpfen Grauheit, die oft der Anfang einer Katastrophe sind. Oder die jedes wärmere Gefühl für einander allmählich absterben lassen und so aus der Ehe ein freudeloses Nebeneinander machen.

Der selbstlos-liebenswürdige Erfindergeist des einen läßt auch dem andern keine Ruhe. Weil es ja doch für jeden guten Menschen auf die Dauer unmöglich ist, vom andern an innerer Güte und an äußeren Aufmerksamkeiten übertroffen zu werden. Und darum gibt es nun auch von jener Seite unprogrammatische Ereignisse, die wieder neuer Ansporn für den andern sind: unverhofft eine Lieblingsspeise; ein Buch, das er sich schon lange gewünscht hatte; Umstellung von Tisch und Sofa im Wohnzimmer, die ihm an dieser Stelle noch nie recht gepaßt hatten; zum Sonntag wird ein guter Freund von auswärts — ohne es ihm zu verraten — eingeladen; auf seinem Nachttisch steht eines Abends eine kleine Schüssel lachender Trauben: er mag sie so gern, aber er kauft sie nie für sich; und dann die allerliebste Überraschung: ein frohstrahlendes, freundliches Gesicht mit einem lieben Wort, wo er es am wenigsten erwartet hatte . . .

Es ist unglaublich, wie lebendig und wie innerlich beschwingt eine Ehe bleibt; wie wenig sie von der Last und der Dürre des Tages ausgetrocknet wird und darum jung, immer jung ist: wenn beide es verstehen, sich gegenseitig dazu zu erziehen, diese versöhnenden und erfrischenden Überraschungen in die Ehe einzustreuen. Wenn sie lernen: solche Überraschungen richtig zu b e r e i t e n und sie — was oft noch schwerer ist — richtig a n z u n e h m e n.

Aber wie selten sind doch die Ehen, wo diese gefällige Kunst verstanden und geübt wird! Das kommt daher: weil man keinen Blick mehr für einander hat. Und kein Ohr mehr. Eh' man begreift, was der andere im stillen haben möchte — oder auch nicht haben möchte — muß er es schon mit Trompeten blasen. Wenn es aber einmal austrompetet ist, hat es seinen Schmelz und den intimen Reiz verloren. Vorausgesetzt, daß es selbst dann gehört und erfüllt wird.

Es fehlt den meisten Ehen das „Zweite Gesicht" und das „Zweite

Gehör": Gesicht und Gehör, die von Innen kommen und nach Außen gerichtet sind, auf das andere hingerichtet sind: weil man es liebt, selbstlos und treu liebt wie am ersten Tage.

## VERSCHLEIERTES BILD

Im Tempel von Sais am Nil stand in uralten Zeiten ein Götterbild, dessen Gesicht noch keiner gesehen hatte. Denn es war mit einem schweren rotsamtenen Vorhang verhüllt. Wer je diesen Vorhang zurückziehen werde — so ging die Sage — der müsse sterben. Denn dieses Bildnis verberge das Geheimnis der Götter.

Jeder Mensch hat seinen Tempel mit dem verhängten Bild von Sais: hat sein Geheimnis, das er nicht preisgeben will: seine verschwiegensten Gedanken, Erwartungen, Sünden und Heiligtümer. Wer ihm sein Geheimnis als Unberufener entreißen will, macht sich zu seinem Feind. Und diese Feindschaft kann unversöhnlich werden.

Der Kampf der Ehe geht in seinen edelsten und nicht selten schmerzlichsten Gefechten um das — Geheimnis. Und je mehr es gelingt, den Schleier von den inneren Vorgängen im dunklen Tempel zu lüften — gegenseitig zu lüften —: desto lebendiger, inniger und besser wird die Ehe.

Aber das geht nicht von heut' auf morgen. Das ist oft ein langwieriger Prozeß, der — bei aller Liebe — manchmal große Überwindung kostet. Es gibt Menschen, deren Innerstes so zart, so keusch und so schüchtern ist, daß sie nur in größter Qual und nur in seltenen Stunden etwas davon verschenken können. Es sind das meistens wertvolle Menschen, die eine große Tiefe haben. Sie nehmen das Leben gewissenhaft und schwer. Und sie können es dem andern in der Ehe auch ernst und schwer machen.

Da muß das andere großes Vertrauen und eine ebenso große Geduld haben. Soll nicht drängen und keine Vorwürfe machen, sondern Zeit lassen. Soll den Vorhang vom eigenen Tempelbild möglichst weit zurückziehen und es so dem Gefährten leichter machen: nun auch sein Herz in beide Hände zu nehmen und es der Liebe des andern zu öffnen.

Es muß das Ziel der Ehe sein: miteinander alle Gedanken, alle Bewegungen der Seele und alles Wollen und Tun auszutauschen. (Auch dort, wo es dem andern weh tun sollte!) Und sich so gegenseitig zu führen, zu fördern, zu bereichern und sich vor Mißverstehen zu bewahren.

Aber dazu gehört eine große Klugheit und ein ebenso scharfes Auge. Denn das andere ist nicht immer fähig — ist noch nicht fähig — jetzt und hier das ganze Bild zu sehen, ohne daran Schaden zu nehmen. Man muß darum warten, abwarten können; muß ihn vielleicht erst allmählich mit dem ganzen Innenraum des Tempels vertraut machen. Und auch dann noch darauf gefaßt sein: nicht recht verstanden zu werden. Das wäre dann freilich der Beweis, daß man es selber nicht richtig angefaßt hat: entweder zu früh, zu spät, zu viel, zu wenig oder auch am falschen Ort.

Es braucht sich dabei nicht einmal um große „Enthüllungen" zu handeln: um Geständnisse von Schuld und Fehler vor oder in der Ehe. Wo solche Bekenntnisse in Demut und Reue und mit dem festen Willen zur Besserung gemacht werden, gibt es selten Mißverständnisse. Da kommt es nur darauf an: wer in dieser Stunde der Größere ist: der reuige Sünder oder der großmütig Verstehende, Verzeihende und Vergessende. Es mag auch hier Fälle geben, wo es besser ist: ein Geheimnis vor dem andern zu bewahren, als es ihm unzeitgemäß und in ungeeigneter Weise zu enthüllen.

Aber um solcherlei Geständnisse handelt es sich bei der üblichen Klage ob der Verschlossenheit des andern in der Regel nicht. Sondern es handelt sich um die persönlichen Dinge des Innenlebens: die Vorgänge, Eindrücke, Sorgen, Stimmungen, Entschlüsse, um die Siege und Niederlagen, wie sie das quirlende Leben mit sich bringt. Auch hier gilt wieder: nicht verlangen, was der andere nicht geben kann, noch nicht geben kann. Ehrfurcht haben vor seinem Geheimnis; anstatt über Mangel an Vertrauen zu klagen. Denn das Schweigen braucht kein Mangel an Vertrauen zu sein. Es ist oft gar nichts anderes als ein Zuwarten, bis die Dinge im Innern reif geworden sind. Dann öffnen sich die stummen Lippen wie von selbst.

Nichts ist falscher, als sich ungerufen in einen solchen Reife-Prozeß

hineinzudrängen. Aber den andern wissen lassen, daß man bereit stehe, einzugreifen, wo und wann immer er es haben will: das fördert nicht nur den Prozeß, sondern schlägt auch neue Brücken gegenseitigen Vertrauens.

Und wenn das alles auch nichts hilft: wenn das andere einfach „nicht aus sich heraus kann": dann sich nicht in törichtem Stolz kalt von ihm abwenden, sich ihm auch seelisch verschließen, sondern miteinander das Kreuz tragen. Wer weiß denn, wer am schwersten daran trägt? Es ist doch oft so: daß die großen Schweiger am meisten unter ihrer Stummheit leiden. Aber sie sollen trotzdem wissen, daß sie in der Ehe die Pflicht haben: diesen Mangel durch dreifache Tugend auf andern Gebieten wieder wett zu machen!

## FORM

Form, adelige, höfische Form in der Ehe ist gestaltete Liebe. Und wie Liebe, wenn sie da ist, immer da ist, vom Morgen bis zum Abend und in all den tausend kleinen und großen Dingen des Tages: so hebt auch die Form das ganze eheliche Getriebe und Getue aus den kühlen Niederungen gedankenloser, selbstsüchtiger Rücksichtslosigkeiten in die sonnig-warme Höhe einer umsichtigen, ehrfürchtigen Herzensgüte.

Die Form ist der Leib der Ehe und ihre äußere Gestalt. Wer möchte nicht schön und von edler, ansprechender Gestalt sein? So kann man auch die Form in der Ehe nicht würdig, wahrhaftig und gütig genug werden lassen. Wie aber der Leib Gleichnis und Ausdruck der Seele ist: so ist die Form das Symbol für den geistig-menschlichen Inhalt der Ehe.

Sie ist mehr als Höflichkeit oder äußere Fassade: sie ist Echo und Widerschein der inneren Begebnisse einer Ehe. Und darum kann sie nicht von außen konstruiert werden. Man kann sie nicht anziehen und ausziehen wie seine Kleider: man kann sie nur vom Geistigen, vom Innern, von der Liebe her gestalten.

Es ist ein Irrtum zu meinen: man könnte die Menschen durch ein äußerlich aufgeputztes Gehabe über die innere Brüchigkeit und Glanz-

losigkeit einer Ehe hinwegtäuschen. Vielleicht ein paar Oberflächliche; und auch sie nur für eine kurze Zeit. Denn der Betrug wird schneller offenbar als man gemeinhin glaubt; und was man noch als peinliches Geheimnis ängstlich hütet, das pfeifen längst schon alle Spatzen von den Dächern.

Die Nöte und Schwierigkeiten einer Ehe durch eine betont korrekte Form in der Öffentlichkeit zu verbergen, braucht noch lange nicht immer ein Betrug zu sein. Denn es ist nicht nötig und in der Regel auch nicht richtig, solche ganz persönliche Dinge über die Straße zu zeigen. Sie könnten dadurch noch schlimmer werden. Nötig ist nur, das innere Gesicht der Ehe zu wandeln, dann wird die bewußt zur Schau getragene gefällige Maske ganz von selber zum wirklichen Gesicht.

Auch in der guten Ehe ergibt sich die gute Form nicht von selbst. Sie ist Arbeit. Oft mühsam-harte Arbeit. Sie ist Kampf mit den unteren Mächten in der eigenen Seele: mit der Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, mit den Launen, Stimmungen und nervösen Gereiztheiten. Gute Form ist tätige Selbstverleugnung aus Liebe. Und das ist nicht immer ganz einfach und fällt den allerwenigsten mühelos in den Schoß. Man muß schon das ungereinigte, unerleuchtete Ich, das immer wieder in unbewachten Augenblicken ins Formlose ausbrechen will, fest an der Kandare halten und darf sich nicht gemächlich gehen lassen.

Etwa: den andern freundlich zuhören, wo man gerade eine Zeitung lesen oder einen Brief schreiben möchte; ihm eine sachliche Antwort auf eine Frage geben, die man für überflüssig oder töricht hält; nicht wie eine wilde Katze losspringen, wenn „man schon zweimal vergebens gerufen hat". Zwei Augen und ein Paar flinke Hände haben, wenn dem andern bei Tisch etwas fehlt; ihn dort wie einen lieben Gast bedienen, während man doch das Beste und das Leckerste am liebsten für sich selber reserviert hätte. Erfinderisch sein in hundert kleinen Artigkeiten und Handreichungen, zu denen man sich selber erst erziehen muß: einen lästigen Gang abnehmen, einen schweren Korb oder eine unangenehme Arbeit; in den Mantel helfen, die Tür öffnen, den Vortritt lassen: das alles erfordert dauernde Anspannung, ein fortwäh-

rendes Hingeordnetsein auf den andern; fordert Charakter, innere Kultur und eine große Liebe.

Es gibt Männer, die vollendete Kavaliere außerhalb des Hauses und gegen fremde Frauen sind; die aber daheim und gegen die eigene Frau dickfällige, plumpe und formlose Barbaren sind. Während sie draußen den höfischen, edlen Ritter darzustellen sich bemühen; artig, dienstbereit, immer auf dem Sprung, immer galant sind — toben sie im Haus wie besessene Berserker und lassen ihrer sturen und brutalen Selbstsucht alle Zügel schießen.

Sie haben kein Organ dafür: daß kein Mensch so begründeten Anspruch auf ihre Ritterlichkeit und ihre Rücksicht hat wie die eigene Frau. Das gilt ebenso für das Haus wie für die Öffentlichkeit. In Gegenwart anderer über die Gefährtin spöttisch witzeln oder ihre Schwächen hämisch ans Licht zerren — und das in ihrer Anwesenheit — ist flegelhaft; auch wenn man einen Smoking trägt oder sehr „gebildet" ist. Ein Mann von feiner Form nimmt seine Frau vor andern selbstverständlich in Schutz; er schont ihr Selbstgefühl und stellt sie um so lieber in den Mittelpunkt, je mehr sie selber gewohnt ist, bescheiden zurückzutreten. Und eh' er dienstbeflissen andern beim Aus- und Einsteigen, in der Garderobe oder bei der Anweisung eines Sitzplatzes beispringt, hilft er zuerst seiner eigenen Frau. Denn es gibt für ihn keinen Rang, der höher wäre — gesellschaftlich und menschlich — als die Würde und die Stellung seiner Ehefrau. Dafür sollte selbst die Mutter des Mannes in kritischen Momenten Verständnis haben. Während die Frau gerade dann beweisen kann, daß sie dieses Vorzugs würdig ist: indem sie ihrem Mann in solchen Augenblicken durch ein kluges, gütiges Zuvorkommen einen Gefühlskonflikt erspart.

Und was vom Manne gilt, das gilt in gleicher Weise von der Frau: auch für sie darf es keinen Menschen geben, den sie — im Hause und draußen — mit einer so dienenden Demut, mit einer so tiefen Ehrfurcht und mit einer so fraulichen Höfischkeit umgibt, wie den geliebten Mann.

Man kann sich selber in der Ehe nicht mehr ehren und seine Würde nicht besser wahren, als durch eine adelig-zuchtvolle Haltung gegen-

über dem andern. Und wenn der andere ein anständiger Mensch ist, wird er sich früher oder später von einer so starken charakterlichen Kraft überwinden lassen: auch Form, edle Form werden.

Wenn er es aber nicht tut: dann bleibt nichts anderes übrig, als glühende Kohlen auf ihn zu häufen; so lange, bis er schließlich doch noch davon selber glühend wird.

## FREUNDSCHAFT

Verheiratet und Freundschaft: das klingt wie eine Dissonanz; kann wie Frosthauch über junge Blüten sein, oder wie wilde Schosse an einer edlen Rebe. Und ist es häufig auch. Ist es immer dort, wo die Freundschaft Flucht aus der Ehe ist. Sei es aus Enttäuschung, Langeweile oder Rache. Oder wo sie wie ein gesuchtes und willkommenes Waffenarsenal ist zu feindseliger Aufrüstung gegen das andere.

Es gibt Frauen-Freundschaften in der Ehe, die allerschwerste Schuld sind, weil sie ein Kriegsbündnis gegen den eigenen Mann sind: sie entfernen sich von ihm, rauben ihm Zeit, Häuslichkeit und jene Ausschließlichkeit des ehelichen Gefühls, das er für sich allein beanspruchen kann, beanspruchen muß. In solchen Freundschaften wird giftiger Same an Mißtrauen, Abneigung, Pflichtvergessenheit und verbotener Zerstreuung gesät, der in der Ehe als bösestes Unkraut hundertfältige Frucht bringt. Man weiß oft nicht, was schlimmer ist: offene Untreue, bei der das Gewissen eines Tages erschüttert werden kann; oder dieser innere Abfall von der Ehe, bei dem das Gewissen beruhigt ist, weil es aus egoistischer Feigheit nicht zu einem äußern Bruch kommt.

Da helfen alle Vorwürfe und Drohungen nichts: da müssen die Ursachen beseitigt werden, die zu einer so gearteten Freundschaft geführt haben. Aber dazu fehlt es auf beiden Seiten nicht selten — auch beim besten Willen — an Einsicht und sittlicher Kraft.

Noch gefährlicher für die Ehe ist die Freundschaft mit einem Menschen des andern Geschlechtes. So wie jeder Gewohnheitssäufer

einmal mäßiger Trinker gewesen ist, so fangen solche Freundschaften meistens ganz harmlos oder sogar noch sehr idealistisch an. Aber das dauert in der Regel nicht lange. Denn von einer solchen Freundschaft bis zum Eros ist nur ein Katzensprung. Und eh' man sich's noch recht versieht, ist man schon im verbotenen Lager.

Man kann deshalb hier nicht mißtrauisch genug gegen sich selbst sein. Nirgendwo unterliegt der Mensch so leicht der ärgsten Selbsttäuschung, als in einer Freundschaft zwischen Mann und Frau außerhalb der Ehe. Listiger als der verschlagene Odysseus ist das Herz, das in einem solchen Falle seine wahren Absichten und Gefühle verbergen will. Man muß solchen Versuchungen gleich am allerersten Anfang tapfer widerstehen. Wem seine Ehe am Herzen liegt, der knüpft solche Bande nur: wenn das andere in diese Freundschaft ohne Bedenken mit hineingenommen werden kann; wenn es freiwillig mithineingenommen werden will. Heimlichkeit oder Trotz wären hier schon bedenklichste Niederlage und eine Verwundung der Ehe, die leicht tödlich werden könnte.

Von einem christlichen Ritter des Mittelalters wird erzählt: Nach einer langen, mühsamen Reise ruht er ein paar Tage auf dem Schloß seines Bruders aus. Nach drei Tagen reitet er schon weiter. Weder Bruder noch Schwägerin haben ihn länger halten können. Als er unterwegs sein Brevier aufschlägt, scheint es ihm, als trage das Madonnenbild die Züge der schönen Schwägerin. Einen Augenblick wallt mühsam unterdrückte Leidenschaft in ihm auf. Einen Augenblick: dann zerreißt er das Bild und reitet weiter.

Es gibt Bilder von Heiligen und von Unheiligen, die muß man zerreißen, sofort und in tausend Stücke; sonst zerreißen sie uns und unsere Ehe.

Dagegen gibt es auch (vor allem) Frauen-Freundschaften in der Ehe, die gut und vernünftig sind. Sie beruhen auf der ehrlichen Absicht: durch sie reicher und reifer für die Bewältigung der Aufgaben in der Ehe zu werden. Es ist ganz natürlich und richtig, daß gerade die besten Frauen und Mütter das Bedürfnis zu einem geistigen Austausch mit einer guten Freundin haben. Manche Sorgen, manche Gedankengänge und Lebenslagen bedürfen einfach der

vermittelnden, beratenden und ergänzenden Teilnahme einer guten Freundschaft. Es gibt nun einmal Dinge, die können von Frau zu Frau, von Mutter zu Mutter besser gesagt, verhandelt und erledigt werden, als etwa zwischen Mann und Frau. Auch in der besten Ehe.

Der verständige Mann wird sich über eine solche Freundschaft seiner Frau freuen und ihr alle Freiheit lassen, deren sie bedarf.

Der Freund des Mannes aber sei für jede Frau wie ein lieber Gast, den man ehrt und bedient; der aber nicht zum Vertrauten und zum Mitwisser persönlicher Geheimnisse ihrer Ehe wird. Sie soll ihrem Mann den guten Freund gönnen; sich nicht dazwischenstellen, sondern jenen natürlich-herzlichen Abstand halten, der ihrer Würde und den Weisungen des Gewissens entspricht. So wird auch diese Freundschaft für die Ehe ein Gewinn sein.

## „WIE'S DAHEIM WAR"

In der großen Ehe-Epistel, die Paulus an die Gemeinde von Ephesus geschrieben hat, steht ein Wort, das auf den ersten Blick wie eine Binsenwahrheit anmutet, weil es so selbstverständlich ist, daß man es nicht erst feierlich auszusprechen braucht: „Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen . . ."

Tut denn das nicht jeder Mensch, wenn er in die Ehe geht? Tut er es nicht restlos und mit tausend Freuden? Man sollte es meinen. Aber es ist noch lange nicht immer so. Das Fortgehen aus dem elterlichen Hause in die Ehe ist nicht selten nur äußerlich und darum auch nicht endgültig. Man nimmt sehr oft an falscher Anhänglichkeit, an Gewohnheiten, Anschauungen, Vorurteilen, an Ansprüchen auf Bequemlichkeiten, man nimmt so viel an Atmosphäre von „daheim" mit in die Ehe: daß das andere manchmal glauben könnte: es habe mit dem Menschen zugleich auch dessen Familie mitsamt deren Sippe und deren Lebensanschauungen geheiratet. Das macht viel böses Blut! Und eine solche Ehe gerät allzuleicht auf die schiefe Ebene.

Diese Gefahr ist besonders groß, wenn ein Mann erst spät heiratet; und wenn er — als verwöhnter Liebling einer kurzsichtigen Mutter

— bis dahin nach allen Regeln der Kunst „verzogen" worden ist. Da hat die Ehefrau einen schweren Stand. Denn „so wie meine Mutter ist sie auch beim besten Willen nicht". Natürlich nicht: denn sie wird das Muttersöhnchen nicht so verwöhnen, verhätscheln, so bestaunen und ihm alles so durchgehen lassen, wie die schwache Mutter es getan hat.

Das merkt er bald. Und fängt an zu vergleichen. Und der Vergleich fällt ganz zu Gunsten seiner Mutter aus: schon wie sie ihn am Morgen weckte, drei-, viermal; wie sie ihm alles zurechtlegte, vom Kragenknöpfchen bis zum sauberen Taschentuch; ihm zu jedem Frühstück ein frisches Ei — genau 4½ Minuten lang gekocht — vorsetzte, dazu die gestrichenen Semmel. Und Suppen wußte sie zu kochen und eine Mayonnaise zum Salat. Keiner, der ihn so verstanden hätte, wie seine Mutter! Und dann überhaupt . . .

Selbstverständlich ist seine Frau schon recht. Aber wie seine Mutter? Er kann es nicht lassen, das bei Gelegenheit mit aller Deutlichkeit zu sagen. „Es soll kein Vorwurf sein; nur eine Feststellung." Solche „Feststellungen" werden immer häufiger und immer bestimmter gemacht. Und er merkt bei seiner Ich-Verliebtheit gar nicht: wie weh er ihr tut und wie unrecht.

Sie schluckt das alles eine Weile; und dann geht's nicht mehr. Und als er wieder anfangen will: „Daheim . . ." fällt sie ihm barsch ins Wort? „Warum hast du mich überhaupt geheiratet? Wär'st besser bei deiner Mutter geblieben; die hätte dir . . ." — „Laß meine Mutter aus dem Spiel!" Und das Muttersöhnchen merkt gar nicht, daß seine Frau die Mutter schon gerne aus dem Spiele ließ, wenn er es nur tun wollte.

Aber es ist nicht richtig und ist auch meistens zwecklos, ihm das mit Vorwürfen und mit groben Worten abgewöhnen zu wollen. Die Frau soll es ihm abgewöhnen. Aber nicht im Zorn und mit den Mitteln des verletzten Stolzes. Sondern in einer ruhigen Festigkeit, die ihm alle Liebe antut, die sie nur kann; die aber diese verletzenden Beispiele von „meine Mutter hat" mit aller Bestimmtheit zurückweist; und die gegenüber einer so jungenhaften Unselbständigkeit das Selbstbewußtsein seiner Männlichkeit zu Hilfe ruft. Und sie kann ihm den

Wert ihrer eigenen Persönlichkeit nicht besser beweisen, als wenn sie ihm hilft, über diese unwürdige Schwäche möglichst bald und möglichst gründlich hinwegzukommen. Und sie kann überzeugt sein, es ist dann keiner so froh darüber, wie er selbst; und er wird ihr Dank dafür wissen.

*

Noch schlimmer aber ist es, wenn die Mutter in gemeinsamem Haushalt mit dem Ehepaar lebt. Es gibt gewiß Mütter, die so klug und so selbstlos sind, daß sie auch in einer solchen Lage keine Belastung für die Ehe und vor allem für die Ehefrau sind. Sie werden nicht als Feind oder Störenfried empfunden; sondern im Gegenteil als eine gütige Fee, die helfend, ratend, versöhnend und ausgleichend wirkt.

Doch die Erfahrung zeigt, daß das sehr selten ist. In der Regel entwickelt sich das Zusammenleben zu einer einzigen Kette fortwährender Machtkämpfe, die in Küche und Keller, in der Wohnstube und vor allem im Kinderzimmer unversöhnlich ausgefochten werden. Es gibt da niemals Frieden, höchstens vorübergehend Waffenstillstand. Und der Mann, der zugleich auch Sohn ist, soll den Richter spielen. Ein unmöglicher Richter.

Indessen kann die Ehefrau allmählich innerlich verbluten. Sie hat aufgehört, ihren Mann mit diesen Dingen zu quälen. Aber sie leidet unvermindert weiter, bis sie eines Tages nicht mehr kann, nicht mehr will: und sich jetzt in ihrem tödlich verwundeten Gefühl von diesem Mann und von dieser Ehe innerlich trennt.

Eine solche Ehe „zu Dritt" ist immer ein gefährliches Wagnis, das allzuleicht Tragödie wird. Man sollte es nicht auf sich nehmen; es dem andern nicht zumuten. Es aber in jedem Fall entschlossen ändern, bevor eine Ehe daran zerbricht.

*

„Vater und Mutter verlassen", das ist für die meisten Menschen unendlich schwerer, als sie es selber ahnen. Man geht zwar räumlich fort, aber den Geist, die Gewohnheiten, Anschauungen, die Traditionen und Einrichtungen „von daheim" nimmt man unbewußt in die

Ehe mit. Man nimmt den Familienstolz mit. Mag nun die Sippe ein Geschlecht von Grafen oder von Proletariern sein.

Fast jeder ist in der Ehe ängstlich darauf bedacht, daß „seine Leute" in einem möglichst vorteilhaften Lichte stehen. Man „läßt nichts auf sie kommen", findet hundert Erklärungen und Entschuldigungen für sie; und kann es nicht ertragen, wenn das andere sie „ungerecht" beurteilt oder behandelt. Sie liegen gleichsam beide ständig auf der Lauer, um aufzupassen, daß „ihre Angehörigen" mit dem nötigen Respekt aufgenommen und mit samtenen Pfötchen angefaßt werden. Da ist unerwartet Besuch von „seiner Seite" gekommen. Und schon sperbert er durch alle Räume und in alle Schüsseln: ob auch alles so ist, wie neulich beim Besuch von „ihrer Seite". Wehe sonst! Und so sparsam, fast knickerig er im allgemeinen ist: jetzt ist ihm nichts zu viel und nichts zu teuer. Es sind ja „seine Leute".

Sie sieht es und ärgert sich. Und nimmt sich vor: es bei der nächsten Gelegenheit genau so zu machen. Und wenn er dann was sagen sollte . . .

Durch manche Ehe zieht sich wie ein roter Faden die gegenseitige Eifersüchtelei und Beargwöhnung wegen der Verwandten. Und diese Verwandten tun noch von sich aus alles, um die ewigen Krakeelereien nicht abbrechen zu lassen. Sie sind im „Übelnehmen" die reinsten Virtuosen. Und bedrohen unablässig den Frieden der Ehe.

Mögen sich Mann und Frau noch so gut verstehen: wenn ihre Rede auf die Verwandten kommt, sprühen alle bösen Geister von Gegengefühlen, Verdächtigungen, Vorurteilen und üblen Erfahrungen zwischen ihnen auf; und der Streit ist da. Denn jedes hält nun einmal seine Sippe für besonders wertvoll und vorbildlich; hält sie zum mindesten für ungleich besser als die Angehörigen des andern. Und bringt das auch bei jeder Gelegenheit ganz unverblümt zum Ausdruck, trotzdem er wissen muß, wie sehr das den andern ärgert. Selbst Menschen, die gewohnt sind, weitsichtig zu sein und großzügig zu denken, benehmen sich hier wie vollendete Spießer und wie kleinste Geister. Der Familien-„Nationalismus" hat schon manche Ehe verdorben.

Man muß ihn darum mit Stumpf und Stiel ausrotten. Aber bei

sich selbst. Nicht beim andern. Muß sich klar machen: wie töricht das eitle Pochen auf vermeintliche oder wirkliche Vorzüge seiner Abstammung und seiner Angehörigen ist; denn diesen Vorzügen stehen bei kritischem Zuschauen ebenso große Schwächen und Untugenden gegenüber; und das eine wird durch das andere oft mehr als aufgewogen. Und wenn es gar nur äußere, gesellschaftliche, klassenmäßige Dinge sind — Geld, Ansehen und hohe Stellung —: wie dumm, darauf eingebildet zu sein! Das braucht doch alles nicht einmal persönliches Verdienst zu sein. Und wenn schon: morgen kann schon alles anders sein!

Aber darum geht es auch in der Regel nicht. Es geht hier um eine innere gefühlsmäßige Bindung an die Vergangenheit, die noch immer nicht „Vater und Mutter verlassen hat", die immer noch mit einem Fuß „daheim" lebt; und die den „Stammesstolz" notwendig zu haben glaubt, um sich in der Ehe zu behaupten; oder um dem andern in Permanenz zu zeigen, was man alles seinetwegen aufgegeben habe. Nicht selten aber wirkt sich auch ein schmerzhafter Minderwertigkeitskomplex — ob seiner Herkunft und ob seiner Sippe — in einer solch überreizten Empfindlichkeit und überängstlichen Vorsicht aus.

Hier muß sich wieder gegenseitig geholfen werden: festgestellt werden, woher diese vielen „Familienauseinandersetzungen" kommen; und dann von der Wurzel her dem Übel zu Leibe gegangen werden. Da zeigt es sich denn oft, daß es gar nicht so schwer ist, zu einer Verständigung zu kommen: weil das meiste — Mißverständnis oder ungewollte Kränkung war.

Auf jeden Fall aber soll man in allen Konflikten mit Eltern, Geschwistern, Tanten, Vettern und Basen eindeutig und weithin sichtbar auf der Seite des Ehegefährten stehen. Nicht als Schiedsrichter — das erweitert nur die Kluft — sondern als Ehemann, der bedingungslos zu seiner Frau hält; als Ehefrau, die unter allen Umständen die Sache ihres Mannes zu ihrer eigenen macht.

Wo aber bleibt da Recht und Unrecht? Danach hat die Liebe nicht zu fragen! Das festzustellen ist immer sehr schwer und oft ganz unmöglich. Wichtiger ist: die Ehe, die hier in tödlicher Gefahr ist,

zu retten. Da muß schon etwas gewagt werden. Später — wenn einmal Gras darüber gewachsen ist — mag man ...: aber dann hat häufig keiner mehr ein Interesse an einem Inquisitionsgericht. Was wieder beweist, daß es damals viel wichtiger war, sich an der Seite des Gatten für die Ehe einzusetzen, als den Schiedsrichter spielen zu wollen, auf Kosten der Ehe.

Und wenn sich auch die beleidigten „Verwandten" grollend zurückziehen sollten: sie werden wiederkommen. Und wenn sie nicht von selber wiederkämen: der Teil der Ehe, der damals die Veranlassung zu der Entfremdung gegeben hat, wird sich — im Andenken an die tapfere Hilfe des andern — nicht kleiner und weniger großzügig zeigen wollen und von sich aus die Hand zum Frieden ausstrecken. So wäre — wenn er damals unrecht hatte — das Üble wieder gutgemacht; und aus dem allgemeinen Familienfrieden wird die Ehe neuen Auftrieb erhalten.

## DAS LIEBE GELD

Es geht mancher Ehe wie dem Saatkorn im Evangelium: sie wächst eine Weile in gegenseitiger Liebe und seelischer Bereicherung; aber dann kommt das Gestrüpp von Sorgen, Arbeiten und wirtschaftlichen Nöten und erstickt alle geistigen Kräfte, so daß sie nach und nach im Wust der materiellen Bedrängnis kraftlos verdorrt!

Allzuviele Sorgen und allzugroße Not sind ebenso tückische Feinde der Ehe wie übermäßiger Reichtum oder ein faules Drohnenleben. Das Gebet einer heiligen Frau: „Herr, laß mich nicht zu reich, aber auch nicht zu arm werden; denn beides ist schwer zu ertragen", sollte auch das tägliche Gebet in der Ehe sein.

Es ist unsagbar schwer, eine Ehe durch den kalten Engpaß großer Sorgen und wirtschaftlicher Entbehrungen zu führen, ohne daß sie dabei an innerer Wärme und an idealem Schwung verliert. Besonders wenn dieser Engpaß eine Länge hat, die nicht zu übersehen ist. Gar manche Liebe, die vor der Ehe gesagt und geglaubt hatte: daß man „miteinander betteln gehen könnte", ist hier auf der Strecke ge-

blieben. Denn der „Kampf ums tägliche Brot" artet gar leicht in den Krieg „ums liebe Geld" aus. Und wo das Geld — ob man nun zu viel oder zu wenig hat — den Lebensrhythmus der Ehe bestimmt, da ist alles andere bald zu Ende.

Die Geldfrage ist selbst bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen in der Ehe wie ein Pulverfaß, das jeden Tag schon durch die kleinste Zündung in die Luft gehen und in ihrer Flamme den Frieden verbrennen kann.

Es scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, daß zwischen Mann und Frau genau entgegengesetzte Ansichten über den Sinn und den Wert des Geldes bestehen. Und wenn man auch theoretisch darüber „einig" ist, so klaffen doch in der Praxis — Abgründe. Und zwar fast immer so: daß der Mann sparen will und es auch tut; daß die Frau es auch will, es aber selten zuwege bringt. Das Wochen- und Monatsgeld reicht eigentlich nie; denn es müssen jedesmal „notwendige" Anschaffungen aufgeschoben werden. Über den Begriff „notwendig" gehen die Meinungen meilenweit auseinander. Die Frau, die für die Notwendigkeiten im Haus besseren Blick hat und auch für den Zustand der Häuslichkeit verantwortlich ist, neigt regelmäßig einer weiteren Auffassung zu; während der Mann, auch wenn er hier nicht enger denkt, doch erheblich vorsichtiger und zurückhaltender praktiziert. Das kann leicht zu Zusammenstößen führen, weil jedes sich in seinen Rechten und in seiner Freiheit bedroht fühlt. Da ist weder die Faust auf den Tisch noch ein selbstherrliches Diktat eine Lösung. Da kann man nur vernünftig „verhandeln" und sich auf einer mittleren Linie einigen. Und zwar möglichst — bevor die problematische Ausgabe gemacht worden ist.

Vielleicht hat die Frau — nach der Meinung des Mannes — deshalb „eine offenere Hand" und „versteht weniger gut mit Geld umzugehen": weil sie ihrer ganzen Veranlagung nach mehr für den Tag lebt, weniger gewohnt ist, in großen Zusammenhängen zu denken und zu sorgen, und deshalb auch nicht so vorausschauend ist. Es meistens auch nicht so zu sein braucht, da sie ja für die Zukunft — für die wirtschaftliche Zukunft der Familie — nicht die gleiche Verantwortung trägt, tragen kann, wie der Mann. Es gibt auch viele

Fälle, wo sie nicht recht weiß, wie „sauer das Geld verdient werden muß".

Darum wird ein kluger Mann seine Frau beizeiten in geeigneter Weise an den wirtschaftlichen Sorgen teilnehmen lassen. Und wenn es auch nicht gerade nötig ist, ihr jedes Verlustgeschäft durch übelste Laune am Mittagstisch anzuzeigen, so soll er sie doch über den allgemeinen Stand der finanziellen Lage der Familie nicht im unklaren lassen.

Ebenso wichtig aber ist: ihr auch in den geldlichen Dingen ein bestimmtes Maß von Freiheit und Selbständigkeit einzuräumen. Denn alles in der Ehe — auch das Geld — gehört ja beiden zusammen. Sie verdienen es gemeinsam: der Mann außerhalb des Hauses und die Frau durch ihre Arbeit im Hause. Darum haben sie auch ein gemeinsames Verfügungsrecht darüber. Es ist also ebenso richtig wie notwendig: der Frau regelmäßig eine bestimmte Summe zu überlassen, über die sie ohne „Rechnungsablegung" frei verfügen soll.

Verletzend und verbitternd aber muß es wirken, wenn eine Frau sieht: wie der Mann jeden Pfennig, den er für die Familie ausgeben muß, „dreimal umdreht", während er für seine eigenen Bedürfnisse bedenkenlos mit vollen Händen ausgibt. Man hat nur dann die Berechtigung, vom andern Sparsamkeit zu verlangen, wenn man selber für seine Person zuvor sparsam gewesen ist. Wie kann man dem andern den neuen Hut, die Theaterkarte und die Sahne im Kaffee verargen, wenn man selber auf feine Anzüge und moderne Schlipse Wert legt? Und schließlich sind Zigarren, Zigaretten und Wein auch nicht unbedingt zum Leben notwendig und auf die Dauer finanziell kein Pappenstiel. Auch in dieser so heiklen und manchmal so kriegerischen Geldfrage gilt: wichtiger als schöne Redensarten sind Beispiele; und wirksamer als Vorwürfe gegen den andern ist das erzieherische persönliche Opfer.

Aber auch dort, wo keine scharfen Gegensätze sind — oder schon überwunden wurden — können die wirtschaftlich-finanziellen Dinge schwerster Ballast für die Ehe werden, der sie niederdrückt und sie zu keiner frohen Stunde mehr kommen läßt. „Den Kopf voller Sorgen die Hände voller Arbeit": wie kann man da noch Ehe — leben!

Also Geist, Zeit, Laune und Liebe haben — neben den nüchternen äußeren Notwendigkeiten — auch das Geistige, Innerliche und Schöne zu pflegen, ohne die doch jede Ehe auf die Dauer zu Grunde geht.

Da kann nur immerwährende Wachsamkeit auf beiden Seiten helfen. In bestimmten regelmäßigen Abständen muß eine geistige Bilanz aufgemacht werden, die genau so wichtig ist wie die andere Bilanz. Und nach dem Ergebnis muß entsprechend gehandelt werden; aber sofort und gründlich.

## DAS LIEBSTE GESCHENK

Über die Herzogin von Windsor, die Frau des englischen Exkönigs, werden mancherlei Anekdoten erzählt. Doch sie soll vor allem eine große und seltene Tugend haben: immer gute Laune!

Und von einem Menschen, der ganz im entgegengesetzten Geisteslager gestanden ist — von Don Bosco — wird dasselbe berichtet. Man soll ihn nie verdrießlich und schlechter Laune gefunden haben. Auch wenn er noch so viel Ärger und Anfeindung, woran es ihm wahrhaftig nie fehlte, gehabt habe. Seine Umgebung konnte wetten: heute ist der Meister in strahlender Stimmung, da muß er wieder üble Hiobspost bekommen haben.

Gute Laune! Die meisten Menschen haben die Tendenz: gewisse Vorgänge in ihrer Seele — wie der Projektionsapparat das Lichtbild — auf die Leinwand ihres Gesichtes, ihrer Gebärden, ihrer Stimme und Worte zu projizieren: Stimmungsmenschen. Sie leiden wenig an Hemmungen; aber desto mehr an Launen.

Schon wenn sie am Morgen ins Zimmer treten: wie sie die Tür aufmachen, den Stuhl beiseite schieben, keinen Gruß oder höchstens ein dumpfes Knurren haben; und das — Gesicht! Und dann geht das so den ganzen Tag. Nichts ist recht; alles ärgert sie. Sie haben weder für die Katze noch für den Bäckerjungen oder das Milchmädchen ein freundliches Wort. Jeder tut gut daran, ihnen in weitem Bogen aus dem Weg zu gehen.

Und warum diese schlechte Laune, die ihnen selber und allen andern

das Leben sauer macht, die sich wie Mehltau oder Rauhreif über alles legt, was in ihre Nähe kommt? Sie haben schlecht geschlafen. Die große Wäsche. Die Nachbarin auf dem Flur, die Kinder . . .

Es ist nicht ratsam, sie nach dem Grund zu fragen. Man erfährt ihn doch nicht: „Ich hab gar nichts! Laß mich zufrieden!" Und der Tonfall oder eine knallende Tür beweisen schlagend, daß sie — „nichts haben".

Zuweilen ist auch „das ekelhafte Wetter" schuld: „An Regentagen wie heute, wenn alles so grau und farblos ist, mein' ich, der Himmel müßt' mir auf den Kopf fallen. Ich hab dann einfach keine Stimmung." Wobei man ganz übersehen hat, daß vorgestern — trotz des wunderschönen Wetters — auch keine Stimmung da war. Allerdings! Aber da waren es der „Brief von daheim"; oder die „Tasche", die man wieder einmal verlegt hatte; oder die „Kopfschmerzen".

Man sträubt sich, zuzugeben: daß es nicht die kleinen und großen Dinge der Außenwelt sind, die die Stimmung verderben; sondern daß es die undisziplinierte, ewig schwankende, ständig nach Abwechslung, Zerstreuung oder nach einem fernen Glück schweifende innere Haltlosigkeit ist, aus der die Stimmungen und Launen kommen. Man reflektiert sie von sich auf die Außenwelt und empfängt sie in Form von unangenehmen, unlustigen Eindrücken wieder zurück. Menschen ohne inneren Halt.

Sie sind für die Umgebung ein wahres Kreuz. Und sie können die Ehe zu einer fortwährenden Qual machen. Man findet sie ebenso unter den Männern wie unter den Frauen; unter „Gebildeten" wie unter Ungebildeten; bei Reichen wie bei Armen; bei Gesunden wie bei Kranken. Wer kann von sich sagen, daß er keine Launen habe, unter denen nicht die andern zu leiden hätten.

Man muß jeden Tag von neuem dagegen angehen. Muß sich immer wieder klar machen: wie reich, gesegnet und beschenkt man doch im Grunde genommen ist; wie man doch so undankbar ist. Und daß die Lebensaufgabe darin besteht: aus den Kräften, Möglichkeiten und Gegebenheiten, die Gott verliehen hat, sein Schicksal zu formen. Das seine, wie auch das Schicksal seiner Familie und ganzer Generationen. Und daß in der Bewältigung dieser Aufgabe das —

Glück besteht. Und nicht in irgend welchen fernen Taten oder erträumten Seligkeiten. „Sieh', das Gute liegt so nah'. — Lerne nur das Glück ergreifen — und das Glück ist immer da!"

So wird das unbeständige Herz allmählich fest. Man wird „Herr im eigenen Hause" seiner inneren Begebnisse und Situationen. Und man breitet um sich eine warme Atmosphäre, in der auch die andern sicher und behütet atmen können. Nicht dauernd gewärtig sein müssen, daß ein Unwetter losbricht; oder eine schwüle, drückende Stimmung alle guten Geister verjagt.

Es wird nicht immer möglich sein, äußeres Unglück, Schicksalsschläge und Prüfungen von der Ehe fernzuhalten. Man wird Kämpfe und ehrliche Auseinandersetzungen nicht verhindern können, oft gar nicht verhindern wollen. Aber eines sollte möglich sein, sollte der feste Vorsatz jedes neuen Morgens sein: gute Laune zu haben.

Man kann ganze Berge von Schmerzen ertragen, Not und Entbehrung auf sich nehmen: wenn das andere mit einer frohen Stimmung, mit einem herzlichen Lachen, mit einem heiteren Wort — Sonne und Wärme im Haus, in der Ehe verbreitet. Der ganze Tag hat einen stillen Glanz und eine geheime Freude, wenn er — bei beiden — mit guter Laune begonnen worden ist. Und wenn er so begonnen wurde, muß auch alle Vorsicht und Klugheit angewandt werden, auf daß er nicht durch ein tückisch-unbedachtes Tun oder Reden „verdorben" wird.

Vielleicht hat man nur ein karges Verdienst und kann das andere nicht mit großen Geschenken überraschen. Um so freigebiger soll man mit dem liebsten und reichsten Geschenk sein, das die Seele des andern gesund erhält und auch in ihm alle guten Kräfte weckt und erhält: die gute Laune. Sie kann großes Opfer und allerliebste Liebe sein.

## EHE-FERIEN?

Ob es Ehe-Ferien gibt? Geben darf? Zeiten, die räumlich außerhalb der Ehe gelebt werden? Wo man sich auf sich selber zurückzieht und ganz allein mit sich selber fertig zu werden sucht?

Wo es möglich ist, sollte jedes in der Ehe innerhalb längerer Abstände auf einige Tage beurlaubt werden. Um ganz für sich allein zu sein; wenigstens nicht mit dem andern zusammen zu sein. Etwa zu religiösen Einkehrtagen, zu einem Besuch bei befreundeten Menschen oder auch bei Eltern oder Geschwistern. Wenn es nicht anders geht, mag auch ein Teil der Ferien dazu geopfert werden.

Solche Tage können von größtem Wert und Segen sein. Man verfällt mit der Zeit leicht einem seelischen und geistigen Leerlauf; man stumpft für bestimmte Dinge in der Ehe ab; verliert den Überblick über den eigenen inneren Standort in bezug auf gewisse Zustände und Anforderungen des gemeinsamen Lebens; oder man spinnt sich wie eine Raupe in einen Komplex von Gedankengängen, Gefühlen, Gewohnheiten und „Eigenarten" ein, so daß man jede Kontrolle über sich verliert: nicht mehr weiß, „woran man ist" und wie es eigentlich um seine Ehe steht.

Da muß einmal Abstand genommen werden. Abstand von Menschen, Dingen und Umwelt. Räumlicher Abstand, um das Ganze zu übersehen. Und zwar aus einem Blickfeld, das nicht mehr eingeengt ist durch die dichten Hecken und Zäune alltäglicher Pflichten, Verdrießlichkeiten und Erfahrungen. Man muß die Möglichkeit haben, sich alles einmal „von der andern Seite" anzusehen.

Oft genügt schon eine räumliche Trennung von ganz kurzer Zeit, um sich selber und den andern in einem neuen Licht zu sehen: da werden Kleinigkeiten groß und Wichtigkeiten unheimlich klein; es kommt einem manches so selbstverständlich vor, was man früher nicht begreifen konnte, und manche Selbstverständlichkeit erscheint jetzt ungeheuerlich; die Sicherheit über das eigene Verhalten gerät bedenklich ins Wanken, und Art und Wesen des andern bekommen ein neues, ein freundlicheres Gesicht. Sonderbar: wie man nur so falsch hatte sehen können!

Diese bessere Einsicht, die notwendige Voraussetzung für jede Wandlung zum Guten ist, muß nun von einem ehrlichen Willen tapfer und systematisch ausgenutzt werden: es muß zu klaren Entschlüssen kommen mit konkreten, praktischen Folgerungen.

Es ist gut, wenn auch das andere zur gleichen Zeit diese „Einkehr" hält. Auch wenn es daheim geblieben ist. Denn durch die Trennung von einander ist ja auch hier eine wesentlich andere Umwelt entstanden. Man braucht für solche „Exerzitien" auch schließlich nicht einmal viel Zeit: eine stille Stunde am Abend; ein Gang am Sonntag ins Freie; ein darauf abgestimmtes Gespräch mit einem guten Freund. Es geht ganz leicht, selbst mitten in der gewohnten Arbeit, wenn man sich nur die Mühe gibt, die Zeit der Trennung richtig auszunützen.

Praktisch und von ganz besonderem Reiz ist es: die so gewonnenen Erkenntnisse und die daraus gezogenen Folgerungen nachher miteinander auszutauschen. Nicht, um später gegenseitig den Richter zu spielen (festzustellen, wie weit das andere „sich daran gehalten hat"), sondern um sich gegenseitig die Torheiten und Verirrungen abzubitten und einander für die Zukunft Hindernisse fortzuräumen oder Brücken zu bauen.

Diese Ehe-Ferien sind immer gut. Sie sind notwendig, wenn „etwas nicht mehr stimmt"; oder wenn die Ehe vor lauter Geschäftigkeit oder Gedankenlosigkeit „auf einen toten Punkt" gekommen ist. Dann kann auch eine gemeinsame oder getrennte Aussprache mit einem befreundeten, klugen Menschen (Priester) sehr von Nutzen sein.

Ganz falsch aber wäre es, die kurzen Tage einer solchen Freizeit zu benützen, um einfach alles einmal von sich zuwerfen. „Weg damit! Ich will nichts hören und sehen davon! Will meine Ruhe haben." Man stürzt sich in alle möglichen Zerstreuungen und Vergnügungen, die zuweilen ans Abenteuer grenzen, und meint sich auf diese Weise zu „erholen" und neue Kraft zu schöpfen für spätere Zeiten.

Dadurch, daß man Tatsachen, daß man eine Wirklichkeit vorübergehend nicht beachtet, sie aus dem Bewußtsein eine Weile verdrängt, beseitigt man sie nicht. Sie werden wieder da sein, sobald

man selber wieder in „seinen alten Gewohnheiten, im alten Gleis" ist. Und sie werden ihr übles Handwerk mit neuem Eifer betreiben. Ernst v. Feuchtersleben, der Arzt und Philosoph zugleich war, sagt einmal: „Man muß erst eines Objektes Herr werden, ehe man es verachten darf. Was nur so auf die Seite geschoben wird, drängt sich mit verschärftem Trotz immer wieder auf. Nur der wirkliche Tag verscheucht alle Nachtgespenster, indem er sie beleuchtet!" Das ist in der Ehe nicht anders wie überall im Leben. Also nicht vor den Schwierigkeiten ausreißen, sie abschütteln wollen; sondern sie — soweit es sich um seelische Konflikte handelt — auflösen, sie in ihren Ursachen zu beseitigen suchen. Dazu sind die ruhigen Einkehrtage des Getrenntseins besonders geeignet.

Ehe-Ferien? Ja! Aber sie dürfen nicht in eine Ehe-Flucht ausarten. Sie müssen seelische Höhensonne sein, in deren heilenden Strahlen Wunden vernarben und das böse Gezücht giftiger Bakterien getötet wird, das sich in der feuchten Kälte eines langen Winters gebildet hat.

## FUNDAMENT

„Ohne eine höhere Idee kann weder ein Mensch noch eine Nation in der Welt bestehen." (Dostojewskij.) Kann auch keine Ehe bestehen. Eine gute Ehe zu führen, ist — wie alles Große — ungeheuer schwer. Selbst dort, wo Temperament, Anlagen und Neigungen der beiden Menschen harmonisch aufeinander abgestimmt sind. Was freilich am Anfang nur eine ganz seltene Ausnahme ist. In der Regel klingen zunächst die Charaktere in harten Dissonanzen zueinander. Und es bedarf unendlich vieler Kraft, bedarf der Klugheit und Geduld und einer selbstlosen Liebe, um den notwendigen Einklang im Wollen und im Tun allmählich zu erreichen.

Wenn zu diesem innern Angleichungsprozeß nun noch äußere Schwierigkeiten kommen: Not, Krankheit und der ganze Heerestroß ägyptischer Plagen, aus dem nun einmal das Gefolge des Lebens besteht: was dann allzuleicht aus der Ehe werden kann und oft aus

ihr wird, zeigt die tägliche Erfahrung in wahrhaft erschütternden Tragödien oder stillen Trauerspielen.

Darum muß die Ehe eine „höhere Idee" haben. Muß durch sie in ein felsiges Fundament verankert werden, auf daß sie feststehe in den Stürmen des Blutes und des Schicksals; auf daß sie über das Standesamt, über den Rausch der Sinne und die wirtschaftliche Versorgung hinausgehoben werde in die lichte, heilige Atmosphäre des Sakramentes. In jene ewige Sphäre des Göttlichen, wo alles Vergängliche nur noch ein Gleichnis ist; und von woher alle innere Verpflichtung, alle Selbstüberwindung und jedes Opfer seinen tiefsten Sinn und seine letzte Begründung erhält. Erst im Glauben an Gott, in der Hoffnung auf ihn und im Gehorsam gegen ihn wird die Ehe — die ideale, vollkommene Ehe — möglich. Wer etwas anderes sagt, hat noch nicht begriffen, was Ehe, was das Sakrament der Ehe ist. Wer etwas anderes sagt, ist ein Lebensstümper oder ein Betrüger.

Ehe als Dienst für Gott: damit büßt sie nichts von ihrem natürlichen Glanz, von ihrem innern Feuer, von der Kraft einer lodernden Liebe der Sinne und der Seelen ein; und sie verliert nichts von der Tragik, die alles menschliche Sein und Handeln schicksalhaft umwittert, Tragik, die in der schmerzlichen Spanne zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Vollbringen liegt. Auch die Gottesehe bleibt ganz menschlich und ganz natürlich; aber ihre Unbeständigkeit, Wankelmütigkeit und Unzulänglichkeit wird gnadenhaft ergänzt, überbrückt, erlöst durch das stellvertretende Opfer Christi, der auch für die — Ehe Mensch geworden ist, gelitten hat, gestorben und auferstanden ist.

Im Glauben an die Erlösung der Ehe durch die Gnade Gottes und in der tapfern Hingabe an seinen heiligen Willen können alle ihre Begebnisse und Situationen menschlich gemeistert werden, können alle Aufstände des Blutes gebändigt und alle Schenkungen des Lebens — jenseits von fatalistischer Müde oder frevelndem Übermut — erlitten und erlebt werden. Das Große und Schöne, das Schwere und Harte und die ganze poesielose Banalität täglicher Verpflichtungen, Enttäuschungen und Nebensächlichkeiten erhalten jetzt erst Sinn und Ge-

wicht: Aufgabe, die den persönlichen Wert beweisen soll, die die Liebe und Treue zum andern erhärten soll, die Familie bilden soll, die die Absichten Gottes in der Zeit gestalten soll, und die so Mittel und Werkzeug werden soll im Ringen des Menschen um seine letzte Zweckerfüllung und seine endgültige Vollendung im unendlichen Glück der Verherrlichung in Gott.

So ist denn Ehe als Gottesdienst nicht dasselbe wie: religiöse Stimmung, fromme Andacht, Beten, Suchen nach Stütze, Hoffen auf Trost und Hilfe; ist nicht dasselbe wie Furcht vor der Sünde oder vorsichtiges Lavieren zwischen Verbot und Gesetz. Es ist viel mehr: Gott wird gleichsam als der Drittte in den Bund der Ehe aufgenommen; wird zur Hauptperson, deren Wort maßgebend und deren Wille entscheidend ist. Auch da maßgebend und entscheidend ist, wo es um die freiwillige Teilnahme an seinem zeitlichen Schöpfungswerk geht: erzeugen, gebären, erziehen ist jetzt nicht mehr in das Ermessen des Mannes gestellt; ist jetzt nicht mehr dem Befehl der Triebe ausgeliefert oder einer bloß bürgerlichen Moral. Das alles besteht weiter. Aber es wird sittlich geordnet; wird bewußt eingegliedert in die großen Pläne göttlicher Weltgestaltung und Welterhaltung: auf daß sein Name verherrlicht werde auf Erden und in allen Himmeln.

Durch diesen Gottesdienst der Ehe vollendet sich der Mann in seinem Manntum und das Weib in ihrem Weibtum. Menschlich und religiös. Sie können, sie sollen darin beide — Heilige werden. Viele sind es geworden. Sind es geworden in Liebe, Treue, Opfer und Hingabe, in Kreuz und Freude, im Jubeln des Herzens und in bitterstem Leid. Sind es geworden: weil sie das alles bewältigt haben im Glauben an die gütige Weisheit Gottes, im Vertrauen auf seine väterliche Allmacht und im starkmütigen Gehorsam gegen seinen heiligen Willen.

# III. SEELE DER EHE

Eine Frau und Mutter betet:

„Herr, laß mich sein ein Fels, hart wie Granit, unverwüstlich von Menschenhand; aber Adern des reinsten und des edelsten Metalls in sich bergend. Wenn Frevler sich vermessen mir zu nahen . . . dann laß mich sein ein Fels von Granit. Sie sollen klopfen an ein Tor, und es wird sich nicht auftun. Aber du, o Herr, sollst kommen mit dem Hammer und den Fels zerpochen! Du sollst den Goldadern meiner Seele nachgraben. Herr, einen Kelch schmiede aus dem Golde meiner Tiefen und lege hinein die Seelen meiner Kinder, daß ich sie hüte in würdigem Gefäß. Und laß mich sein die trauteste Gefährtin meines Mannes, daß ich ihm diene und ihn heilige!"

## IPHIGENIE

Eine hohe weiße Frauengestalt in königlicher Einsamkeit, den Kopf leicht in die Hand geschmiegt und den Arm auf den hohen Rand der Mauer gestützt; so ganz umgeben von dieser Mauer, daß nur Kopf und Arm den Horizont überschneiden und nur allein in ihren dunkeln Konturen vor dem weiten Hintergrund des hellen Himmels stehen. Der Blick ruht regungslos und wie in heiliger Andacht auf der schimmernden Bläue des Meeres; geht weiter, weiter in eine Ferne, die nur Traum und Sehnsucht zu sein scheint.

Ein Bild idyllischen Naturgefühls und einer romantischen Unwirklichkeit, die jenseits aller praktischen Erfahrungen des Lebens liegt? Vielleicht für den, der diese priesterliche Frau nur als ein Museumsbild aus einer Zeit betrachtet, die uns räumlich noch ganz nahe steht, die uns aber geistig schon sehr fern ist. Wer sich aber willig der zauberischen Schöne dieses Kunstwerks hingibt, sich in den Zug dieses Sehnens hineinziehen läßt, der spürt beglückt den warmen Glanz dieser großen Frauenseele und ahnt etwas von der Kraft, die sich hier in duldender Stille sammelt: Kraft, die als Segen über alle strömen wird, die ihr je begegnen werden.

So hat Anselm Feuerbach seine Iphigenie gemalt. Ein Bild, nichts anderes als die in Farben und Formen umgesetzte Melodie jener Goetheschen Dichtung, die das christlichste Werk dieses großen Unchristen ist. Ein wahrhaft religiöses Weihespiel, in dem christlicher Geist unter der künstlerischen Hülle antik-heidnischer Formen lebt. Ungewolltes Eingeständnis aus der seherischen Welt der Dichtung: daß doch jede Seele von ihrer Heimat her christlich ist.

Und so wird diese Iphigenie zur Künderin und Gestalterin des Glaubens an die höhere Macht, die alle Welt und auch des Menschen armes Leben lenkt, es durch Leid und Prüfung zur Läuterung und zur Bewährung führt; wird zur Prophetin jener tiefen Wahrheit von der Segensquelle des Opfers und von der heilenden, sühnenden Kraft des um Gottes Willen erduldeten Leides.

Diese Feuerbach-Goethesche Iphigenie ist das Hohelied von der priesterlichen Würde und der heiligen Macht der lauteren, adeligen, selbstlosen Frauenseele. Was darin von der Person Charlotte von Steins lebt, ist nur Folie, ist nur Vorwand und zufälliger Ausgangspunkt: das innere Gesicht dieser Frauengestalt trägt die Züge einer Heiligen, wie Goethe selber es in einem Brief aus Bologna an Frau v. Stein sagt:

„Im Palast Ranuzzi habe ich eine St. Agatha von Raphael gefunden, die — wenngleich nicht ganz wohl erhalten — ein kostbares Bild ist. Er hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe sie mir wohl gemerkt und werde diesem Ideal meine „Iphigenie" vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht sagen könnte."

So wird Goethe durch das Bild der Jungfrau und Märtyrin von der Geliebten weggeführt und zu dem Frau-Ideal hingeführt, das da priesterlich — läuternd, leidend, heilend — in das unruhige, kämpferische, nur dem Äußern zugewandte Leben des Mannes tritt.

Doch bevor die Frau fähig wird zu heilen und zu retten, muß sie in stille Seeleneinsamkeit die himmlische Kraft in sich aufnehmen: Iphigenie lebt lange Zeit verborgen im Heiligtum der Gottheit; sie lernt von Jugend auf gehorchen und sich dem Willen dieser Gottheit ohne jeden Vorbehalt hingeben. Und zu dem Opfer der Einsamkeit und der inneren Sammlung kommt als zweite Vorbereitung für ihren Retterberuf das tapfere Ertragen der Entbehrungen und der Bitternisse, die im Fernsein von Eltern, Freundinnen und Heimat liegen. Sie erträgt es in Ergebung und Starkmut und wird schon jetzt zu einem Segen für alle, die um sie sind: „Von deinem Wesen auf Tausende

herab ein Balsam träufelt . . ." Und als dann der flüchtige Orest in ihren Lebenskreis tritt — ein Unsteter mit zerrissener Seele, lebensmüde, hilflos und von Furien gehetzt —: da „kühlt der reine Hauch der Liebe die Glut des Busens". Sie betet für ihn, beruhigt das aufgewühlte Gemüt und gibt ihm — wie ein Arzt dem Kranken — die heilende Hoffnung und Zuversicht: „Du wirst nicht untergehen." Noch ein letzter wütender Versuch der Rachegeister in seiner Brust, ihn doch noch zu vernichten: und sie geben ihn frei; müssen vor der siegenden Kraft der jungen Priesterin das Opfer ihrer Bosheit loslassen: „Es löset sich der Fluch . . . sein Herz wird wieder frei; sein volles Auge glüht voll Mut und Hoffnung." Und mit dem Bruder kehrt sie selber heim, noch eine letzte Aufgabe zu erfüllen: „Mit reiner Hand und reinem Herzen die schwerbefleckte Wohnung zu entsühnen."

Iphigenie: hier ist die Frau — die heilige Frau — im profanen Spiel der Dichtung selige Wirklichkeit geworden, nach der das tiefste Sehnen jedes edlen Mannes geht: priesterliche Frau, die mit ihrem Sein und Tun das Göttliche bezeugt und darstellt und — in stellvertretendem, genugtuendem Leiden — das ruhelose Treiben des Mannes bändigt, seine in Irrtum und Schuld verhaftete Seele reinigt und heilt und ihm so den Frieden mit allen guten Geistern in seiner Brust wiedergibt und erhält.

Was könnte sie ihm noch geben, das mehr und größer wäre! Hier liegt — dem Mann gegenüber — ihre höchste Würde und ihr heiligstes Amt. Hier liegt auch ihre einzigartige geistige Bedeutung für die Ehe. Für das gesamte Leben. Was ist all das äußere Getriebe des Mannes, all sein Kämpfen, Kulturschaffen, sein Erobern und Entdecken gegenüber den ewigen Werten, der seelischen Größe und der menschlichen Schöne dieser priesterlichen Funktion der Frau! Die Menschheit würde vor Staunen stumm werden, wenn sie — hinter die Dinge schauend — sehen könnte: wie unerwartet groß dadurch das Verdienst der Frau an allen Kulturtaten und an allen Erfolgen des Mannes in der Welt ist. Und wie so manches, das jetzt als Werk des Mannes allgemein bewundert wird, gar nicht da wäre —

gar nicht hätte entstehen können — ohne diese in der Stille wirkende, wahrhaft schöpferische Opferkraft der Frau.

Diese Kraft soll auch der gute Geist der Ehe und die Seele des Hauses sein. Vielleicht, daß auch hier der Mann den äußeren Rhythmus stärker bestimmt, daß er in geldlichen und in gesellschaftlichen Dingen tonangebend ist: aber die seelische Atmosphäre der Ehe und ihre innere Bewegtheit und Schönheit hängt viel weniger von solchen äußerlichen Umständen ab, als von dem immerwährenden Einfluten jener unabwägbaren Einflüsse, die aus dem priesterlichen Wesen und Amt der Frau stammen. Und was wissen wir denn: ob nicht schon ganze Familien, ganze Geschlechter vom Fluch geheimer Orestes-Schuld durch die stellvertretende Sühne einer großen mütterlichen Frau befreit worden sind? Ob nicht der Bann barbarischer Erbschaften so gebrochen und in Segen verwandelt worden ist? Und wieviel „befleckte Familienwohnungen" werden nicht wieder reingewaschen worden sein durch die läuternde, sühnende Tat einer selbstlos liebenden Iphigenie der Ehe? Das wirkt wie mit magischer Gewalt: weitet, befruchtet und schmückt die eigene Seele und hebt das Gute, Große und Schöne im andern, wie der Taucher die Perle in der Muschel des Meeres.

## ROMANTIK

Größte Sehnsucht des Weibes: Geliebte zu sein, um seiner selbst willen — seiner Seele und seines Leibes willen — begehrt zu sein. Dahin geht sein heißestes Wünschen, das lockende Rufen seiner schweifenden Sinne und das verzehrende Verlangen seiner geheimsten Seele.

So lange es sich geliebt weiß — ausschließlich, ohne Vorbehalte, mit jener heiligen Verehrung, die in Ehrfurcht vor ihm niederkniet; geliebt mit jener goldenen Glut, die aus den frohen Feuern des roten Blutes schlägt —: so lange ist das Weib jung, ist beglückt und gesund; eine Riesin an Kraft, die alle Aufgaben ihres Lebens und ihres Hauses kühn und klug wie ein Herkules, heiter und gewandt wie eine junge Tänzerin aufgreift und zu Ende führt.

Wenn es aber eines Tages zu seinem Grauen erkennen muß, daß es nicht mehr die Geliebte seines Mannes ist — nur noch seine Frau, seine Haushälterin und die Erzieherin seiner Kinder ist —: da stürzen alle Himmel ihrer Seele und ihres Körpers ein und begraben unter ihren traurigen Trümmern — alles. Sein Herz hängt dann wie eine gesprungene Glocke in einem verlassenen und vermorschten Turm: es ist kein Wohllaut mehr in dem Geläut; es läutet über einem grauen Grab; zuerst noch schrill und erschreckend grell; dann immer dumpfer, müder und matter: Resignation, vorbei, es war einmal...

Es wird noch gearbeitet, wird noch in Küche, Kammern und Kinderstube gearbeitet; manchmal nur noch so obenhin; manchmal verbissen und mit verhängter Wut; manchmal — wo das Kreuz noch in der Stube und in der Seele hängt — in stiller Ergebung, die nicht klagt und nicht verzagt, die aushält, standhält: aber auch hier ist etwas gebrochen; und man kann in stillen Nächten ein verhaltenes Weinen hören.

Das Schicksal, nicht mehr Geliebte zu sein, ist die herbste Tragik der Frau. Und doch steht sie in jeder Ehe einmal vor diesem Abgrund. Denn jede Ehe ist das Ende des Liebesromans, aber nicht immer Anfang der Liebeswirklichkeit. Die große Liebeskunst besteht nun darin: die eigene Liebe unverletzt aus dem Märchenland des Lohengrin und seines Schwanenzugs in die nüchterne Wirklichkeit des Lebens hinüberzuretten: nicht enttäuscht zu sein, wenn die Ehe nicht das Ende der Schwierigkeiten ist, sondern erst ihr Anfang. Es stimmt ja nicht, was da in holden Sagen gesungen wird: von der Prinzessin und dem Sauhirten, vom Königssohn und dem Bettelkind — sie haben einander gefunden und lebten glücklich bis an ihr seliges Ende. So ist es nicht gewesen! Das Märchen lügt; denn es verschweigt, daß schon nach kurzer Zeit die Prinzessin dem Sauhirten und der Prinz dem Bettelkind seine niedrige Herkunft vorgeworfen haben; und dann die Antwort bekommen haben: „Du hast es doch gewußt, hast es ja so gewollt; brauchtest mich doch nicht zu nehmen, ich hatte fünf andere an jeder Hand!" Und Zank und Streit hörten nimmer auf. Das unterschlägt das Märchen.

Das Erwachen aus der Romantik zur Wirklichkeit und das Ent-

täuschtsein darüber, daß „es nun doch ganz anders ist"; die schmerzliche Erkenntnis, daß jeder Besitz in diesem Leben entwertet ist: das ist eine sehr gefährliche Klippe in der Ehe. Die Frau aber — und es sind ihrer viele — die das nicht sehen will und darum diese Klippe nicht mit fester Hand, mit freiem Blick und einem frommen „Gott hilf mir!" kraftvoll und mutig umfährt: wird leicht das zerbrechliche Fahrzeug ihrer Liebe an den harten Felsen des Lebens zum Zerschellen bringen; wird es so schwer beschädigen, daß es nur noch mühsam weiterkommt. Es liegt nicht selten an der Unvernunft und an der Lebensfremdheit der Frau selber, wenn die gegenseitige Liebe in der Ehe erlahmt oder gar stirbt.

Es gibt auch Frauen, die machen es dem Mann zum Vorwurf, daß seine Liebe das Bestreben hat: aus der Gefangenschaft in dem einen Menschen frei zu kommen und zugleich Gattenliebe, Kinderliebe, Berufs- und Volksliebe zu sein. Und sie bauen ihrem Mann Barrikaden oder Schlagbäume auf seinem Weg ins Weite. Kurzsichtige und engherzige Frauen: der Mann wird diese Hindernisse eines Tages stürmen — stürmen müssen — oder sie niederreißen. Wird dann vielleicht — einmal im Zerstören begriffen — so töricht sein: auch dort nicht Halt zu machen, wo Halt gemacht werden muß, vor der Liebe zu seiner Frau.

Darum soll die Frau ihre Liebe vor dem Mann nicht als Wall gegen das Leben auftürmen wollen; soll nicht seine Sehnsucht und den Drang zum Erobern dämpfen; sondern ihm ihre Liebe wie eine fließende Quelle schenken, aus der ihm Freude, Kraft und Mut zuströmt für den Kampf mit Gott und der Welt, der nun einmal sein Lebenselement ist. Und sie soll keine Sorge haben, daß sie etwas für sich verlieren könnte, wenn sie ihm die Bahn frei läßt für seine männliche Aufgabe. Er wird ja gerade aus den Mühen und den nicht ausbleibenden Enttäuschungen seiner Außenarbeit mit größtem Verlangen zu ihr heimkommen; in ihr Nest heimkommen, wenn es warm und wenn es hell und freundlich ist. Und selbst seine größten Erfolge können sein Herz nicht von einer Liebe losreißen, die von einer mütterlichen, einer glühenden Frau gehalten wird. Die alte Volksweisheit hat recht: „Der Finger einer Frau zieht stärker als ein Paar Ochsen!"

Die Prosa des Alltags hat das fatale Bestreben, die windigen Fundamente romantischer Luftschlösser, aber auch ganz solide Ehebauten zu untergraben. Deshalb muß die Frau auch hier besonders hellhörig und wachsam sein. Es geht da um die kleinen und die kleinsten Dinge, die für sich allein harmlos sind, die aber — gehäuft und nicht bewacht — das seelische Dynamit der Ehe sind. Sie können urplötzlich etwas in die Luft sprengen, was für eine Ewigkeit zu halten schien. Die Liebe hat das an sich: sie kann — im Gegensatz zur Freundschaft, die meistens langsam austrocknet — ganz plötzlich erlöschen. Und keiner weiß dann, wie das zugegangen ist. Weil man eben nicht auf die zerstörende Wirkung der kleinen Lieblosigkeiten, Unterlassungen und Bosheiten geachtet hat.

Es gibt keinen verhängnisvolleren Irrtum in der Ehe, als zu glauben: die eheliche Liebe sei etwas in sich Beständiges und Dauerndes; einmal da, sei sie unsterblich, sogar unverwundbar. Fast alle Soldaten, die im letzten Kriege für unverwundbar gehalten worden sind, haben die Heimat nicht wiedergesehen. So gibt es auch keine Liebe, die nicht sterben könnte. Liebe ist ein immerwährender Kampf mit dunklen Gewalten in der eigenen Seele und in der Seele des andern. Wo nicht mehr gekämpft wird, da wird nicht mehr geliebt. Und es dauert nicht lange, und der schöne Traum ist zu Ende. Ihn noch einmal zu träumen, ist gewiß möglich: es gibt Ehen, in denen Mann und Frau — nach einem dürren und frostigen Winter — miteinander einen zweiten Liebesfrühling feiern. Aber das sind Ausnahmen. Man soll sich nicht darauf verlassen. Finden ist immer schwerer als verlieren.

Darum kann die Frau nicht wachsam genug sein gegen sich selbst; kann nicht früh und gründlich genug den Rost der Unvernunft, Selbstsucht und Gedankenlosigkeit entfernen, der sich auf dem blanken Stahl ihrer Liebe ansetzen will.

## MITGEHEN

Ob es zwischen Mann und Frau in der Ehe wahre Kameradschaft gibt? Viele sagen: nein! Weil die Spannungen zwischen ihnen zu groß wären und die geistigen Pole zu weit auseinanderlägen; denn das Reich der Frau sei die Liebe, das Feld des Mannes aber sei die Welt. Sie könnten sich wohl geistig treffen, auch wohl eine Strecke zusammengehen, einander in manchem ergänzen: aber dieses aufeinander abgestimmte Hand-in-Hand-Arbeiten in den verschiedenen Bezirken des Geistigen — und das sei doch Kameradschaft — so etwas gäbe es in der Ehe nicht!

Sie haben recht! Das gibt es auch in der landläufig-bürgerlichen Minimal-Ehe nicht. Denn die erschöpft sich ja — wenn es gut geht — in einer äußeren Gemeinschaft (oder muß man sagen „Gesellschaft") von Tisch, Geldschrank und Bett. Soweit man persönlich geistige Interessen hat, geht man seine eigenen Wege; und der andere kennt sie in der Regel nicht einmal.

Der Mann hat seine Berufsarbeit, die ihn stark in Anspruch nimmt. Und die Frau? Ja, was hat sie nicht alles im Kopf: Haushalt, Garderobe, Gesellschaften, Reisen; und daneben so „wichtige" Liebhabereien, daß für geistige Dinge weder Zeit noch Laune übrig bleiben. Geistige Dinge, die gehen sie auch gar nichts an. Das ist „Sache des Mannes". Man spricht einmal darüber, interessiert sich einmal aus Höflichkeit oder Artigkeit dafür, fragt auch einmal. Das ist alles.

Und es scheint dem Mann auch so ganz recht zu sein. Er fängt erst gar nicht mehr davon an; sondern geht damit wo anders hin: eben zu seinem Kameraden. Dort kann er schwelgen von seiner Arbeit, seinen Erfolgen, Sorgen und Siegen; dort werden miteinander neue Pläne entworfen oder die alten ergänzt und korrigiert; und man ist gemeinsam gespannt, was wohl daraus werden wird.

Das ist der geistige Raum, in dem der Mann außerhalb seines Berufes lebt, auflebt. Daheim? Man ist halt verheiratet . . .

Und die Schuld liegt hier nur allzuoft bei der Frau. Am Anfang hat er immer wieder davon angefangen: hat seine Pläne vor ihr aus-

gebreitet, wie die Decke da auf dem Tisch; hat ihr vorgerechnet, vorgelesen, vorgeschwärmt; hat seinen Ärger ausgeschüttet, seine Befürchtungen verraten; konnte dabei wie ein großer Junge sein: begeistert, überschwenglich, wie ein junger Frühling oder wie drei Tage Regenwetter.

Sie hat sich das alles angehört; darüber gelächelt; ein paar zerstreute Fragen und dazwischen verstohlenes Gähnen, so daß er schon bald merkte: das interessiert sie ja gar nicht; sie ist mit ihren Gedanken ganz anderswo. Und als Bestätigung schnitt sie gleich ein anderes Thema an: Haushalt, Kinder; aber noch viel lieber: die Bekannten von da drüben, und was die Verwandten nicht alles meinen; oder die Mode, die wieder einmal so schick sei, und das Wirtschaftsgeld, das wieder einmal nicht lange.

Das ging so eine ganze Weile. Und dann ging es nicht mehr. Hat ganz aufgehört. Jetzt spricht man daheim nicht mehr von Beruf und Geschäft; schon lange nicht mehr. Spricht — ganz selbstverständlich — vom Haushalt, von den Kindern, von den Bekannten und den Verwandten, von der Mode, dem letzten Konzert („diese Roben, da konnte man wieder was sehen . . ."), von der nächsten Reise und natürlich auch vom Wirtschaftsgeld. Gesprächsstoff in Fülle. Man wird gar nicht fertig! Nur zuweilen kommt es ihr vor, als ob er doch nicht ganz dabei wäre. Manchmal nimmt er auch mitten drin die Zeitung. Das ärgert sie; und sie macht ihm Vorwürfe. Er packt dann meistens seinen Hut und geht. Geht zum Kameraden. Und das macht sie erst recht wütend; denn sie weiß nicht einmal, wohin er geht. Sie, die arme, vernachlässigte Frau . . .

Es sollte doch der größte Ehrgeiz und der liebste Stolz jeder Frau sein: geistige Mitarbeiterin ihres Mannes zu sein. Nicht nur sein Spielzeug, seine Haushälterin und die Erzieherin seiner Kinder zu sein; nicht nur seinen Leib zu besitzen, sondern auch seine Welt. Diese Welt mit ihm zu teilen; mit ihm zu erobern und zu verteidigen.

Dazu ist es durchaus nicht nötig: ihm die Bücher zu führen, Manuskripte abzuschreiben, Farben zu mischen, Zeichnungen zu entwerfen, Vorträge zu skizzieren, Vertragsentwürfe aufzusetzen. Wo das möglich ist, sollte sie es mit allem Eifer tun. Aber das wird in der Regel

gar nicht erwartet und braucht auch nicht zu sein. Was der geistige Mann in seiner Frau auch sucht, ist: der gütige, verstehende, gescheite Kamerad, der einfach sein Leben mitlebt; so wie es kommt, durch Hagel und Sonnenschein. Er braucht sie. Braucht sie viel nötiger, als er vielleicht sogar selber weiß oder sagen kann. Ihre Teilnahme, ihr Urteil — Lob und Tadel — sind ihm oft wichtiger und fördernder, als tiefsinnige Kritiken der Leute vom Fach. Und was an Fachkenntnissen etwa fehlt, das wird dreifach ersetzt durch jene seherische Schau, die aus dem scharfen Blick der Liebe des guten Kameraden stammt. Darum ist die Frau dem Manne hier genau so unentbehrlich wie anderswo.

Das nicht zu begreifen, oder sich nicht darum zu kümmern: kann für sie, für die Ehe, zum Verhängnis werden. Diese Törin, die nichts von „Geschäften" hören kann — Beruf und Politik und Kunst und Welt und Gott — treibt damit nur zu leicht den Mann weit von sich fort; und nicht nur aus dem Wohnzimmer fort. Sie wird ihm schließlich auch dort entbehrlich, wo sie ihm am unentbehrlichsten sein möchte . . .

Dieses geistige Mitgehen mit dem Mann ist auch die natürlichste und vernünftigste Ergänzung gegenüber der „geisttötenden" Arbeit in Haus und Hof. Denn dadurch tritt die Frau aus der Kleinwelt ihres engeren Kreises in die Weite des geistigen oder öffentlichen Lebens. Sie braucht auch für sich selber diesen lebendigen Kontakt mit der „großen" Welt, um nicht geistig zu vertrocknen und um ihr schwieriges Amt — vor allem in der Kinderstube — möglichst vollkommen zu verwalten.

Ihre frauliche Kameradschaft kann aber eines Tages noch vor eine ganz andere, größere Aufgabe gestellt werden: In unseren Tagen eines unerhörten inneren und äußeren Umbruchs ist der Absturz vom Olymp zum Tartarus — von Reichtum in Elend und von Glanz in Armut — nichts Ungewöhnliches mehr. Keiner, der davor sicher wäre! Dem Mann in guten Zeiten ein Genosse seines Glückes zu sein, ist nicht schwer. Aber mit ihm die harte Last von Arbeitslosigkeit, Exil und Not zu tragen, mit ihm verkannt und verfolgt zu werden, von allen im Stich gelassen zu werden: und dann ein lieber, tapferer Kamerad

— vielleicht tapferer als er selbst! — zu sein, das ist höchste Bewährung mütterlicher, fraulicher Kameradschaft. Hier kann sie sich in ihrer ganzen Größe, in ihrer strahlendsten Schöne und in ihrem reichsten Reichtum offenbaren. Hier kann die Frau — der Kamerad — zeigen, was sie ist.

Die Geschichte aller Jahrhunderte hat hymnische Lieder gesungen von dieser sich selbstlos hingebenden treuen Kameradschaft des Weibes an den Mann. Lieder, die vielleicht noch klangvoller, bestimmt aber inniger und köstlicher sind, als die lauten Heldensagen von den Taten des Mannes zwischen Schild und Schwert. Daß es solche Kameradschaft auch heute noch gibt — erst recht wieder gibt — das zeigt die tägliche Erfahrung. Dafür zwei Beispiele aus letzter Zeit: die Frauen von Hugo Ball und Reinhard Johannes Sorge.

Hugo Ball ist einer unserer feinsinnigsten modernen Dichter. Er ist — ebenso wie R. J. Sorge — aus dem Kreis um Nietzsche und George gekommen. Fand sich aber dann nach manchen Irrungen wieder in seine religiöse Heimat zurück. Aber sein ganzes Leben lang ist er „wie ein christlicher Zigeuner" durch die Welt gezogen, hat schwerste Not und Entbehrung gelitten. Seine junge Frau — Emmy Hennings — hat ihn dabei in den letzten Jahren als treuer Kamerad begleitet. Die äußere Not ist so groß, daß sie miteinander in Spelunken und Tingeltangels aufspielen und singen müssen, um sich das ärmliche Brot für den nächsten Tag zu verdienen. Aber die tapfere Frau bleibt bei ihm, hält stand, hält ihn mit aufrecht, wenn „es einmal nicht mehr gehen wollte"; läßt in ihm die Hoffnung nicht untergehen, daß „auch wieder einmal für sie beide eine andere, bessere Zeit kommen werde". Diese Zeit kommt. Aber dann wird Hugo Ball heimgerufen: er stirbt, wie Heilige sterben, im Herbst 1926.

Auch Reinhard Johannes Sorge hat das große Glück einer mütterlich-kameradschaftlichen Frau gehabt. Sie hat den jungen Dichter in fraulicher Liebe betreut, war der gute Geist seines Lebens und Schaffens und ist mit ihm zusammen den steilen Weg gegangen in den Schoß der Kirche. Sie hätte noch mehr getan: war bereit, zu seinem Wunsch, Ehe und Familie gegen den Dienst am Altar zu vertauschen, ein heldenmütiges — Ja zu sagen. Gott hat ein anderes

Opfer für sie vorgesehen: R. J. Sorge fällt als Soldat des Weltkrieges im Juli 1916 bei Ablaincourt.

Ob es zwischen Mann und Frau in der Ehe wahre Kameradschaft gibt? Es ist entwürdigend und erniedrigend für die Frau, nicht der Kamerad ihres Mannes zu sein. Wenn sie das nicht empfindet, um so schlimmer für sie.

## NICHT ZUM AUSHALTEN

Eine Frau lebt in einer guten Ehe: hat einen Mann in angesehener, hochbesoldeter Beamtenstellung; hat zwei nette Kinderchen; eine hübsche Wohnungseinrichtung; alles ist gesund und lebt im tiefsten Frieden. Ihr Mann kommt jeden Tag schon früh am Nachmittag nach Hause: man geht miteinander spazieren, macht Einkäufe, und abends wird gelesen, musiziert und zuweilen auch Halma gespielt. Am Sonntag geht es regelmäßig mit dem Rucksack und der Wegekarte hinaus ins Freie.

Ein Leben, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Die Frau wird von ihrem Mann auf den Händen getragen; er lebt überhaupt nur für sie und seine Familie. Alle Welt beneidet sie und sagt, sie habe das Große Los gezogen. Die Frau selbst aber ist — tief unglücklich. Dieses Leben in seiner eintönigen Spannungslosigkeit, in seinem ewigen Einerlei, in dem immer die Sonne scheint: gleich hell und gleich warm und gleich lange; wo nie etwas „passiert"; wo weder eine Tür im Zorn zugeknallt wird, kein Donnerwetter durch die Räume dröhnt, aber auch kein Herz vor Freude hüpft, wenn sich die Haustür öffnet. Immer alles schön; immer alles recht; immer alles glatt: jeder Tag, jede Woche, jeder Monat — schon seit Jahren. Das hält die Frau am Ende einfach nicht mehr aus. Wenn doch nur einmal . . . Sie hat nicht den Mut, das Frevelhafte dieses Gedankens zu Ende zu denken; und doch kommt er immer wieder: wenn doch einmal etwas „passierte", ganz gleich was es wäre. Ganz gleich. Schließlich geht sie, nervenkrank, zu einem Psychiater.

Ist das nicht verrückt? Ist das nicht Sünde, himmelschreiende

Sünde: ein glückliches Leben, ein so glückliches Leben als lästig und als unerträglich zu empfinden? Etwas von sich werfen zu wollen, wonach sich Ungezählte immerzu vergebens sehnen? Unglücklich zu sein, weil es einem zu gut geht; weil man keine Sorgen und keine Beschwerden hat? Heißt das nicht geradezu das Schicksal herausfordern?

Als ob das so unerhört und selten wäre, sich nicht alle Tage irgendwie wiederholte! Uralte Volkserfahrung weiß darum: nicht nur in der drastischen Anekdote von dem Esel, dem es zu wohl ist, und der deshalb aufs Glatteis geht; auch in dem klugen Kinderlied: „Man schafft so gern sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie . . ." Tannhäuser singt es wie einen Aufschrei hinaus: „Aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen!"

Warum sollte sich also diese Frau nicht unglücklich fühlen? Das ist doch nicht die ideale Ehe, wo alles glatt geht; wo ein Tag — wie der Paternoster-Aufzug im Hochhaus — auf den andern folgt: nur alles schön ruhig, nur keine Aufregungen, nur keine Zwischenfälle, nur kein Leid; aber darum auch niemals eine herzliche Freude. Wo alles ebene Fläche ist, ohne Schluchten und ohne Höhepunkte. Da wird der Mensch — die Frau — fad und faul, wehleidig und bequem. Und niemand sollte sie um eine solche Ehe beneiden. Sie verdient das nicht. Denn das Glück besteht doch nicht in einem Leben voll Sonnenschein und Vogelsingen, einem hohen Gehalt, mit einem langen freien Nachmittag, an dem man Kaffee trinken, spazieren gehen, Aufschnitt für den Abend einkaufen kann; besteht nicht in geruhsamen Abenden mit Schubert-Ständchen und Halmaspiel und sonnigen Sonntagen mit Singsang und Rucksackverpflegung.

Glück in der Ehe ist: das Leben in seinen Höhen und Tiefen, in seinen Feiertagen und Nachtgesichtern, mit seinen Skorpionen und Blütenhängen mutig, fröhlich zu umarmen; standzuhalten, wenn es stürmt und regnet, daß es bis auf die Knochen geht und noch weiter; nicht zu verzagen, wenn alle Tore ins Freie verrammelt und alle Fenster ins Grüne verhängt sind; wenn es weh tut, unsagbar weh tut, dieses Leben. Und wenn es dann wieder seine reichsten Geschenke verteilt: das Kindlein, das zum ersten Male nach langer Krankheit

auf dem Schoße spielt; der Mann, der atemlos nach Hause stürmt weil er eine Überraschung, eine allerliebste Überraschung hat; der Prozeß, der gut ausgelaufen, die Arbeit, die endlich gefunden worden, die Freundschaft, die wieder in Ordnung ist; eine unverhoffte frohe Fahrt ins Blaue, mitten ins Blaue hinein; ein Erfolg im Beruf, an den keiner gedacht hatte; eine gütige Gewährung der Gnade Gottes, um die man mit ihm aus tiefster Seele jahrelang gerungen hat . . .

Das alles zusammen in seinem Auf und Nieder und in seinem immerwährenden Wechsel von kalt und warm und schwarz und weiß und bitter und süß: das ist das Leben; und das ist das Glück. Zu wissen, daß man eine Aufgabe hat, als Frau in der Ehe eine große, allergrößte Aufgabe, von deren Lösung mehr abhängt, als sich vielleicht jetzt noch übersehen läßt; zu wissen, daß man von Gott für wert und würdig gehalten wird, diese Aufgabe ganz allein zu lösen; und dann alle Kraft der Seele und des Leibes daranzusetzen, sie gut und ganz zu lösen: das ist Leben, das ist Glück.

Und alles andere ist nur ein schwächlich-müdes Vegetieren. Dieses „gute Leben" ohne Kampf und ohne Not! Es ist zuerst bequem und angenehm; man wird rund und dick dabei, und geht dann schließlich vor lauter sattem Überdruß geistig und mit seinen Nerven zu Grunde.

Wenn die Ehe auf die schiefe Ebene zu gleiten droht, an ihrer inneren Spannungslosigkeit und ihrer äußeren Einerleiheit zu versiechen droht, muß die Frau beizeiten Hemmungen einschalten: muß Aufgaben, eine Aufgabe einschalten.

Wo diese Aufgabe zu finden sei? Sie liegt in der Ehe selber. Aus diesem „gesicherten Beamtenhaushalt" muß lebendige Ehe werden: Ringen miteinander um geistigen Fortschritt, um seelische Tiefe, um religiöse Reife. Und dann an andere denken, die nicht in so „sicherer Position" sind, die in größter Not des Leibes und der Seele sind. Denken und handeln! Vielleicht muß das schon bei der Nachbarin auf dem Flur anfangen. Bestimmt aber im übernächsten Haus. Da hat man so lange schon vergebens darauf gewartet, daß einmal einer käme; eine verstehende Frau käme. Es ist keine gekommen. Sie mußte mit ihrem Mann spazieren gehen, Einkäufe machen,

Halma spielen. Die Aufgaben liegen nur so auf der Straße, liegen heute haufenweise auf der Straße.

Also nicht neidisch werden, wenn in der eigenen Ehe manchmal alles drunter und drüber geht, nebenan aber alles so schön glatt geht! Seine Aufgabe sehen und sie erfüllen.

Glück? Glück in der Ehe? Das lebendige, strömende, kreisende, quälende, beseligende Leben: es einzufangen, es zu bändigen, es zu bewältigen, es im Aufblick zum Himmel zu heiligen: das ist das Glück.

„Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.
Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in gold'ne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz
Mir höher in die Sterne." Falke.

## HARTE LIEBE

Mütterliche Frauen stehen immer in einer großen Gefahr: sie verlieren sich allzuleicht an ihr gutmütig-weiches Herz. Ihr großzügiges Wesen hat volles Verständnis für alle menschlichen Schwächen und Torheiten; und ihre Selbstlosigkeit ist ständig bereit, darüber wegzusehen, oder sie mit dem Mantel ihrer mütterlichen Güte zu bedecken.

So groß und so gut das an sich sein mag: so falsch und gefährlich kann es werden. Weniger für die Mutter selbst als für die „Opfer" dieser mißverstandenen Liebe. Nietzsche, der ein scharfes Auge für die Gefahren der unbewachten und ungeordneten sozialen Gefühle hat, drückt das einmal so aus: „Wehe denen, die nichts Höheres kennen über ihrem Mitleid!"

Es gibt tatsächlich etwas Höheres und — in bestimmten Lagen — Notwendigeres als das Mitleid: die christliche Härte. Das ist jene aus tiefer Erkenntnis der menschlichen Natur und aus dem Ge-

horsam gegen Gottes Gebot stammende Weisheit und Tatkraft, die sich nicht führerlos ihrem Gefühl und ihrem Instinkt überläßt. Sondern: die alle Liebe und alle Güte von der Klugheit leiten und von einer bestimmten starkmütigen Festigkeit ordnen läßt.

Eine Liebe, die nicht bewacht, gereinigt und vertieft ist vom Evangelium her, die nicht im letzten Grund Gottesdienst ist: kann allergrößten Schaden anrichten; kann zu einem Fluch werden, an dem ganze Familien charakterlich und oft auch physisch zugrunde gehen. Darum hat die Mutter ihre Güte, ihr Mitleiden immer wieder zu prüfen und zu orientieren nach ewigen Verpflichtungen, durch die alle Geschöpfe dem Herrn über Leben und Tod verfallen sind. Dadurch erhält die Liebe jene traumwandlerische Sicherheit und jene unbeugsame Härte, durch die sie erst zur vollen Reife ihrer Schönheit, Kraft und Fruchtbarkeit gelangt.

In Shakespeares „Wintermärchen" straft eine edle Frau ihren kindisch eifersüchtigen Mann durch eine lange und schmerzliche Verbannung an einen unbekannten Ort. Solch notwendige Härte ist nur dort möglich, wo die Liebe selber im Feuerofen göttlicher Prüfungen gehärtet und von den Schlacken weichlicher Sentimentalität frei geworden ist.

In einer Ehe, die nur auf naturhafter Zuneigung beruht — ohne die Weihe übersinnlicher Verbundenheit — ist es nicht möglich, miteinander einen solchen Läuterungsweg zu gehen. Da schreckt man vor sittlichen Kraftanstrengungen ängstlich und schwächlich zurück. Und wenn eines Tages die bluthafte Leidenschaft in der dürren Wüste des Alltags und der Gewohnheit ausgeglüht ist, bleibt nichts mehr übrig als leergebrannte, wertlose Schlacke.

Es gibt Mütter, denen ist eine zeitweilige Spannung im Verhältnis zu einem Kind, das Unrecht getan hat, unerträglich. Sie glauben — aus Mütterlichkeit oder aus Christentum — nicht schnell genug verzeihen und vergessen zu können, damit der Friede in der Familie wieder hergestellt werde. Eine solche rückgratlose Weichlichkeit hat weder etwas mit mütterlicher Liebe noch mit Christus zu tun. Sie ist nichts anderes als eine gefühlsduselige Verirrung, die beweist, daß die Mutter eine schwache Frau ist, und daß ihre Liebe in Wahrheit

nichts anderes ist als feige Furcht vor ihrem Kind und innere Unfähigkeit, eine kritische Situation wirklich zu meistern.

Man kann fremde Schuld nicht schnell genug verzeihen und nicht gründlich genug vergessen. Nur muß diese Schuld vor Gott auch bereut und — wenigstens dem Willen nach — in Ordnung gebracht worden sein. Wo das nicht geschieht: wo weder ernsthafte Reue noch ein ehrliches Bemühen um Wiedergutmachung vorhanden sind, da darf kein vorzeitiger Friede geschlossen werden. Auch wenn es sich um das allerkleinste Kind handelt. Und gerade dann nicht.

Denn eine vorzeitige Versöhnung verhindert die Erkenntnis der Schuld und verdunkelt vor allem das Bewußtsein: daß jedes Unrecht gesühnt und gebüßt werden muß. Dem Kind geht dadurch der ihm von Natur und vom Gewissen gegebene Maßstab für Gut und Böse und für die innere Verpflichtung zur Wiedergutmachung verloren: wenn man es „so leicht nimmt", wenn es „keinerlei Folgen" hat, kann es wohl auch nicht so schlimm mit dem Verstoß gegen die Liebe, gegen die Wahrheit, gegen die Treue sein.

Anfängliche Hemmungen sind bald überwunden, und man trinkt das Unrecht herunter, als ob es Wasser wäre. Heute vielleicht noch ein kleines Unrecht, „nur" gegen die Mutter, gegen die Geschwister; morgen ein großes und übermorgen . . . Es gibt kein Halten mehr auf der schiefen Bahn egoistischer Skrupellosigkeit.

Auf jeden Fall wird ein solches Kind im späteren Zusammenprall mit dem Leben, das nicht diese häuslichen Rücksichten nimmt, bittere Erfahrungen machen müssen. Erfahrungen, die es das Törichte jenes mütterlichen „Friedens um jeden Preis" in tragischer Weise am eigenen Leib fühlen lassen.

Alle menschliche Liebe ist weich. Sie denkt nur an den Augenblick. Sie läßt sich allzuschnell bestechen von dem verführerischen Vorteil einer versöhnlichen Stimmung, die um des „lieben Friedens willen" nachgibt, wo Festigkeit und Unnachgiebigkeit durch das Gewissen geboten ist.

Die christliche Liebe ist hart, kann sehr hart sein. Am härtesten sein gegen die Menschen, die sie am reichsten beschenken möchte. Dafür aber überwindet sie auch die labile Unbeständigkeit des schwachen

Herzens; sie überwindet das nur Gefühlsmäßige und steigert sich zu einer hellsichtigen Verantwortlichkeit für Leib und Seele.

Daß eine solche Liebe nichts Einfaches und nichts Alltägliches ist, daß sie oft die ganze Schwere menschlicher Tragik zu schleppen hat: welch tapfere Mutter hätte das nicht schon an sich selber erlitten! Aber was fragt eine solche Mutter nach Schwere und Leid, wenn es um ihre Liebe geht! Um ihre im Kampf mit sich selber und mit manch törichtem Wunsch des Herzens hart gewordene Liebe.

## NIOBE — MATER DOLOROSA

Es liegt im Bewußtsein der Menschheit die dunkle Ahnung, daß zum Muttersein notwendig auch das Leid gehört. Mutterfreude — Mutterschmerz: wie zwei Melodien aus demselben Text; wie ein Bild in zwei Farben; wie zwei Arme an demselben goldenen Leuchter.

So nahe wohnen sie nebeneinander, daß oft die Mutter selber nicht weiß, was das Größere und das Stärkere sei. So: in der Stunde der Geburt; oder wenn das Kind, seiner Sehnsucht folgend, von ihr geht.

Es gibt Mütter, deren Glück das Leid zu sein scheint. Gott hält sie für so groß und so stark und so wertvoll, daß er ihre Seelen so mit Schmerz ausglüht, daß sie schon auf Erden etwas Überirdisches an sich tragen. Es geht ein eigenartiger Zauber von solchen Frauen aus: man wird in ihrer Nähe über das eigene Leid getröstet; man wird fromm, wird in ihrer Gegenwart besser.

Und es gibt andere, die das Leid wie mit einem Eispanzer umkältet hat. Es fröstelt einen in ihrer Nähe; man möchte vor ihnen davonlaufen. So sehr kommt es darauf an, wie eine Mutter mit ihrem schmerzlichen Schicksal innerlich fertig wird. Es gibt in der Hauptsache zwei Möglichkeiten: sie kann eine Niobe sein oder eine Mater dolorosa werden.

Niobe! Mythische Gestalt des alten Griechenland; Tochter des Tantalos und Gattin des Amphion. Eine neidische Gottheit tötet ihre beiden Töchter und ihre sechs Söhne. Und sie erstarrt vor Schmerz

zu Stein. Symbol für alle jene Mütter, die das Leid als eine lebensfeindliche Macht verfluchen und ihm entfliehen möchten. Und da sie das nicht können, werden sie innerlich Stein. Vergraben sich in das Leid hinein. Haben nur noch Auge und Ohr für das eigene Unglück. Stellen es an jeder Straßenecke und in allen Gesprächen wehleidig zur Schau. Verlieben sich darein und kokettieren damit. Ihre besten Kräfte werden dadurch brachgelegt; und ihre Mütterlichkeit versandet wie die magere Palme am Rand der Wüste. Das Leid ist zum Unglück geworden.

Unter dem Kreuz steht die Mater dolorosa. Einzigartige Mutter! Was in den letzten drei Tagen alles über sie gekommen ist! Ein ganzes Volk steht gegen ihr Kind auf. Gegen einen solchen Sohn! Man peitscht ihn aus auf offenem Markt; verurteilt ihn zum gemeinsten Tod und schlägt ihn, wie einen Verbrecher, ans Kreuz. Alles vor ihren Augen. Nichts bleibt ihr erspart. Gott will, daß sie die Mutter der Schmerzen werde.

Das Gegenstück zur Niobe. Keine Verwünschung des Himmels; kein seelischer Zusammenbruch; keine opernhafte Pose: sondern heldenhaftes Ausharren unter dem Kreuz. Freilich brennt es da drinnen, freilich fließen die Tränen. Aber — Gott will es. Also wird gelitten; klaglos, gläubig gelitten.

Jede Mutter steht eines Tages unter dem Kreuz. Einmal, zehnmal, vielleicht ein ganzes Leben lang. Und jedesmal — wenn sie bis „ins Herz getroffen" ist — hat Gott ihr eine besondere persönliche Gnade zugedacht. Denn jedes Leid ist ein Zeichen, daß etwas Höheres als bisher in uns zum Durchbruch kommen soll. Und nicht selten wird einer solchen Mutter der Sinn ihres Leides auch schon bald offenbar: vielleicht soll es ein stellvertretendes Leiden sein für die Rettung des Mannes, für das Glück des Kindes; vielleicht soll das eigene Reifwerden dadurch erleichtert oder ermöglicht werden. Es gibt unzählige Wege Gottes, die vom christlich ertragenen Leid zur Rettung eines andern Menschen und zur persönlichen Heiligung führen.

Die Mutter ist dann gleichsam jedesmal wieder vor ein Entweder-Oder gestellt: Niobe oder Maria. Es gibt mancherlei Grade und

Unterschiede, das Leid hinzunehmen. Aber alle drängen auf etwas Letztes und Absolutes: Verbitterung oder Hingabe; Glaube oder Abfall; Stein werden oder menschlich, christlich, mündig werden.

Das eine Mal wird — wie es Job und Jeremias getan haben — die Stunde der Geburt verflucht; das andere Mal wird das Leid innerlich überwunden durch die völlige Hinopferung an Gott. Es gibt keinen anderen Ausweg: entweder von Gott fort oder zu ihm hin. Das ist die tiefste Funktion des Leides. Auf der einen Seite ein Abgrund von Sinnlosigkeit des Lebens; auf der anderen Seite der schmerzliche Weg zu Gott.

Es kann sein, daß diese klare Entscheidung dem Mutterherzen nicht recht bewußt wird. Oder daß es nicht die Kraft zu einem eindeutigen „Herr, dein Wille geschehe!" aufbringen kann. Dann soll wenigstens in aller Demut und in gläubigem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Güte um die Gnade des Beistandes, der Hilfe gebetet werden. Auf daß nicht Ungeduld, Verzagtheit oder Verzweiflung den Weg zu Gottes Absichten verbauen.

Dostojewskij schildert in seinem „Karamasow" den Schmerz einer Mutter um den Tod ihres Kindes. Sie klagt in haltloser Zerrissenheit die ganze Not ihrer Seele einem alten Staretz. Der fromme Greis hört sie voll tiefen Mitgefühls an und tröstet sie mit der einfachen Erzählung, daß Gott ihrem Kind den Rang eines Engels verliehen habe: „Sei deshalb froh, du Frau, und weine nicht; denn auch dein Kind ist jetzt bei Gott in der Zahl seiner Engel!"

Vielleicht ist nicht für jedes Leid der Mutter der Trost so einleuchtend und so heilend. Vielleicht muß auch die ganze Not der Trostlosigkeit erlitten werden. Aber auch dann: Gott wird wieder ein Fenster öffnen, wenn er eine Türe zugeschlagen hat. Gott wird auch die größten Wunden heilen oder die Kraft geben, sie wie einen heiligen Gral auf den Montsalvat des neuen ewigen Lebens emporzutragen.

Solange dieser Berg der Erlösung nicht erklommen, erlitten ist, so lange wird für die Mutter alles Lieben auch Leiden sein. Denn in Liebe und Leid vollzieht sich das Grundgeschehnis der Welt; vollzieht sich das Grundgeschehnis des Mutterseins.

## HOHE KUNST

Das ureigenste Gebiet der Frau in der Ehe ist das Haus. Binsenwahrheit! Und doch muß sie mit Nachdruck ausgesprochen werden. Denn es gibt immer noch Frauen — und ihre Zahl scheint jetzt wieder zu wachsen — denen dieses Innenreich des Hauses nicht genügt; die sich für etwas Besseres berufen fühlen, und die „höhere" Pläne haben. Das ist ihnen alles zu simpel und zu wenig „geistig": diese ewige Wiederholung gleichartiger Beschäftigungen in Kinderstube, Kammern, Küche und Keller. Sie sagen, es fülle sie nicht aus und lasse sie deshalb zutiefst unbefriedigt. Sie schauen mit verstohlenem Heimweh zurück in die Zeit, da sie noch auf der Schule oder im Beruf waren; noch „geistig tätig" waren. Und vergessen dabei ganz: wie unzufrieden sie auch damals, gerade damals, gewesen sind. Wie sie sich nach der „Erfüllung ihres Weibtums" in der Mutterschaft und in der Sorge für eine Familie gesehnt haben. Aber das ist schon lange her. Und inzwischen sind sie innerlich stumpf geworden oder kalt wie ein ausgebrannter Herd: weil sie die hohe Kunst der Hausfrau nicht verstehen.

Es ist einfach nicht wahr, daß diese Arbeit etwas Mechanisch-Geisttötendes sei. Man kann sie wohl dazu machen; aber das liegt dann an der Person und nicht an der Arbeit. Denn zu einer richtigen, rationellen Führung der Hauswirtschaft gehört mehr Verstand, mehr Überlegung und Konzentration, als die meisten Männer — und sogar auch die Frauen selber — wissen. Es gibt viele Berufe des Mannes (und erst recht auch der Frau), die ungleich schematischer sind, und die lange nicht so große geistige und körperliche Anforderungen stellen wie die tägliche Kleinarbeit der Hausfrau.

Das ist hier etwa so wie auf der Bühne: man hat da Mimen, die ihre Rolle mit einer gewissen Routine herunterspielen; Handwerker, denen das tiefere künstlerische Verständnis und darum auch Können fehlt; die in allen Rollen gleich und in allen Masken dieselben sind. Und es gibt andere: begabte Künstlernaturen, die aus der kleinsten Rolle ein Kabinettstückchen spielerisch gestalteten Seelenlebens machen; ihr Spiel hat alles Posenhafte überwunden, ist Haltung,

aus dem Innern heraus geformte Haltung; und so ist jede Gebärde auf der Goldwaage abgewogen, die Skala ihrer Sprech-Nuancen scheint unendlich zu sein, und ihr Spiel ordnet sich natürlich in das Ganze ein.

So ähnlich ist es auch in der Kunst der Hausfrau: das muß alles wohl durchdacht, vorhergesehen, bis ins einzelne geordnet und dann in den rechten Zusammenhang gebracht werden; muß nach seiner Bedeutung, seinem Zweck und seiner jeweiligen Notwendigkeit verteilt und getan werden. Dabei kommt es nicht selten vor, daß mehrere Arbeiten zeitlich, aber nicht räumlich parallel laufen; es muß gekocht und zugleich geputzt, das Kindlein gehütet und zugleich gebügelt, geflickt oder genäht werden. Und das muß alles gekonnt sein: gut, richtig und in der denkbar kürzesten Zeit getan werden. Es würde mancher Mann, der sich so erhaben über „das bißchen Arbeit" im Haus vorkommt, auf und davon gehen, wenn er gleichzeitig so vielerlei und oft gar nicht so einfache Arbeiten in seinem Beruf zu leisten hätte; jeden Tag von neuem zu leisten hätte. Es ist schon ein Unterschied: ob man sich mit einer Arbeit „beschäftigt", die Zeit damit ausfüllt, oder ob man sie in der besten Weise, auf dem praktischsten und kürzesten Weg überlegen bewältigt. Das letztere verlangt flinke Füße, geschickte Hände und einen wachen, beweglichen Geist.

Denn das alles soll getan werden, ohne daß einem „die Sachen über den Kopf wachsen", ohne daß man dabei die Nerven verliert. Dazu gehört allerdings auch eine bestimmte Veranlagung und ein gewisser Instinkt: man muß es im Kopf und in den Fingerspitzen haben, muß ein Gefühl dafür haben. Wo das fehlt — es läßt sich bis zu einem bestimmten Grade alles lernen — geht es auch, nur ist hier dann noch mehr Umsicht, Eifer und Liebe notwendig. Aber daß die Arbeit der Hausfrau simpel und geisttötend sei, kann nur der sagen, der entweder keine Ahnung davon hat oder dem sie in der Seele zuwider ist.

Zum Aufgabenkreis der Hausfrau gehört auch die Kinderstube. Eine Kunst für sich! Das Kindlein körperlich pflegen, geistig fördern und seelisch betreuen — das richtig, ganz richtig machen —: ist die allerschwierigste Kunst, die darum auch so selten wirklich gekonnt

wird. Und doch wäre nichts notwendiger, als daß jede Frau hier ein „Star", eine „Prominente" würde! Denn was in der Kinderstube unterlassen oder falsch gemacht wird, ist fast nie mehr wieder einzuholen oder wieder gutzumachen. Es hängt von dieser Kinderstube für den Menschen an Lebensglück und Seligkeit viel mehr ab, als sich unsere Schulweisheit im allgemeinen träumen läßt. Hier muß die Frau sein: Bildnerin, Spielgefährtin, Freundin, Ärztin, Psychologin, Religionslehrerin. Wo wird in einem andern Beruf so viel an Intuition, an Wissen und Können verlangt? Aber leider ist auch kaum irgendwo die stümperhafte Mittelmäßigkeit oder das völlige Versagen so verbreitet wie hier. Weil es an Instinkt und an Gespür fehlt; weil es an theoretischem Wissen, an Einsicht und Erfahrung fehlt.

Man geht in diesen wichtigsten aller Berufe — Frau und Mutter — hinein, ohne genügend, oft ohne überhaupt darauf geistig und praktisch vorbereitet zu sein. Noch schnell 6 Wochen vor der Hochzeit — zuweilen sogar nach der Hochzeit — ein Kochkurs, der in seiner Oberflächlichkeit und Unzulänglichkeit mehr Schaden anrichtet als unterrichtet; vielleicht auch ein paar Wochen Säuglingspflege. Und dann wird angefangen. In keinem Beruf würde man es wagen, nach so wenig Vorbereitung anzufangen. Vorher hatte man „keine Zeit" und noch weniger „Lust", sich das nötige Rüstzeug anzuschaffen. Und so muß denn das erste Ehe-Jahr als Lehrlingszeit für etwas mißbraucht werden, darin man schon längst Meisterin, mindestens aber Gesellin hätte sein sollen.

Die Belastung für die Ehe bleibt nicht aus. Ist manchmal schon nach einem Monat da; bestimmt aber nach dem ersten Vierteljahr. Also gerade in der Zeit, wo die Frau als werdende Mutter der innern Ruhe, der ehelichen Harmonie und frohen Gleichmäßigkeit mehr bedarf als irgendwann. Man macht dann gerne soziale Verhältnisse und äußere Umstände für etwas haftbar, was man selber — man selber ganz allein — versäumt und verschuldet hat.

Es ist kein leicht-bequemes Leben, das Leben der gewissenhaften Hausfrau; es verlangt — wie jede Kunst — ganze Hingabe und ein volles Maß an theoretischem Wissen und technischem Können. Aber es liegt auch in ihm in besonderer Weise der reiche Segen, mit dem

jede ehrliche Pflichterfüllung — vor allem, wenn sie im Hinblick auf den Willen Gottes geschieht — begnadet wird. Wie sich das rein natürlich auswirkt, sagt der indische Dichter-Philosoph Rabindranath Tagore:

„Ich schlief und träumte,
Das Leben wäre Freude.
Ich erwachte und sah,
Das Leben war Pflicht.
Ich handelte, und siehe:
Die Pflicht war Freude."

## MARTHA ODER MARIA

Martha: der irdische Tatmensch; die sorgende Frau, die sich vom Morgen bis in die Nacht für andere abrackert und abquält; die immer beschäftigte Mutter, die sich selber keine Ruhe gönnt, die ganz aufgeht für die Familie?

Maria: die Besinnliche, die Beschauliche, die sich in die Wahrheiten einer anderen Welt vergräbt und damit untauglich und unbrauchbar wird für das praktische Leben?

Diese Unterscheidung ist ebenso oberflächlich wie falsch. Wer so urteilt, hat den tiefen Sinn dieser biblischen Erzählung nicht recht verstanden.

Wir meinen oft, die tätige Willensleistung, das aktive Handeln, das Tun mache das Leben aus. Und unter „Tun" verstehen wir jene rastlose Geschäftigkeit, die den ganzen Tag in „Funktion" ist; die sich keine Ruhe gönnt, die nie „zum Sitzen kommt", und die am Abend todmüd ins Bett fällt.

Es gibt unter den Frauen viele wie Martha. In ihrem Haus blitzt und blinkt es. Die Kinder sind sauber und haben rote Backen. Es klappt alles; und es geht alles wie am Schnürchen. Und doch stimmt etwas nicht. Nicht wahr: das Gesicht einer Puppe kann noch so

künstlerisch, kann noch so „natürlich" sein: es wird nie zum Gesicht eines Kindes werden. Weil ihm das Geistige fehlt, die Seele fehlt.

So ist es auch in einem solchen Haus: es fehlt die Seele. Jenes Heimelige, Einladende, Umarmende; jene Wärme und jener wohlige Klang, der dem Menschen das Gefühl des Geborgenseins und einer köstlichen Ruhe gibt.

So sind die Häuser und Familien, in denen Martha wohnt und schafft, Martha, die nie Zeit hat; die nie zu einer stillen Viertelstunde kommt; die nie zu sich selber kommt. Weil sie immer was zu tun hat. Und die darum auch niemals „fertig wird".

Maria macht es anders. Ihre größte Sorge ist nicht das rechte Tun, sondern das rechte Sein. Sie ist scheinbar „passiv": sie nimmt ein größeres Leben in sich auf, neue Ziele, neue Motive und gewinnt damit auch neue Kraft- und Lichtquellen für ihr Tun.

Sie weiß: jede Handlung des Menschen, alle seine Werke und Beschäftigungen sind die Frucht und die Folge seines inneren Zustandes. Dieser innere Zustand kommt im Werk ans Licht und gibt der Arbeit ihren Wert oder Unwert. Darum verlegt Maria die Hauptkraft auf die innere, immerwährende Wandlung des Menschen vom Niedrigen zum Höheren, vom Negativen zum Positiven, vom Triebhaften zum Heiligen. Auf daß so aus dem rechten Sein ganz von selber das rechte Tun folge.

Maria ist in Wirklichkeit gar nicht die Passive, die Beschauliche, die Mystikerin oder gar Träumerin. Sie ist sogar die bessere, praktischere Arbeiterin, weil aus der Harmonie ihrer Seele jene unabwägbaren Kräfte gelöst werden, die zur Bewältigung der alltäglichen Tagesarbeit notwendig sind.

Wie soll man das aber anfangen? Wenn man das Haus voller Kinder und keine Hilfe hat; wenn man überall dabei sein muß und sich auf keinen verlassen kann? Eine Hausfrau ist doch keine Klarissin; und man kann doch keine Betrachtungsstunde halten, wenn man für den Mann und für die Kinder sorgen muß!

Das Allererste ist: die lebendige Verbindung mit Gott herzustellen und aufrechtzuerhalten. Das heißt: den großen Glauben haben, daß unser tägliches Tun ein persönlicher Auftrag Gottes

an uns ist. Daß dieser Auftrag wichtig und seine rechte Ausführung von größter Bedeutung ist. Dadurch ordnen wir uns in das große Weltgeschehen ein und geben unserem kleinen Tag ein gewaltiges Relief. Unser Leben erhält einen Schwung ins Große und Majestätische. Und wir wissen jetzt, warum wir auf der Welt sind. Auch wenn wir nur Windeln waschen, Kartoffeln schälen oder die Stube fegen.

Das Zweite aber ist: sich dieser Verbindung mit Gott ständig bewußt zu bleiben. An jedem neuen Tag muß der Kern des Morgengebetes sein: „Gott, ich weiß, daß Du von mir heute hundert kleine, lästige, nebensächliche Dinge verlangst; daß ich treppauf, treppab, daß ich mich schinden und quälen muß. Ich weiß aber auch, daß meine ganze Größe und der Wert meines Christseins darin liegt: diese kleinen Dinge im Gehorsam gegen deinen Willen richtig zu tun. Also will ich sie tun. Du aber segne sie."

Zu einer solchen inneren Sammlung am Morgen braucht man nur ein paar Minuten. Und wenn im Lauf des Tages einmal alles „drunter und drüber" zu gehen droht, wenn die Nerven anfangen zu flattern, und die Geduld am Ende ist: dann setz dich fünf Minuten still hin. Denk an dein Morgengebet. Denk an deine große Aufgabe. Schau dir deine Kindlein an; aber nicht mit den verärgerten Augen des Überdrusses und der Unzufriedenheit. Schau einmal ins Weite, in die Höhe. Und besinn dich auf deinen erhabenen Beruf: Frau, Mutter sein zu dürfen.

Du brauchst keine Angst zu haben: diese fünf Minuten der Stille sind keine verlorene Zeit.

Und wenn du am Abend eben kannst, lies eine knappe Viertelstunde in einem guten Buch: damit deine Sorgen und Mühen, Enttäuschungen und Verärgerungen in einem großen Gedanken oder in einem edlen Vorbild abklingen können.

Martha oder Maria? Das ist Weisheit: Martha versöhnen, ermutigen, ausruhen zu lassen in der stillen Besinnlichkeit der betenden, sich ihrer großen Aufgabe bewußt bleibenden Maria.

## SEI SCHÖN!

Schön zu sein, ist die Pflicht der Frau. Wo sie das nicht mehr sein will — nicht mehr scheinen will — da stimmt etwas nicht. Sie soll auch in der Ehe schön sein. Da vor allem!

Jeder Mensch erhält wohl von der Natur ein Gesicht, aber wie er es selber haben will, das muß er selber dazutun: er formt sich sein Gesicht, seine Schönheit selber. Er formt es mit seiner Seele. Eine schöne Seele, in der gute, große, saubere und frauliche Gedanken wohnen, bildet sich selber den entsprechenden schönen Ausdruck im Gesicht. Das macht ihr keine Massage, kein Lippenstift, kein Puder und keine Farbe nach. Darum ist die beste und wirksamste Schönheitspflege des Körpers die Pflege der Seele. Eine adelige, große Seele hat immer ein schönes Gesicht.

Dabei ist es ganz in der Ordnung, wenn in besonderen Fällen mit Geschmack und Anstand künstlich nachgeholt wird, was etwa die Natur in einer bösen Laune versäumt hat. Das ist dann kein Betrug und keine Lüge. Weil es ja nur ein erlaubtes Mittel ist, um dem Geistigen und Liebenswerten in der Seele zu helfen, sich im Formenausdruck des Körperlichen darzustellen.

Gemeinheit, Lüsternheit, Affigkeit, Geistlosigkeit können nie schön sein. Darum muß das Laster, wenn es sich schmückt, lügen, schwindeln, aufschneiden; aber es fällt auch nur der darauf hinein, der selber lasterhaft ist, oder in dessen Seele sich das Böse vorbereitet.

Die Seele liebt das Stille. Und selbst in ihrem lautesten Jubeln ist noch ein scheues Verhalten: die Furcht, aufdringlich zu werden, sich bloßzustellen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie liebt das Leise, das nur zart Angedeutete, das vorsichtig Zurückhaltende. Sie profaniert sich nicht; hat bei aller Aufrichtigkeit immer noch Geheimnisse, die sie nie auf den Markt bringen wird; die sie nur in stiller Feierstunde im ganz intimsten Kreis eine Weile enthüllen wird. So ist auch die Schönheit einer edlen Frau etwas Leises, Verschwiegenes, rehhaft Scheues, der nichts so verhaßt und so peinlich ist, als bloßgestellt zu werden. Ihre Schönheit verhüllt mehr, als sie zeigt. Wo das Laster die Trompete bläst, da spielt sie zart die Flöte. Sie

hat etwas von dem Lächeln der Mona Lisa des Leonardo: es weiß mehr, als es sagt; und verrät nicht alles, was es hat.

Dieser Grundzug einer adeligen Frauenseele kommt auch in Tracht und Kleidung klar zum Ausdruck. Es ist etwas Merkwürdiges um die Kleidung: sie hat immerzu das Bestreben, etwas vom innersten Wesen des Menschen auszusprechen. Das Kleid ist das Gleichnis der Person. Wie der Name den Menschen vertritt, so enthüllt sein Gewand seine Seele. Das ist wohl auch der Grund für die ungeheure Sorgfalt und Mühe, die die Menschheit seit ewigen Zeiten auf die Frage verwendet: was soll ich anziehen? Diese Mühe wird nicht selten bis ins Dämonische gesteigert: das Sichbekleiden wird zum obersten Lebenswert gemacht, ohne den man sich das Dasein nicht denken kann; ohne den das Leben viel von seinen Reizen verliert. Und es ist nicht zufällig, daß in Zeiten, in denen die großen Fragen der Weltanschauung an Überzeugungskraft und an Absolutheit verlieren, diese flüchtigen Dinge an Bedeutung riesig gewinnen.

Ein Kleid, das schön sein soll, muß eine ganz persönliche Note und Färbung haben. Wo es das nicht mehr hat, wo es sich nur nach der Mode richtet, da wirkt es fast immer häßlich. Keine Frau von Geschmack sollte sich häßlich machen; auch nicht mit ihrem Kleid. Wenn aber die Kleidung Ausdruck des Innern, der Persönlichkeit ist (sein soll), kann man sie auch nicht quartalsweise ändern. Ebensowenig, wie man seine Schrift und seinen Gang, die ja auch Seelisches enthüllen, viermal im Jahr wechseln kann. Sie bleiben in ihren Grundzügen — bei aller Wandlungsmöglichkeit und -fähigkeit im einzelnen — unveränderlich.

Genau so muß es auch mit dem schönen Kleid sein. Und es ist auch so. Bloße Mode, diese gedankenlose Nachäffung von Kokottenlaunen, ist nur etwas für eine Frau, die in ihrer Kleidung auf persönlichen Stil und Form verzichtet; vielleicht auch verzichten muß, weil sie eben keine geistige Persönlichkeit ist; weil sie arm an Geist und darum anspruchslos gegenüber dem Schönen ist.

Die vornehme, innerlich begüterte Frau „macht" nicht die Mode „mit". Sie ist als Frau — so wie sie ist — adelig und darum schön. Die andern müssen es wie manche Dienstboten machen, die ihr

bißchen Lohn darauf verwenden, um sich am Sonntag beim Ausgehen als „Gnädige" aufzuspielen: Seidenkleider, Florstrümpfe, Lackschühchen mit höchsten Absätzen, Hütchen, kaum so groß wie eine Hand und senkrecht ans rechte Ohr gehauen, Handschuhe beim hellsten Sonnenschein; und womöglich noch geschnürt und angemalt wie ein bunter Kakadu.

Dienstboten? Sind sie nicht alle Dienstboten der „Dame Mode"? Die Frau des kleinen Beamten und die Frau des Krämers ebenso wie die reiche Fabrikanten-„Gattin". Diese wandelnden Kleiderständer mit dem Bubenkopf, der weder zu ihrer Figur und ihrem Gesicht paßt, noch — in seinem kümmerlichen Haarwuchs — die vom Friseur vorgeschriebene Form einhalten will; so daß schon die verzweifeltsten und kostspieligsten Experimente gemacht werden müssen, um die letzten Reste alter Herrlichkeit noch genügend zur Schau stellen zu können. Der Bubenkopf kann berechtigt und schön sein, wo er als Ausdruck einer sportlichen Haltung, oder entsprechend einem natürlichen Haarwuchs wie von selber gegeben ist. Aber was man jetzt häufig damit herumlaufen sieht: diese künstlich aufgetakelten Haarwracks auf einem Specknacken und einer verfetteten Figur, um die sie weiland Falstaff hätte beneiden können! Alles nur, weil es Mode, lächerlichste Mode ist.

Da wird die feine Frau Distanz halten. Und sie tut es auch noch deshalb: die Mode, die immer einen erotisierenden Zug hat, wird in Zeiten einer chaotischen Umwertung aller Werte leicht zur erotischen Sensation. Von da aber bis zur sexuellen Bloßstellung ist noch weniger als ein Schritt. Diese Bloßstellung ist das Charakteristische an der Mode von heute. Sie will keine Geheimnisse mehr; will enthüllen: der Bubenkopf verbirgt nichts mehr von dem verschwiegenen Zauber schwarz-braun-goldener Fluten, die das Entzücken des Mannes in den seligen Stunden ehelichen Sich-verschenkens sind; die enganliegenden, kurzen, halbdurchsichtigen Kleider ohne Ärmel scheinen nicht da zu sein, um den Körper zu bedecken, sondern um seine Formen aufreizend — und für jeden — öffentlich zur Schau zu stellen. Da ist fast kein Geheimnis mehr: das duftigste Aroma, der goldene Blütenstaub einer feinen Frauenseele ist fort, ist abgewischt. Abgewischt von jedem Buben, der eben vorübergeht.

Man macht sich in gewissen Kreisen gerne lustig über die oft äußerst energische Opposition von kirchlicher Seite gegen die Auswüchse der Kleidermode; nennt das weltfremdes Muckertum und finsteres Mittelalter. Und hat keine Ahnung, wie hier die Kirche — an Erfahrungen vieler Jahrhunderte geschult — mit diesem Kampf die frauliche Würde der Frau und zugleich das ureigenste Recht und Eigentum des Ehemannes verteidigt. Und damit auch die Ehrenhaftigkeit und Gesunderhaltung des sexuellen Lebens selber in ihren Schutz nimmt. Denn einmal wird doch der Augenblick kommen, wo die Sinne des Mannes gegen diesen permanenten Reiz abgestumpft sind; wo er ihn kalt läßt. Aber dann nicht nur auf der Straße und im Ballsaal; dann auch dort, wo die körperlichen Reize der Frau eine wichtige Voraussetzung für die Erreichung des Hauptzweckes in der Ehe sind. Wer kann sagen, ob dieser Augenblick nicht schon jetzt in bedauerlich vielen Fällen da ist? Das erschreckend große Heer der Homosexuellen — und ihre Zahl nimmt noch immer zu — die für die Ehe untauglich sind, ist zu einem erheblichen Teil auch eine Folge der Erotisierung des gesellschaftlichen Lebens von heute. Nach der Überreizung die Abstumpfung und die Pervertierung. Das Opfer aber ist letzten Endes wieder die Frau.

Schön zu sein ist die Pflicht der Frau. Auch daheim. Und gerade daheim! Nirgendwo kommt es für sie so sehr darauf an, die Allerschönste zu sein als hier. Sich zu schmücken, wenn sie aus dem Hause geht, sich aber sonst zu vernachlässigen; Gäste wie eine Königin zu empfangen, ihren Mann aber immer nur als Aschenbrödel: das ist nicht nur häßlich und unrecht, es ist auch dumm; mehr als dumm! Sie soll das einsehen, ehe es zu spät ist.

# IV. SÄULE DER ORDNUNG

„Ein Mann ist, wer sich auch nicht ein Jota von dem, was er für recht, notwendig und seine Pflicht erkannt hat, abhandeln läßt; und niemals, was schon heute geschehen kann, auf morgen verschiebt."

(Hermann Bahr)

„Es wird das Wort ‚ein Mann'
Nicht leichten Kaufs beschieden;
Denn Wahrheit nur und Keuschheit kann
Solch edles Kleinod schmieden."

(Ernst Moritz Arndt)

„Ein Mann soll nicht klagen außer Gott allein!"

(Peter Dörfler)

## MICHELANGELO

Kein Meister hat das Bild des Mannes — Kraft, Kampf, Hoheit, Wille, Mut, Schaffen — aus Stein und Marmor so wuchtig und so vom Geist bewegt herausgehauen, wie Michelangelo. Seine Gestalten: Heilige, Helden, Propheten, Riesen, Ritter grenzen ans Übermenschliche. Es zittert und tobt in ihnen wie von ohnmächtigem Zorn, daß sie nur Stein und Marmor sind, nicht Fleisch und Blut; daß sie an den Stoff gefesselt sind und nicht losstürmen, erobern, arbeiten, wagen, opfern können!

Mann sein — so lodert es aus diesen brennenden Steinen — heißt: Ordnung haben, Gesetz haben und es befolgen; heißt: sich selbst — Gefühl, Stimmung, Neigung, Laune und alle bösen Geister in der Seele — an die Zuchtrute des Geistes binden. Mann sein heißt glauben; glauben an geistige Kräfte, die den Stoff bewegen; an Gott glauben, der das Gesetz und die Ordnung selber ist. Mann sein heißt: eine Überzeugung haben, und diese Überzeugung bekennen und zu gestalten suchen; sie bekennen und gestalten gegen Tod und Teufel und gegen alle Bosheit und Verführung der Menschen. Mann sein heißt: Opferer sein; einer sein, der alles hingeben, alles entbehren, alles verlieren kann, um der Ordnung, des Gesetzes, des Glaubens, der Überzeugung willen. Und der dann doch noch aufrecht dasteht; jetzt erst recht aufrecht dasteht. Mann sein aber heißt auch noch etwas anderes:

Michelangelo hat bei dem Teil der Medicier-Gräber, auf dem der aktiv schaffende Mannestypus dargestellt ist, zu dessen Füßen eine schlafende Frauengestalt gemeißelt: männlicher Schaffensdrang, kraftvolle Energie — weibliche beschauliche Weisheit und Ruhe.

Gleichnis und Symbol der wichtigen Wahrheit: daß Mann sein nicht nur das Harte, Steinerne, Schaffende bedeutet, nicht nur Wille und Tat sein darf, sondern auch Besinnlichkeit, Ruhen in der Tiefe des Gemüts, Zartheit und gütigstes Verstehen sein muß: daß sich in seiner Seele das Männliche mit dem Weiblichen verbinden muß. Alle nur männliche Energie und Kraft und Robustheit und Härte wird schließlich doch nur ein vergebliches „Ringen der Titanen mit den Göttern" bleiben; wird unfruchtbar bleiben ohne die milde, versöhnende, heilende Zaubermacht des Weiblichen in seiner Seele. Beides muß in ihm — natürlich und in rechten Mengen gemischt — lebendig sein. „Wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten": da gibt es nicht nur im Glockenton, auch im Leben des Mannes einen guten Klang.

Das Männliche allein wird zum Fluch und kann — wie das Leben hundertfältig zeigt — zu schmerzlicher Tragik werden, wenn es nicht zugleich gemildert, geläutert, entsühnt und erlöst wird durch das Marienhafte in seiner Seele: jenes Jungfräulich-Empfindsame und Mütterlich-Besorgte, das nie fremdes Recht verletzt, und das lieber fremde Wunden verbindet als sie schlägt.

Aber sind das nicht lästige Hemmungen im Schaffensdrang des Mannes, in seinem Eroberungszug durch die Welt? Muß nicht Blut fließen, wo gekämpft wird, fallen nicht Spähne, wo man hobelt? Und ist nicht jeder Fortschritt ein Gehen über Gräber?

Man hört ihn gerade heute oft, diesen Einwand; und trotzdem ist er nicht richtig. Was da als Hemmung befürchtet wird, ist in Wirklichkeit Befreiung. Ist Erlösung des männlichen Seins und Handelns von den engen naturhaften Fesseln des Nur-Triebmäßigen, des Verstandes, der Selbstsucht und des Klein-Irdischen. Ist Errettung aus der Sklaverei eines geistlosen Kraftprotzertums und eines eigensinnigen Pochens auf das angemaßte „Recht" der materiellen Gewalt. Das Kämpfen, das Hobeln, das Fortschreiten ist allein noch nicht das Letzte und das Größte und Wichtigste. Denn damit ist nur allzuoft ein ganzer Teufelsspuk von Unrecht, Sünde und Schuld verbunden. Erst wenn das bereinigt, gesühnt und wieder gut gemacht ist;

wenn der Urwald vom Dschungel, von Baumriesen und Schlangen frei ist, kann daraus Acker werden.

Das bloß naturhafte Tun des Mannes, seine ungebändigte Kraft und sein Geschick allein ist mehr zerstörend als aufbauend; es müssen darin jene „Hemmungen" eingebaut werden, die aus dem zartesten Gewissen und aus einer innersten Verpflichtung gegenüber einer Welt des Geistigen und des Göttlichen kommen. Es liegt darum tiefe Lebenskenntnis im Ausgang vom zweiten Teil des „Faust", wo dieser rücksichtslose Eroberer und Vorwärtsstürmer von seiner tragischen Schuld durch die symbolisch dargestellten läuternden Mächte der „Mater gloriosa" erlöst wird:

„Höchste Herrin der Welt! — Lasse mich im blauen, ausgespannten Himmelszelt Dein Geheimnis schauen. Billige, was des Mannes Brust ernst und zart bewegt . . . Unbezwingbar unser Mut, wenn Du hehr gebietest; plötzlich mildert sich die Glut, wie Du uns befriedest!"

Diese Befreiung und Erlösung des Mannes durch das „Ewig-Weibliche" in seiner Brust, das ihn „hinanziehen" muß, hat auch der männlichste alle Künstler, Michelangelo selber erfahren. Einsam und verdüstert durch Savonarolas Bußpredigten, gequält durch den ewigen Zwiespalt zwischen Gesetz und Sünde, zwischen Ideal und Wirklichkeit, verbittert durch schwere Mißerfolge, bekennt er von sich selbst:

„In solcher Knechtschaft, solchem Überdruß,
In Wahn und Irrtum und Gefahr der Seele
Ist's, daß ich Gottesbilder meißeln muß."

Er meißelt sie; aber sie erlösen ihn nicht; nicht menschlich, nicht künstlerisch und auch nicht religiös. Und er weiß auch warum: „Das verehrungswürdige Antlitz des Heilands einigermaßen annehmbar wiederzugeben, ist so schwer, daß es nicht genügt, wenn ein Maler ein großer und befähigter Meister ist. Ich bin vielmehr der Ansicht, auch sein Lebenswandel müsse rein und womöglich heilig sein, damit der Heilige Geist seine Gedanken lenke."

Diese von ihm ersehnte innere Wandlung wird herbeigeführt durch die Liebe zu Vittoria Colonna. Diese große Frau vermittelt ihm die

Kraft, sein unbändiges Temperament zu bändigen und die vulkanische Unruhe seines Geistes durch Weckung und Belebung des weiblich-marienhaften Elementes seiner Seele zu meistern. Und so reifen denn jetzt seine Werke der künstlerischen Vollendung zu und erlösen ihn zugleich zu innerer Harmonie und Freiheit.

So wie Michelangelo — um das Höchste zu erreichen — nicht nur Meister sein, sondern auch heilig leben muß: so ist es im Leben eines jeden Mannes. Um das Kunstwerk seines Lebens möglichst vollkommen zu gestalten, muß er nicht nur seine männliche Energie und Kraft, seinen Verstand und sein Können einsetzen, sondern auch jene „weiblichen" Kräfte seiner Seeele: Güte, Demut, Selbstlosigkeit, Rücksicht, Mitleid und Bereitschaft zum Opfer.

Erst aus dieser rechten Mischung der beiden Grundelemente seines Wesens wird jenes hohe Manntum, das da fähig ist: zu herrschen und zu dienen, zu befehlen und untertan zu sein, zu erobern und zu entsagen, zu kämpfen und zu leiden; das da zugleich hart und milde, fest und nachgiebig, männlich und mütterlich sein kann! Oder wie Laotse sagt: „Sich bewahren seine Männlichkeit, sich erinnern seiner Weiblichkeit: das ist des Menschen reichste Lebensquelle."

Hier liegt auch die große allgemeine Aufgabe des Mannes in der Ehe. Er soll die Ehe wie ein Künstler sein Werk sehen und formen: soll sie vorwärts, aufwärts führen; soll ihr den Stempel seines Wesens einprägen; soll sie zu einem Glück und einer Freude für die Seinen, zu einem Erntefest für die Erde und zu einem heiligen Schauspiel für den Himmel machen. Dazu muß man mehr sein, als nur ein Mann aus Fleisch und Blut; mehr als nur ein Gelehrter oder einer, der in den Dingen der Welt und des Lebens erfahren ist: dazu muß man Charakter haben, muß eine Persönlichkeit sein, eine geistige Persönlichkeit. Das bedeutet: alle Seiten seines Wesens sehen, sie erkennen, sie formen, läutern und in Harmonie miteinander zu bringen suchen.

Ein Mann, der nur das Männliche seines Geschlechts in der Ehe darstellt, wird zum Ekel und zum Tyrannen; ein Mann, der seine Männlichkeit nicht erkennt, nur das Marienhafte in sich auswirken lassen möchte, wird zum Trottel und zum Pantoffelhelden. Erst im

charaktervollen Vielklang seines Wesens wird die Ehe — als Kunstwerk des Mannes — zu einem Einklang von Lieben, Schenken, Gewähren, Schützen und Aufwärtsführen!

Erst der ganze Mann ist imstande, das Werk der Ehe aus Blut und Geist im Gehorsam gegen Gottes Willen zu gestalten und es in hoher Vollkommenheit zu vollenden.

## AMT UND WÜRDE

Wie die Frau die Priesterin des Hauses ist, so soll der Mann dessen Hohepriester sein. Nicht an Würden und an Rechten, sondern dem Amt und den Pflichten nach.

Sein Amt ist die Seel- und Leibsorge für alle. Das ist zugleich seine höchste Würde.

Sich jeden Morgen von neuem in die Gefechte des Lebens zu stürzen, um ihm die materiellen Dinge abzuringen, die notwendig sind für den leiblichen Unterhalt der Seinen; das Fahrzeug seiner Liebe und seiner Sorge mit kräftigen Ruderschlägen hinauszutreiben in die hohe See von tausend Mühen, Widerwärtigkeiten und Wagnissen und es jeden Abend heimzurudern, beladen mit Fracht; seiner selbst vergessen und seine Ansprüche an das Leben hinopfern, alle Tage, alle Stunden von neuem hinopfern für das Glück und den gesicherten Bestand seiner Ehe und Familie: das ist das Amt, ist die eine Seite des Amtes, das der Mann zu verwalten hat.

Viele nehmen dieses Amt sehr ernst und sind darin gewissenhaft und selbstlos. Sie arbeiten und quälen sich ehrlich ab, um alles heranzuschaffen, was an Nahrung und Kleidung und Wohnung notwendig ist. Sie versagen sich manches — oft alles — damit die Frau es gut habe und die Kinder durch eine gediegene Ausbildung den Weg ins Leben, den Weg nach oben, leichter hätten. Es wird wirklich von ihnen mit einer bewundernswerten Energie und Ausdauer an der körperlichen Ertüchtigung und an der geistigen Weiterbildung der Familie gearbeitet.

Aber darüber wird gar oft die andere Seite dieses Amtes über-

sehen oder doch sehr vernachlässigt: die Seelsorge. Man macht sich nicht bewußt, daß der Mensch doch nicht allein vom Brote lebt; daß eine gesicherte Zukunft — eine „gute Versorgung" — schon sehr viel, aber noch nicht alles ist. Daß die Sorge um den Leib ergänzt, vertieft, gekrönt und ins Große und Hohe geweitet werden muß durch die Sorge für die Seele.

Seelsorger zu sein: das ist die hohepriesterliche Aufgabe des Mannes in der Ehe. Nichts, das für ihn größer und würdevoller wäre, als dieses heilige Amt am Altar der Familie. Und die Funktionen dieses Amtes gehen über den Opferstein seiner eigenen Person. Er muß mit seinem Leben den unwiderleglichen Beweis erbringen für die Existenz der Seele und für die Existenz Gottes. Sein Leben — sein urpersönliches Leben — muß der greifbare, weithin sichtbare Ausdruck der Seelsorge für die Seinen sein. Dem kommt nichts anderes gleich! Denn das persönliche Beispiel ist es, das die Seele der anderen entscheidend und oft endgültig formt. „Ein heiliges Leben der Nachfolge Christi strahlt zurück auf die ganze Nachkommenschaft!" (François Mauriac.) Nirgendwo bedarf das Wort so sehr der Bestätigung durch die Tat als im Leben des Mannes, des Hohepriesters der Ehe und der Familie! Wer seinen Kindern den Glauben an Gott in der Seele anzünden will, muß es durch das Licht seines Lebens tun; wer ihnen den Glauben an Gott austreiben will, braucht nur Gott im Munde und den Teufel an der Hand zu führen. Es ist kein Zufall, daß die großen Gottesverneiner und die hitzigsten Feinde seiner Kirche so oft aus Familien kommen, in denen ein Vater zwar aufdringlich von Gott zu predigen, aber nicht ihn zu — leben verstand.

Seelsorge muß deshalb ein harmonisches Zusammenspiel von Werk, Belehrung und Gebet sein. Daraus besteht der Religionsunterricht in der Familie. Er ist wichtiger, notwendiger und lebenbestimmender als jeder andere. Die Mutter beginnt ihn und der Vater setzt ihn fort und vollendet ihn. Aber nicht in der trockenen, abstrakten Buch- und Wortweisheit, die man sich anlernt, die man auswendig lernt: sondern aus der natürlichen Liebesgemeinschaft zwischen Vater und Kind, die hier ins Göttliche verklärt wird, und

in der Ursprache des Blutes, die hier ins Geistige übersetzt wird. Das gibt dem Wort des Vaters von Gott, von der Seele und von der Schöpfung die anheimelnde Wärme und die überzeugende, formende Kraft: seine Liebe, seine natürliche, menschliche, bluthafte Liebe zum Kind, die hier — in heiliger Kommunion — mit Gott verbunden, auf ihn bezogen und von ihm neu empfangen wird. Es gibt nichts Seligeres und nichts so Schöpferisches für den Mann: als sein Kind liebend zur Liebe Gottes zu führen. Und so zum zweiten Mal sein — Vater zu werden.

Seelsorge ist auch das Beten, das gemeinsame Beten in der Familie. Hier verrichtet der Vater die intimste Funktion seines hohepriesterlichen Amtes: das Gebet inmitten der Familie ist die lebendigste Selbstdarstellung seines innersten Wesens und der kostbarsten Reichtümer seiner eigenen Seele. Da kommt er den Seinen und die Seinen kommen ihm so nahe — menschlich und natürlich so nahe — wie sonst nie. Wenn er in heiliger Sammlung in der Frühe sein Herz zu Gott erhebt: ihn anbetet, ihn lobt und ihm dankt; wenn er alle Nöte und Beschwernisse des neuen Tages — die eigenen und die der Seinen — in die Hand Gottes legt, von ihm geheiligt wieder empfängt, an die andern weitergibt: hier wird Gemeinschaft, herzliche Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern; Gemeinschaft, die auch nicht durch die Zerstreuungen des Tagewerkes zerstört werden kann.

Sie wird am Abend neu gefestigt und von innen her belebt durch das gemeinsame Beten, dessen Herz und Stimme wieder der Mann und Vater ist. Das versöhnt und glättet und beruhigt und macht Mut und stellt das kleine eigene Tun in den großen Zusammenhang mit dem ewigen Geschehen der Allmacht, der Liebe und der Weisheit Gottes. Und wenn dann am Schluß der Vater über sich und über sie alle das hohepriesterliche Zeichen des Kreuzes macht: „Es segne und behüte uns der allmächtige und barmherzige Herr, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist" — dann ist das gemeinsame „Amen" die frohe Bestätigung für alle: daß nun alles wieder gut und in Ordnung ist: daß alle im Frieden zur Ruhe gehen.

Das braucht weder am Morgen noch am Abend lange zu dauern.

Aber es muß gesammelt, konzentriert sein. Dafür zu sorgen und dazu zu helfen, ist der Vater da. Er wird selber niederknien und die Seinen neben sich knien lassen, wird ein Licht anzünden; denn es ist ja eine Feier, allerschönste Feier. Da sollen Lichter brennen. Und wenn man Blumen hat, stellt man die Blumen vor des Kreuz. Licht und Blumen vor das Kreuz und vor das Herz.

Am Ende der Woche soll der Vater die Seinen zu gemeinsamer Lesung, religiöser Lesung zusammenrufen. Ganz gleich, was gelesen wird, wenn es nur die Seele aus all den Zerstreuungen und den Verwundungen der Woche heimführt zur Besinnung und Sammlung; und sie so vorbereitet auf die Feier des Sonntags. Es ist ratsam, daß sich hieran ein Gedankenaustausch anschließt, der dann zusammengefaßt wird vom Vater durch ein Leitwort für die kommende Woche.

Hohepriesterliche Aufgabe des Mannes in der Familie: sie ist gar nicht so schwer, wenn man Gott und die Seinen von Herzen liebt. Aber sie verschafft dem Vater eine Stellung, die — Autorität aus Verehrung und aus fraulich-kindlicher Liebe ist.

## ARBEIT UND ABENTEUER

Das Grundelement der Liebe des Mannes in der Ehe ist Verantwortung. Er weiß, wie viel von ihm persönlich für die Zukunft der Familie abhängt und ist bereit, seine ganze Kraft einzusetzen, auf daß diese Zukunft gut und glücklich werde.

Es gibt Männer, die diese Last der Verantwortung mit einer erfrischenden Freudigkeit und in dem stolzen Bewußtsein tragen: damit eine Aufgabe zu erfüllen, die wohl schwer — zuweilen sehr schwer —, die aber zugleich auch innerste Beglückung und eine Quelle immer neuer Energien ist. Man weiß, wozu man da ist; hat ein Ziel und hat ein Werk und gibt sich ihm in schöpferischer Tatenlust von ganzem Herzen hin. Die Frau aber ruht in den starken Armen eines solchen Mannes — unbekümmert um alle Bedrohnisse des Lebens — selig und sicher; wird selber stark für die große Aufgabe, die auch ihr in der Ehe gestellt ist.

Andere Männer aber schleppen die Verantwortung stöhnend oder stumpf wie ein mürrisches Lasttier. Alles Frohe, Beschwingte, Heitere und Beflügelte scheint dahin zu sein. Sie kleben am Boden, kommen nicht hoch und verstauben an Leib und Seele vor lauter Arbeit und Sorgen. Da wird geschuftet und geschafft, gespart und gerechnet, hinter allen Möglichkeiten und Aussichten hergelaufen und das Unmöglichste ausgetüftelt. Die Tagesarbeit im Beruf genügt noch nicht; man schafft noch nebenher; man arbeitet bis in die Nacht; man arbeitet auch am Sonntag; man arbeitet immer; und wenn man nicht arbeitet, überlegt man neue Arbeit. Man spart bis zum Geiz und versagt sich und den Seinen alles, „was nicht nötig ist". Wobei alles „nicht nötig ist", was irgendwie etwas kostet und über die platteste Prosa des Lebens, wenn auch nur um einen Zipfel, hinausragt. Solche Männer sind — man sieht es ihnen schon bald an — eine geistige, seelische Wüste; oder sind ein bloßer Nutzgarten, in dem auch nicht das kleinste Plätzchen für ein Veilchen im Frühling oder für ein Vogelnest im Stachelbeerstrauch freigelassen ist.

Schrecklicher Mann: er breitet eine Atmosphäre um sich und durch die ganze Ehe, in der sich keiner mehr recht zu atmen traut; es fröstelt jeden, und alles fühlt sich bedrückt und unbehaglich. Schaffen, Zusammenkratzen, sparen: „denn man weiß nicht, was noch kommen kann". Da geht alle Freude unter, und aller Lebensmut geht verloren. Bis dann eines Tages das Gewitter langaufgehäufter Verärgerung und aller möglichen Verdrängungen in der Familie losbricht. Er aber zieht sich höchst gekränkt und beleidigt auf sich selbst zurück: „Was wollt ihr denn? Ich mach' das doch nicht zu meinem Vergnügen, diese ganze Schufterei und Spererei, und wenn man sich so alles versagt. . . . Ist doch nur alles euretwegen; doch nicht für mich. Wenn ich nur an mich denken wollte . . ." Und nun macht er auch noch zu einem Verdienst und einem Martyrium, was doch nur selbstherrliche Despotie oder doch wenigstens Mangel an Überblick, an Rücksicht, an innerer Lebendigkeit, an Lebensart und Liebe ist; was doch nur ganz kleinmütige Angst vor dem Leben ist. Und seine Frau ist vollkommen im Recht, wenn sie auf eine Sicherheit in der Zukunft

verzichtet, die ihr in der Gegenwart jede Freude am Leben vergällt oder zerschlägt.

Man kann sich und die Seinen mit einer besorgten, selbstlos-frohen Liebe hochheben, sie stark und bereit machen, auch ihrerseits alles mutig auf sich zu nehmen, was das Leben an Einsatz und Verzichten verlangt; man kann sich und die Familie auch mit einer kleinlichen, rechnerischen, unfrohen und unerträglichen Schulmeisterei — die als besorgte Verantwortung verkleidet ist — krank, verdrießlich und lebensmüde machen.

„Der Mann ist, was er schafft!" (Handel-Mazzetti.) Das gilt auch für das Schaffen in der Ehe. Wenn er ein großer, freier, gottfroher und selbstloser Mensch ist, wird an sich auch das Werk seiner Ehe und seiner Familie diese hohen Geisteszüge tragen. Wenn er ein mickriger und knickriger kleiner Krämer ist, wird auch seine Ehe diesen geistigen Armleutegeruch an sich haben. Und es wird ihr der seelische Schwung fehlen, ohne den auch eine gute Frau mit den besten und lebensvollsten Anlagen allmählich — vor der Zeit — zu einer müden alten Frau wird.

Schwung? Leicht gesagt! Woher soll der Schwung kommen: wenn man auch mit aller Großzügigkeit und mit einem heitern Temperament die schweren Wolken am Himmel einer Ehe weder übersehen noch vertreiben kann. Wolken wirtschaftlicher Not; Wolken einer völlig ungesicherten Zukunft, Wolken von Krankheit und aller möglichen innern und äußern Bedrängnis.

Aber eben dann muß sich zeigen: ob der Mann — Mann ist. Ob er nicht nur Muskeln, Verstand, Erfahrung und Unternehmungsgeist hat. Sondern auch einen männlichen Glauben, der das Granitfundament ist, auf dem das ganze Werk seiner Ehe steht. Ob er — Kind genug geblieben ist: bei aller Gewissenhaftigkeit, Aktivität und Anstrengung doch noch den heiligen Leichtsinn aufzubringen — alles, was ihm anvertraut ist, wofür er die Verantwortung zu tragen hat (Ehe, Haus, Familie, Zukunft, Beruf) in die Abgründe Gottes hineinzuwerfen. In die Abgründe seines Glaubens an Gott, seiner Liebe zu ihm, seines unendlichen Vertrauens zu ihm.

Kein Zweifel, das ist ungeheuer schwer und ist ein gewaltiges Wagnis, bei dem ein Mann alles auf's Spiel setzt: sich selbst, seine Ehe, seine Familie, seine Zukunft und die Zukunft von Generationen. Nur wer es erfahren hat, weiß: welch furchtbares Abenteuer Gott sein kann. Dieses Abenteuer zu wagen: dazu gehört der verwegenste Mut eines Mannes und der einfältig-frommste Glaube eines Kindes. Aber erst aus dieser gotthingegebenen Vermählung von väterlicher Besorgtheit und von kindlicher Unbekümmertheit wächst jene innere Ruhe und Sicherheit gegenüber allen Schickungen und Schenkungen des Lebens, die im Glück nicht übermütig und die im Leid nicht kleinmütig machen. In ihr wird der Mann ein Herkules an Kraft und Wagemut und bleibt zugleich ein verträumter Poet, der immer noch wo ein Sternlein blinken sieht und trotz allem noch ein Lied, ein liebes Lied von einer fernen Geige hört, das ihm auch im trommelnden Donner der Gewitter nicht ganz verstummt.

Mann und Kind, Herkules und Poet, Arbeit und Glaube, Wille und heiliges Abenteuer: und das alles als Haltung, als eine Lebenshaltung, die im Tiefsten in Gott begründet ist und aus ihm ihre feurigsten Kräfte bezieht: das muß der Einsatz sein, den der Mann in seine Ehe bringt, den er wagt aus Liebe, die Verantwortung ist.

## GANZ BIS OBEN . . .

Marx Omlis, der junge Bauer, ist von der Arbeit oben auf dem Berg zurückgekommen. Und nun spielt sich daheim — so erzählt es Federer in seinem „Pilatus" — diese Szene ab:

„Marx kehrte zufrieden, aber todmüde in die Stube zurück und warf sich auf's Sofa. Diesen Augenblick hatte Agnes (seine Frau) erspäht. Ihr schlugen die Zähne vor Fieber und Kälte zusammen (sie war guter Hoffnung). Aber sie wehrte sich und wusch dem Gatten die naßkalten Füße in einem warmen Bad. O wie wohl tat ihr selber dieses lauwarme Wasser. Sie rieb seine langen sehnigen, festen Herrnfüße; trocknete sie und vergrub sie mit beiden Händen in ihren Schoß.

Inzwischen klopfte Marx seine beliebten Sprüche, die ganz sinnlos und überflüssig in die selbstbewußte Mahnung ausklingen: „Mehr Vertrauen zu mir, Weib!" Und Federer fährt fort: „Indessen ließ sich der starke Vertrauensheld von der kranken Frau wie von einer Leibeigenen die Füße wärmen und die Sohlen reiben . . ." Kurz darauf wird sie ohnmächtig, gewinnt die Besinnung wieder, fängt an, sich zu entschuldigen und den Mann zu beruhigen.

Eine überaus peinliche Szene für jeden anständigen Mann! Man schämt sich für diesen Bauer; diesen . . . Aber steckt nicht in jedem Mann ein Stück Marx Omlis? Etwas von einem Pascha Effendi, vom Übermut des „Herrn der Schöpfung", der herrschen, sich bedienen, sich die Füße waschen lassen will? Und das für ganz richtig und selbstverständlich hält: weil er doch Mann, der Mann ist?

Es gibt noch eine andere Szene von der Fußwaschung. 's ist schon lange her und war damals im Saal des Abendmahles. Mann, Herr, König, Gott — und wäscht diesen Fischersknechten, armen Proleten die Füße.

Seit dieser Stunde hat der Begriff von männlicher Würde, von Herrenrecht und von Dienen und Befehlen einen andern Sinn bekommen: Mann sein, Herr im Hause sein heißt jetzt der Letzte und der Unterste sein, heißt dienen, für andere da sein, für andere arbeiten und für sie leben.

Auch in der Ehe. Und hier vor allem! Der Mann herrscht, beherrscht die Frau, indem er ihr „die Füße wäscht"; statt sich bedienen zu lassen — dient; statt den Herrn zu spielen — Knecht ist, der Knecht aller ist, ganz freiwillig und ohne jeden Zwang. Er kann es. Denn er ist ein Mächtiger, ein Großer; ist ein Herr. Darum ist selbst das Dienen für ihn Ehre und Schönheit; ist Kraft und Würde. Dadurch unterscheidet er sich vom Knecht und vom Schwächling.

Er tut das nicht aus Laune und nicht wie ein galanter Laffe, der einer Frau die Hand küßt und bereit wäre, ihr auch die Füße zu küssen: nur weil diese Frau — Weib, Geschlechtswesen ist, von dem man etwas erwarten kann. Er tut es wie ein Ritter, der vor Maria, der Madonna in seiner Frau kniet. Und der weiß: kein ehrenvolleres Rit-

tersein, als dem Heiligen in der Frau seine Reverenz zu erweisen. Erst wenn der Mann in seiner Liebe zur Frau die Eva mit Maria versöhnt hat; wenn er in ihr Blut und Geist zu lieben gelernt hat, kann er ihr Ritter werden: kann sich für sie durch alle Attacken des Lebens hindurchschlagen; für sie Hunger und Durst leiden; ihretwegen auf alles verzichten und alles entbehren; kann dienen in ritterlicher Treue und in männlicher Würde.

Er ist jetzt nicht mehr ängstlich darauf bedacht, daß diese Würde von ihr gebührend respektiert werde: daß er immer zuerst „dran kommt", von allem das Beste und das Meiste erhält; daß er den bequemsten Platz und die schönste Tasse habe; daß für ihn noch etwas besonderes zurückgelegt wird, von dem die andern nichts erhalten haben. Er scheut sich vor keiner Arbeit im Hause, auch wenn sie noch so „unmännlich" ist, und stellt seine Person bescheiden in den Hintergrund. Kennt nur einen Ehrgeiz und nur einen Ruhm: mehr zu schaffen als alle andern; weniger zu bedürfen als alle andern; keine Rücksicht zu verlangen für sich und alle Rücksicht zu nehmen auf die andern. Denn er ist ja Mann! Mann, das ist für ihn: Zucht haben; Kraft haben; Verpflichtung haben. Und eine große Liebe haben. Eine Liebe, die sich verzehrt im Opfer für die Seinen.

Das ist der heilige Ritter- und Minnedienst des Mannes in der Ehe. Die ideale Vermählung von Blut und Geist, von Erde und Himmel; die Bändigung des Triebes durch den Charakter, die Vertreibung des Bauers durch den Edelmann.

Die Frau ist gesegnet, die diesen Mann lieben darf. Lieben? Das heißt doch nichts anderes als alle Kräfte einzusetzen, um der Größere, der Bessere, der Gebende und so der Begehrenswerte zu sein und es zu bleiben. Dadurch entsteht ein neuer Kampf zwischen Mann und Frau in der Ehe. Kampf, der keine Wunden schlägt und nicht bitter und verbissen macht; der nicht entzweit, sondern verbindet, so sehr verbindet, daß man selber nur noch der bessere Teil des andern sein möchte: alles das sein möchte — in sich selber zu verwirklichen und darzustellen trachtet — was dem andern noch nicht ganz gelungen ist.

Hier werden die letzten Höhen einer vollkommenen Ehe sichtbar, die zu ersteigen nur möglich sind, wenn einer tollkühnen Mut und männliche Kraft besitzt. Und das Merkwürdigste ist: sobald einer sie besitzt, läßt es dem andern keine Ruhe; er muß das auch haben, muß das auch können, muß auch hinauf — ganz bis oben.

## „SCHRECKEN DES GEWISSENS"

Als Don Carlos dem Jugendfreund die grauenhafte Verwirrung seiner Gefühle zur Mutter anvertraut hat, wirft der Marquis unerwartet die Frage dazwischen: „Und Ihr Vater, Prinz? . . ." Und sofort klirrt es — wie wenn ein Hammer Glas zerschlägt — aus der gequälten Brust des Jungen:

„Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht!
. . . . . .
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Missetäters-Bangigkeit ergreifen
Bei diesem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum ersten Mal
Der Fürchterliche, der, wie sie mir sagten,
Mein Vater war, vor Augen kam . . .
Nach diesem (Morgen)
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Bestrafung angekündigt ward."

Dichter übertreiben! Sie müssen übertreiben: weil sich in ihnen die kleinen und die großen Freuden und Konflikte des Menschen immer gleich ins Gewaltige, ins Schaurige und Tragische steigern. So wohl auch hier. Aber etwas von dieser Vater-Sohn-Tragödie spielt sich doch

auch oft im Leben der bürgerlichen Familie ab. Es braucht ja der Name „Vater" nicht gleich alle „Schrecken des Gewissens" aufzuwecken, aber es haftet ihm — im Bewußtsein des Kindes — doch fast in der Regel etwas von einem großen, drohenden Übel an. Das Zornwort der Mutter: „Ich werd' es dem Vater sagen!" ist immer wie drückende Schwüle vor einem heftigen Gewitter.

Manche Mütter haben die Unart: das tröstlich-umsorgende Wort „Vater" als täglichen SOS-Ruf gegen die Kinder auszustoßen, wenn sich das schwache Schifflein ihrer unzulänglichen Erziehungskunst wieder einmal hoffnungslos festgefahren hat. Es gibt freilich Situationen, in denen, neben der mütterlichen Strenge, auch noch die volle Autorität des Vaters eingesetzt werden muß, um kleine oder große Sünder zur Ordnung zurückzuführen. Dann darf sich der Mann dieser für ihn so unerfreulichen Aufgabe, dem Kind höchst unangenehm werden zu müssen, nicht entziehen. Darf nicht für sich Ruhe und Schonung — „nach all den Verdrießlichkeiten im Geschäft" verlangen und der Frau allein die Bürde der Erziehung aufpacken. Aber die Drohung mit dem Schreckensgericht des Vaters muß doch eine seltene Ausnahme sein. Und das Gericht selber noch seltener.

Sonst könnte aus dem Vater leicht der Scherge der Familie werden. Etwa so, daß der Ruf: „Der Vater kommt!" das Signal für die allgemeine Flucht aus allen Stuben wird; oder die bis dahin so muntere Kinderschar zum bangen Verstummen bringt. Dazu darf sich der Mann nicht degradieren lassen. Sich nicht selber degradieren. Es muß sein herzliches Bemühen und seine eigene Freude sein: Freude zu bringen. Freude für alle: für Mutter und Kind.

Der Mann erwartet meistens von der Frau, daß sie ihn bei der Heimkehr von der Arbeit möglichst schon auf der Treppe wie lachender Sonnenschein mit offenen Armen entgegenfliege und ihm mit einem frohen Kuß alle Sorgen und allen Ärger aus den Augen und aus dem Herzen küsse.

Das wird manchmal möglich sein. Und die aufmerksame Frau sollte die ersten drei kritischen Minuten nach der Heimkehr des Mannes klug zu meistern bemüht sein. Wenn sie kann. Denn in der Regel ist es so: daß eben zur selben Zeit wie der Mann auch die Frau

müde und abgekämpft ist von den Anstrengungen eines langen Morgens, der das Letzte an Energie und Nervenkraft aus ihr gepumpt hat.

Daran denkt der Mann so selten. Er steckt so voll inniger Teilnahme mit sich selber, ob der schweren Last, die er da heute wieder einmal für seine Familie hat schleppen müssen, daß er gar nicht auf den Gedanken kommt: es sei der Frau nicht besser, aber vielleicht noch schlimmer ergangen. Solcherlei Gedankenlosigkeit — und Gedankenlosigkeit gegenüber den Mühen und den Schmerzen der Frau überhaupt — ist eine trübe Quelle vieler Kümmernisse in der Ehe. Denken — an andere denken —: das ist der Anfang aller Gemeinschaft. Auch in der Ehe; auch in der Familie.

Alle großen und ernstlichen Sorgen und Lasten werden Mann und Frau in der Ehe zusammentragen. Aber die kleinen Nadelstiche, Bitternisse und Besorgnisse des Tages — sie sind jetzt da und morgen schon wieder über alle Berge — soll der Mann auf sich allein nehmen. Soll damit den Seinen, für die ja auch nicht nur immer „die Rosen blühen und die Nachtigall singt", das Leben leichter machen. Wozu ist er denn Mann? Mann sein heißt stark sein; stärker sein als alle andern.

Darum tut er gut daran, sich auf dem Heimweg — und anstatt in der Bahn die Zeitung zu lesen — innerlich von der Hitze der Arbeit und ihrer Bedrängung abzukühlen und freizumachen. Sie auf ihre wirkliche Bedeutung zurückzuführen. Erstaunlich: wie lächerlich und herzlich unbedeutend diese Dinge alle werden, wenn man ihnen einmal richtig ins Gesicht sieht. Im übrigen aber müssen sie ertragen werden; denn sie gehören auch zum Leben. Aber falsch und unmännlich ist es, den Zorn über sie an andern — an den Seinen — auszulassen. Das bringt dann jene überreizte, nervöse Stimmung ins Haus, vor der alle davonlaufen möchten; und die so sehr schwer wieder hinauszuwerfen ist. Wie blamabel für das Selbstgefühl des Mannes, wenn er sich sagen lassen muß: „Vorher war doch alles so friedlich und so fröhlich hier! Aber jetzt, seitdem du hereingekommen bist . . ."

Kein Zweifel: das will er selber nicht; und es ist für ihn noch viel unbehaglicher, weil er sich als die Ursache dieser allgemeinen Beklemmung erkannt und entlarvt sieht. Da nützt alles nichts: diese

bittere Pille muß geschluckt werden. Sie ist verdient und notwendig. Sie soll ihn nicht zu neuen Torheiten reizen, sondern zur Besinnung bringen.

Denn wo der Mann mit einem frohen Gruß und einem guten Wort ins Haus tritt: da wird es hell und warm, auch wenn es vorher trüb und kühl gewesen wäre. Da arbeitet die Frau noch einmal so gern; da fliegt ihr die Arbeit nur so aus der Hand. Und die Kinder sind alle so froh: der Vater kommt, der Vater kommt. Und dann wird erzählt und geschwärmt und gestöhnt und gelacht! Und alles freut sich seines Lebens. So mächtig ist der Mann, wenn er selbstlos und gütig ist.

Der Mann soll das Gewissen der Seinen sein. Soll ihnen helfen: das Gute zu wecken und zum Wachsen zu bringen und das Böse in der Seele zu zerstören. Dazu darf er aber nicht ihr „Schrekken" und ihre Qual sein, sondern sollte der weise, sich selbst verleugnende Führer und Freund sein, der allem alles sein möchte; und der für sich nichts oder nur das Schwerste und Härteste sucht.

# V. WEISHEIT IN DER KINDERSTUBE

„Es ist schwer, ein Kind zu erziehen. Wir, die in unserem späteren Leben so leicht die Einfachheit und Klarheit des rechten Weges, den Frieden mit uns selbst verlieren: wie sollen wir in der Seele des Kindes aufbauen, was in uns darniederliegt?"

(M. Herbert)

## GESEGNETE EHE

Ehe ohne Kind ist ein Unglück. Ist wie ein Himmel ohne Sterne; eine Perle ohne Glanz; und wie ein Acker ohne Frucht. Im Kind erfüllt sich die Liebesgemeinschaft von Mann und Weib zur Lebensgemeinschaft von Vater und Mutter.

Und so erhält die Ehe einen neuen, erhält ihren urtümlichen Sinn: Gesellin Gottes in der Werkstatt der Schöpfung. Damit weitet sich die Enge des ehelichen Raumes körperlich ins Kosmische und geistig ins Ewige. Und in den Bund zweier Menschen wird ein Drittes aufgenommen: die schöpferische Allmacht Gottes.

So ist aus der privaten und alltäglichen Angelegenheit von Stube und Kammer sakrales Land und heiliger Strom geworden. Die beiden haben ein neues Glied in die uralte Ahnenkette ihrer Geschlechter geschmiedet; und der Erbschatz von Generationen ist um Köstliches vermehrt worden.

Nun hat die Ehe ein ganz anderes Gesicht und ein ganz anderes Gewicht. Sie ist erst jetzt im besten Sinn Ehe geworden. Das kann für Vater und Mutter nicht ohne schwerwiegende Folgen bleiben. Das zeigt sich schon von der ersten Stunde an und wächst mit jedem neuen Tag.

Ein bisher ganz unbekanntes Frohsein ist über die Ehe gekommen. Ein holdes Glück, das sich nicht beschreiben läßt: das Glück des Mutterseins und des Vaterseins. Es ist das geheimnisvollste und tiefste Glück der Erde. Sein mystischer Zauber liegt in einem unsagbaren Gefühl des Beschenktwordenseins; seine Stärke liegt in der Loslösung des Menschen von der Ausschließlichkeit und der Wichtigkeit

des eigenen Ich und in der bewußten Hinwendung auf das andere, eben das Kind.

Nun werden aus kalten Egoisten besorgte, selbstlose, gütige, sich opfernde Väter und Mütter. Die Mutlosigkeit und die Angst, die das Kommen des kleinen Wesens noch unfroh umwölkt hatten, sind wie Spreu im Wind zerstoben. Und eine helle, warme Sonne strahlt durch das ganze Haus: ein Kind ist da; Glück und Segen sind da.

Ja, Segen! Es liegt ein Urwissen in dem Weisheitswort des Volkes vom Kindersegen. Es ist, als ob Gott mit jedem Menschen einen neuen Zeugen seiner Liebe auf die Erde senden wollte. Als ob mit jedem neuen Kindlein ein neues Licht im Dunkel des Lebens angezündet würde, das zuerst und vor allem die Familie und die Ehe erleuchten und wärmen soll.

Man kann es den Menschen ganz deutlich ansehen, ob ihre Ehe von Kindern gesegnet ist oder nicht. Man sieht es an ihren Gesichtern, an ihrer Haltung, an der Art, wie sie sprechen, wie sie sich bei Tisch benehmen, wie sie mit Kindern umgehen. Man spürt es auch, wenn sie über Gott und das Leben philosophieren und erst recht über die Ehe selber. Väter und Mütter haben fast immer etwas Umsichtig-Sorgendes an sich: vielleicht ist es der Blick für fremdes Wünschen und Wollen und die Bereitschaft, daran teilzunehmen, darauf einzugehen, darauf Rücksicht zu nehmen. Vielleicht ist es auch die durch freiwilliges Opferbringen erworbene Fähigkeit, sich selbst zu vergessen und an andere zu denken.

Das zeigt sich bei den einzelnen Menschen in den mannigfachsten Stufungen und Schattierungen. Aber etwas davon ist immer da. Man braucht nur einmal die Mutter vieler Kinder und den Familienvater neben der kinderlosen Frau und dem verheirateten „Junggesellen" zu sehen. Man braucht nur aus einem Haus ohne Kinder in eine Familie zu gehen. Äußerlich ist vielleicht hier nicht alles so gepflegt und so peinlich oder auch kleinlich geordnet wie dort. Es geht lauter und rauher zu. Man findet seltener Kanarienvögel und nie Schoßhündchen oder feinste Angorakatzen. Aber dafür wird hier lustig gesungen und gepfiffen; und zuweilen auch tüchtig gescholten und gestraft. Mitunter fliegt eine Türe krachend ins Schloß; und nicht selten

gibt es klirrende Scheiben. So wie halt das Leben, das natürliche, unverbogene, strömende Leben ist! Während dort drüben alles glatt und ruhig, gebohnert und tot ist.

Das Kind ist die Seele der Ehe. Was könnte es also Notwendigeres, Schöneres und Glücklicheres geben. Ehe ohne Kind ist keine Ehe. Ist — wenn gewollt — schlimmste Sünde gegen die Ehe. Sünde, die sich bitter rächt an Leib und Seele und erst recht an der Ehe selber. Die kinderlose Ehe steht ständig in Gefahr, zu zerbrechen, zerbrochen zu werden. Oder an ihrer eigenen Kraftlosigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unsittlichkeit und Langeweile langsam zu verdorren.

Ehe ohne Kind kann schwerste Prüfung Gottes sein. Man soll Ehrfurcht davor haben, wie vor jedem großen Leid. Und ein herzliches Erbarmen! Denn hier wird ein harter Kreuzweg gegangen.

Keiner hat das Recht, sich zum Richter über die Ehe des andern aufzuwerfen: zu sagen, ob hier Schuld oder Schicksal waltet. Weil keiner die geheimen Gedanken des andern und die verborgenen Gerichte Gottes kennt.

## „UNSER EINZIGES"

Es ist schwer zu sagen, was für eine Ehe schlimmer ist: kein Kind oder ein Kind. Für gewöhnlich ist es ganz recht und angenehm, wenn man ein Kind hat. Das gibt Ablenkung, Beschäftigung, Pflichten, die über manches hinweghelfen. Man kann sich an dem kleinen Wesen freuen, hat ein lebendiges Spielzeug, kann ihm schöne Kleider machen und kann es allgemein bewundern lassen. Und schließlich — wer weiß? — vielleicht wird einmal etwas ganz Besonderes, etwas Berühmtes aus ihm. Es ist jedenfalls sehr nett, ein Kind zu haben.

Und so „anschaffen" sich dann eitle, kleingeistige, egoistische Eheleute ein Kind. Vielleicht sogar — halb freiwillig und halb durch Zufall — noch ein zweites. Aber dann auch Schluß! „Man kann es sich wirklich nicht leisten bei den Zeiten." „Und dann die Beschwerden vorher und nachher; die Geburt selber ist auch kein Pappenstiel. Man wird auch nicht schöner und jünger davon; schon die Figur!

Und dann überhaupt . . ." Man hat jetzt, was man wollte; und das genügt.

Sie ist etwas Widriges und Abstoßendes, diese Einkinder-Ehe aus Laune und Bequemlichkeit. Schmarotzer . . . Sie suchen sich von allem nur das Angenehme und Leichte aus. Ein Kind ist keine sonderliche Last; man hat im Gegenteil sein Vergnügen daran; ist nicht mehr so allein, hat einen Erben und braucht doch auf nichts zu verzichten: auf keine Reise, keine Skipartie und keinen Ball; hat daheim seine Ruhe, kann sich schonen und pflegen; braucht nicht zu sparen und sich einzuschränken, denn für eins reicht es immer noch und reicht es gut. Und man ist sich seiner „Klugheit" auch durchaus bewußt, brüstet sich damit; und macht sich laut oder insgeheim über die andern lustig. Über die „Dummen" mit einem „ganzen Stall voll" . . .

Aber zuweilen verrechnen sie sich doch trotz aller „Klugheit": man hat es gehütet, das Juwel, wie seinen Augapfel; hat es vor jedem Lufthauch und vor jeder Berührung mit andern Kindern bewahrt; hat das Allerbeste und das Teuerste in es hineingestopft, hat es gehegt und gepflegt wie eine kostbare Zierpflanze; und dennoch oder grade deswegen: eines Tages war die tückische Krankheit da; entsetzlich, zwei Ärzte und eine Krankenschwester hatte man geholt, hatte alles aufgeboten, keine Mühen und Kosten gescheut. Alles vergebens! Es gibt kein trostloseres Weinen, als das Weinen am Grabe des einzigen Kindes. Von den Todesanzeigen gefallener Soldaten waren die immer am fassungslosesten und verzweifeltsten, die vom Verlust „des einzigen, über alles geliebten Sohnes" berichteten. Es ist den Eltern ergangen wie dem alten Wallenstein, als Max Piccolomini gefallen war: „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben!"

Aber dazu braucht es keinen Krieg. Es scheint fast so, als ob „einzige Kinder" physisch viel gefährdeter seien; als ob sie dem Unglück leichter in die Arme liefen, als andere Kinder. Wer kennt nicht eine solche Kindertragödie aus seiner eigenen Erfahrung?

Es gibt noch schmerzlichere Schicksalsschläge mit einzigen Kindern als den Tod: der mißratene Sohn, die mißratene Tochter. Alle Stufen und alle Arten der Bosheit und der Schlechtigkeit sind da vertreten; sind nicht einmal selten und durchaus keine Ausnahme!

Trotz der „sorgfältigsten" Erziehung. Oder auch gerade wieder deswegen. Weil eine so verstandene „sorgfältige" Erziehung in der Regel die allerverkehrteste Erziehung ist.

Die Angst um das einzige Kind beginnt schon bei seiner Geburt. Und die Freude an ihm ist eine „zitternde Freude". Immer steht da wie ein schwarzes Verhängnis die bange Sorge, es „könnte ihm etwas passieren". Darum packt man es in Wolle, Samt und Seide; hält jeden Windzug von ihm ab; läßt es nicht mit andern Kindern spielen, weil „es sich etwas holen" könnte; bei jedem kleinsten Anlaß wird Temperatur gemessen und der Arzt gerufen; das Kind selbst wird immerzu ermahnt: sich nicht zu erhitzen, sich nicht zu verkühlen, nicht zu schnell zu gehen, tief zu atmen, die Gummischuhe nicht zu vergessen und sich die Hände zu waschen.

Man stopft in es hinein, was nur hineingeht; aber die Mutter findet: es sähe bleich aus, sei so schmächtig. Also essen, essen, essen! Und was es alles essen soll! Natürlich nur, was ihm schmeckt. Etwas anderes käme auch gar nicht in Frage, weil es sich einfach weigern würde, es zu essen oder zu trinken. Und dennoch — trotzdem es nur Leckerbissen gibt — eines Tages reagiert das Kind auf all die Unsinnigkeiten und Weichlichkeiten seiner Eltern und seiner Erziehung mit einem regelrechten Kau- und Eßstreik. Jetzt fängt das Elend erst recht an. Es vergeht keine Mahlzeit ohne Aufregungen und dramatische Szenen. Schließlich macht der Vater die Mutter für das Versagen des Kindes — und zwar in dessen Beisein — verantwortlich. Die Mutter reagiert mit entsprechenden Vorwürfen gegen den Vater. Heftige Auftritte, die ihren Grund in der beiderseitigen Angst um das Kind haben.

Diese Angst schleicht wie ein frostiges Gespenst durch das Haus, lastet auf allen Gemütern und läßt nur selten einmal eine frohheitere Stimmung aufkommen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Eltern ihres einzigen Kindes kaum einmal so recht von Herzen froh werden. Schwierigkeiten in der Erziehung, die in der kinderreichen Familie — wörtlich genommen — „spielend" gelöst werden, spitzen sich hier ständig zu „großen Affären" zu. Die Krisenstimmung ist fast ein Dauerzustand, und eine allgemeine „Nervosität" bedroht den Familienfrieden.

Wenn es richtig ist, daß Kinder die Eltern zugleich binden und trennen können, so scheint das einzige Kind nicht selten das tragische Geschick zu haben: zwischen Mutter und Vater, zwischen Mann und Frau zu stehen; und so die Ehe ungewollt auf's schwerste zu belasten.

In einer solchen Umgebung, die immerfort mit Gewittern geladen ist oder ständig von Reiz- und Angstzuständen in Aufregung gehalten wird, kann die zarte Pflanze Kind nur kümmerlich gedeihen. Es ist ganz natürlich, daß sich die innere Freudlosigkeit und nervöse Gereiztheit der Eltern auf sein empfängliches Gemüt von selber übertragen und es so systematisch zu einem Hypochonder machen. Einen Menschen aus ihm machen, der schon jetzt nicht mit sich selber fertig wird, der es später erst recht nicht wird. Und der so die richtigen Voraussetzungen mit ins Leben nimmt, um am Leben zu scheitern. Es wird gerade d a s oft von Eltern selbst vereitelt, was sie mit allen Fasern ihres Herzens wünschen: das G l ü c k ihres einzigen Kindes.

Es ist, als ob sich die Natur an einer solchen Ehe und an einem solchen Kind grausam rächen wollte für die Vergewaltigung, die ihr jahrelang in kühlster Berechnung angetan worden ist. Eine Rache, die kein Erbarmen und kein Vergessen kennt.

## TRAURIGES LOS

Das einzige Kind ist für die Ehe immerwährende Gefahr, und es wird sich selber nur zu leicht zum Unglück. Es scheint fast unmöglich zu sein, ein solches Kind richtig zu erziehen. Auch dort, wo es nicht an Wissen und an Einsicht fehlt, gelingt das nur in seltensten Ausnahmen: weil das Gefühl — das irregeleitete, falsch temperierte Gefühl — den Willen blendet und die Energie lähmt oder verbiegt.

Das Kind aber erkennt schon bald mit sicherem Instinkt die innere Verfassung seiner Eltern und nützt sie — mit der Gewandtheit eines Diplomaten vom Fach — für seine Zwecke aus. So hat es z. B. bald heraus: daß man die Eltern ganz beherrschen kann, wenn man es versteht, sie in — Besorgnis zu versetzen. Diese Beobachtung wird von ihm weidlich ausgeschlachtet.

Schon in der Wiege hat es gemerkt, daß sein Schreien die elektrische Klingel ist, die die Mutter unfehlbar schon in wenigen Augenblicken heranrasen läßt. Also schreit es! Schreit mit Ausdauer und ohne jeden andern Grund, als eben die Mutter an sein Bett zu kommandieren. Und da die Mutter nur für diesen einen Liebling zu sorgen hat, pariert sie auf dieses Kommando wie der Rekrut in der Front. Das Kind aber übt sich schon jetzt für seinen späteren Beruf als — Haustyrann.

Nach der Schrei-Periode kommt eine andere Zeit: es werden Schmerzen und Beschwerden mit der erfahrenen Routine eines alten Schauspielers gemimt. Sie treten prompt und regelmäßig immer ein, wenn die Eltern ausgehen wollen oder durch Besuch und Arbeit von der üblichen Beschäftigung mit ihrem Liebling abgehalten sind.

In einem späteren Alter setzt die quälende und lähmende Langeweile ein. Langeweile kennt nur das „einzige" Kind. Unter Geschwistern gibt es so etwas gar nicht. Im Spiel mit andern werden tausend Künste, Geschäfte und Ablenkungen erfunden; das ist alles so schwierig und so wichtig, daß die Zeit dafür nie ausreichen will. Wie sollte man da Langeweile haben! Das Kind ohne Gesellschaft aber spannt die Mutter immerzu mit der gräßlichen Frage auf die Folter: „Was soll ich jetzt tun?" Und da auch die erfindungsreichste Mutter hier bald versagen muß, wird das Kind — ohne seine Schuld — zu einem rechten Quälgeist.

Schließlich fängt es an, sich mit sich allein zu beschäftigen: spinnt sich in Träume und Phantasien ein; baut sich eine eigene Welt auf, die in schreiendem Widerspruch zur Wirklichkeit steht; wird so zu einem Träumer und Eigenbrötler, der sich — schon jetzt — nur schwer mit der Welt und ihren harten Tatsachen abzufinden vermag.

Da sich alles nur um seine werteste Persönlichkeit dreht — um seine Wünsche, Befehle, seine Neigungen und sein Befinden — sieht es sich selbstverständlich für den Mittelpunkt des Hauses an. Es erwartet, daß seine Anordnungen ohne weiteres respektiert und seine Bedürfnisse vor allen anderen befriedigt werden; erwartet, daß sich alle unter seinen Launen, Stimmungen und Unbeherrschtheiten beugen. Wird so immer ungeübter, immer unfähiger: sich zu beherrschen und

Rücksicht zu nehmen. Es ist kein Zufall, daß einzige Kinder oft asoziale und egoistische Menschen werden.

Durch den ausschließlichen Umgang mit Erwachsenen wird das Kindhafte, das Natürliche und Ursprüngliche in ihm ins Frühreife verbogen. Seine Sprechweise ist unkindliche Nachahmung der Großen; seine Spiele haben leicht einen Stich ins Überkluge oder Protzerische. Diese frühreife Art, die es in der Jugend älter erscheinen läßt, bleibt oft das ganze Leben haften; es sind das jene Erwachsenen, die in ihrem Benehmen manchmal wie Kinder sind, kindisch sind. Nicht selten wird das einzige Kind schon frühzeitig — das ergibt sich auch aus dem ständigen Verkehr mit den Großen — in allerlei Konflikte eingeweiht, die es nicht verarbeiten kann. Dadurch wird es altklug und naseweis, wird vorlaut oder blasiert, wo andere Kinder naiv und harmlos sind. Und so hat es in Wahrheit gar keine Kindheit und keine Jugend. Ist immer auf der Suche danach — ein ganzes Leben lang — und findet sie nicht. „Nach seinem Lenze sucht das Herz in einemfort, in einemfort!" (K. F. Meyer.)

Dieses Suchen wird auch nicht befriedigt durch die törichte Art mancher Mütter, die aus ihrem „Einzigen" natürlich ein „Wunderkind" machen möchten. Auch das fängt schon oft in frühester Jugend an: das ausgezeichnete Gedächtnis, das bekanntlich jedes Kleinkind hat, wird dazu mißbraucht, ihm die unkindlichsten Dinge einzutrichtern, mit denen es sich dann zum Stolz der eitlen Eltern selbstgefällig produzieren kann. Es wird von einem zweijährigen Buben erzählt, daß er Schillers „Kampf mit dem Drachen" auswendig plappern konnte. Und daß er dieses Kunststück auf Wunsch der entzückten Eltern bei festlichen Gelegenheiten zum Besten geben mußte. Vielleicht war dieses arme Kind mit fünf Jahren schon so „klug", daß es den Faustmonolog hersagen und daß es mit zwölf Jahren Kant und Nietzsche lesen konnte! So klug, daß es bald danach reif wurde für den Psychiater, wo ja viele „Wunderkinder" und einzige Kinder landen, um ihre falsche Erziehung noch nachträglich korrigieren zu lassen.

Es ist gar nicht schwer, den Menschen anzusehen, ob sie eine einsame Kindheit und eine verwöhnte und verzärtelte Jugend gehabt haben; ob sie im Mittelpunkt aller elterlichen Sorge, Dienstbeflissen-

heit und Torheit gestanden sind; oder ob sie fröhlich aufgewachsen sind im Kreis der Geschwister, die die natürlichsten und besten Spielkameraden und Erzieher sind.

Eltern können ihrem Liebling gar nichts Besseres antun, als ihm in einem nicht zu großen Abstand einen Spiel- und Lebensgefährten in der Gestalt eines Geschwisterleins zu schenken. Kinder brauchen Kinder! Wenn aber Gott einer Ehe nicht mehr als ein Kind schenkt, muß man es so bald wie möglich unter fremde Altersgenossen bringen. Und sich nicht fürchten vor „Ansteckungen" oder schlechten Gewohnheiten. Am besten ist dann immer der Kindergarten, wo unter geschulter Aufsicht die körperlichen und geistigen Kräfte der Kleinen zu organischem Wachsen gebracht werden.

## FAMILIE

Ehe wird erst zur Familie, wenn Geschwister da sind. Erst jetzt wird aus der steifen Langeweile und der starren Einförmigkeit eines kinderlosen oder eines kinderarmen Hauses jenes fröhlich-quirlende, jauchzende, weinende, süße und bittere, sorgende, spielende, arbeitende Getriebe — bald laut und bald still, feierlich und übermütig — wie es um und in einer vollen Kinderstube ist; wie es nur in der Familie ist.

So ein Familientag ist prall bis an den Rand gefüllt mit tausend kleinen und großen, wichtigen und unnützen Dingen. Schon am frühen Morgen: wenn da eines nach dem andern aufwacht und wie ein flügger Vogel aus dem Nest schlüpft; noch kaum auf den Beinen, und es geht schon los: das Singen und Weinen, das Fragen und Bitten, das Suchen und Finden. Ein fröhlicher Kampf um die ersten Geschenke des neuen Tages. Bis dann die Mutter erscheint oder ein Kommando des Vaters die Wogen glättet, auf eine Weile. Sie schwellen wieder an und verebben wieder, wenn alles sehr beschäftigt um den Frühstückstisch sitzt. Nachher wird es ruhiger im Haus. Der Vater ist mit den Größeren fortgegangen. Die Kleinen sind bei der Mutter geblieben. Das Leben hat sie in seine Werkstatt genommen.

Werkstatt, wo gespielt und gearbeitet wird, wo man sich freut und wo man gequält wird, wo man Erfolge, Not, Beglückungen, Überraschungen findet: alles grad so, wie es trifft; grad so, wie es sein muß.

Bis sie dann alle wieder daheim sind: müd und hungrig vom Spielen und Schaffen, von den Sorgen und den Freuden; Erfahrungen werden ausgetauscht, man bedauert und belacht sich und läßt sich von der Hand der Eltern willig oder unbewußt weiterführen über die kleinen Ziele des Tages in die großen Aufgaben des Lebens hinein.

Da ist kein Tag wie der andere. Immer etwas Neues; immer etwas anderes, worüber man sich freuen oder betrüben kann. Am schönsten aber, wenn dann abends alles ruhig — und wie ein stiller See nach wildem Sturm — zufrieden in den Kissen liegt:

„Nun schlafen sie, haben die blonden Zöpfe
Leicht auf die lieben kleinen Hände gelehnt.
Leise leg ich ihnen die Decken zurecht
Und streiche langsam über die reinen Stirnen,
Hinter denen sich Wunder verbergen, die mich vergessen haben."

(Richard v. Schaukal)

Das alles — dieses jubelnde, singende, feierliche und mühselige Leben — ist in einem Haus ohne Kinder oder nur mit einem verwöhnten Muttersöhnchen unbekannt. Arme Ehe! Auch wenn sie äußerlich mit Samt und Seide und Bergen von „selbstgestickten" Sofakissen pomphaft drapiert ist. Es fehlt ihr doch — selbst bei allem äußeren Glanz und Behagen — jenes innere Glücklichsein, das eine liebe Kinderschar mit sich bringt. Merkwürdiges Geheimnis: man wird reicher und gesegneter mit jedem neuen Kind, wenn auch die äußere Bedrängnis dadurch größer werden sollte. Und wie die Ehe, so wird auch das ganze Volk, eine ganze Zeit und Kultur in jedem neuen Kindlein neu bereichert und gesegnet. Es sollte einmal — weithin sichtbar — dargestellt werden, welche Riesen und Heroen des Geistes nicht geboren worden wären beim Ein- und Zweikindersystem: Jedenfalls hätte die Menschheit dann keinen Albrecht Dürer, keinen Händel, Sebastian Bach, Kant, Lessing, Haydn, Mozart, Frhr. vom

Stein, keinen Franz Schubert, Robert Schumann, Richard Wagner, Bismarck oder Robert Koch erhalten; um nur ein paar bekannte deutsche Namen aus der glanzvollen Galerie großer Männer zu nennen. Die meisten stammen aus einer sehr kinderreichen Ehe. So hatte Dürer noch sechzehn Geschwister, Schubert dreizehn, Wagner war das jüngste unter neun Kindern.

Also könnte die Kinderzahl nicht groß genug sein? Es gibt naive Eheleute, die so denken. Oder besser: die gar nicht denken. Die auch in dieser Beziehung einfach in den Tag hineinleben, die Kinder in die Welt setzen, ohne sich der Verpflichtung bewußt zu sein, die sie damit übernehmen. So verwerflich und unsittlich die gewollte Zwergehe ist, auch die unnatürliche Großfamilie stellt kein Ehe-Ideal dar. Vor allem darum nicht, weil in diesen Familien eine geordnete Erziehung in der Regel nicht möglich ist, sei es aus Mangel an Zeit und innerer Ruhe, oder auch aus wirtschaftlichen Gründen. Nicht selten sind auch diese unnatürlichen Großfamilien — wie die Erfahrung beweist — die gewissenlosen Produkte alkoholischer Exzesse oder geistiger Minderwertigkeit. Fast immer aber sind sie im Gegensatz zu gottgewollter Naturtreue geworden. Sei es, daß der Mann keine Schonung kennt, auch nicht in einer Zeit, wo die Frau dieser Schonung dringend bedarf; oder daß die Frau in einer wichtigen Naturfunktion — vielleicht ganz ohne ihre Schuld — versagt: in der natürlichen Ernährung ihres Kindes.

Man soll die Kinderzahl nicht nach mathematischen Formeln oder kaufmännischen Berechnungen bestimmen wollen. Die Ehe ist kein geschäftliches Kalkulationsbüro. Ebenso wenig wie das Leben selber, das sich ja auch nicht in Formeln und Retorten einengen läßt, sondern sich nach den ewigen Gesetzen göttlicher Führung richtet, die außerhalb unseres Ermessens und außerhalb aller klugen Überlegungen liegen.

Aber wie im Leben nicht Willkür herrscht, sondern Ordnung, Maß und Ziel, so soll es auch in der Ehe sein. Sie soll sich im Gehorsam gegen die Gesetze der Natur vollziehen. Diese Gesetze aber verlangen nicht, daß jedes Jahr ein Kind zur Welt kommt, sondern daß „der

Kreislauf der Stoffe und der Kreislauf der Liebe" (Muckermann) so in wechselseitige Abhängigkeit gebracht werden, wie sie für Mutter und Kind am besten ist. Und wenn man eine Zahl als Richtschnur nennen soll: der Kreislauf der Stoffe, der von dem großen Wunderwerk der inneren Sekretion in Gang gesetzt wird, ergibt einen Geburtenzwischenraum von etwa zwei Jahren.

Hier werden hohe und manchmal höchste Anforderungen an das Gewissen und die gegenseitige Liebe der Eheleute gestellt. Aber was wäre denn auch die Ehe ohne Gewissen und ohne Liebe! Und was wären Gewissen und Liebe ohne Leiden!

## GRUNDLAGEN DER ERZIEHUNG

Erziehung ist eine hohe Kunst. Wir Menschen haben auch hier den natürlichen Instinkt, das Gefühl für das Richtige und Notwendige verloren; wir können kaum noch unterscheiden zwischen dem, was sein muß, und dem, was sein kann und noch sein darf. Uns fehlt das Fingerspitzengefühl für seelische Unabwägbarkeiten, weil wir so grob oder so verbogen sind. Es klingen keine Sphären mehr in uns, und die „Stimmen von oben" werden durch grelle Nebengeräusche gestört. So sehr haben wir uns verfangen in das Gestrüpp des Rein-Irdischen, des Materiellen, des Ungeistigen und Ungöttlichen.

Man kann nicht erziehen — Leib und Geist und Seele einheitlich auf ihre letzte und höchste Bestimmung hin zu bilden suchen — ohne den Glauben an Gott, ohne den Glauben an den Heiligen Geist, der immerfort das Angesicht der Erde erneuert, und in dessen Gnadenkraft allein auch der Mensch über den bloßen Naturzustand hinauswächst und in das neue vollkommene Leben der Kindschaft Gottes hineinwächst.

Wo ohne Gott und jenseits von Gott „erzogen" wird, da wächst ein Geschlecht heran, das auf die Dauer auch unfähig ist, die irdischen Aufgaben des Lebens zu lösen: weil es ihren Sinn und ihren Zweck nicht zu begreifen vermag. Wächst ein Geschlecht von innerlich

Haltlosen und von Rebellen heran, das sich — unfehlbar sicher — eines Tages in verzweifeltem Aufruhr gegen seine eigenen Erzieher erheben wird:

„Väter, o wie habt ihr uns belogen!
Kampf und Leid und Krieg war euer Erbe,
Nehmt es wieder, daß es endlich sterbe . . ."

Hermann Hesse

Oder aber es leuchtet in dieser Erziehung ohne Gott noch unbewußt das Abendglühen eines Glaubens, dessen Sonne selber schon längst untergegangen ist, deren letzte Strahlen aber noch nicht ganz abgeblendet werden konnten. Die Welt würde erstarren vor Schrecken, wenn in ihr nicht mehr — und sei es auch nur noch anonym — die weisenden, erziehenden, verbessernden, versöhnenden Kräfte christlicher Glaubenshaltung und religiöser Lebensgestaltung wirksam wären. Und die menschliche Gesellschaft würde verwahrlosen, würde sich im zerfließenden Wellenspiel von Meinungen, Auffassungen, Ansichten, von Richtungen, Schulen und Systemen völlig auflösen — ohne die verbindende, zusammenfassende und zusammenhaltende Erziehungsweisheit der Kirche, die wie ein granitener Fels im Gewoge der Zeiten steht; die älter ist als alle nur menschlichen erzieherischen Erfahrungen, weil sie aus dem ewigen, zeitlosen Wissensschatz göttlicher Führung stammt.

Nicht, als ob hier die Kirche — wenn es um einzelnes geht — nicht auch fehlen und irren könnte; als ob jedes Tempo immer das geeignetste und jede Methode immer die beste gewesen wäre! Aber ihre Grundhaltung hat stets gestimmt, und die allgemeine Richtung ist immer die richtige gewesen. Auch wenn das am Anfang von den andern nicht erkannt und darum nicht selten verlästert und verlacht worden ist. Die weltliche Erziehungswissenschaft und -praxis hätte sich manchen Umweg und Irrweg ersparen können; und die Menschheit hätte manchen Leidensweg nicht zu gehen brauchen, wenn die pädagogischen Weisungen und Forderungen des Christentums mehr

beachtet und besser befolgt worden wären. Eine Wahrheit, die auch für die Gegenwart und für die Zukunft gilt.

Goethe hat einmal das merkwürdige Wort gesagt: „Um andere richtig zu leiten, muß man fähig sein, viel zu entbehren." Das heißt nichts anderes, als daß auch in der Erziehung das Geheimnis aller Erfolge das Opfer sei. Wer bis an den Rand seiner Seele voll ist von sich selbst, hat darin keinen Raum mehr für den andern: es fehlt ihm die Einsicht in den andern. Wo die Einsicht fehlt, da fehlen die richtigen Gedanken. Ohne richtige Gedanken aber kann man nicht richtig handeln. Gedankenlosigkeit ist — nach der Lebensweisheit der Alten — der Grund zu vielen Übeln. Sie ist auch eine wesentliche Ursache für eine versagende und irrende Erziehung.

Wer erziehen will, der muß sich selber aufgeben; darf nichts mehr für sich wollen und erwarten. Dann wird die Seele weit; das verschüttete Urwissen der Menschheit wacht wieder auf, und es werden geistige Kräfte frei für die gestaltende Arbeit einer richtigen Erziehung. Das wird in vielen Ehen zu wenig beachtet. Man sucht dort noch allzusehr sich selbst. Die Kinder sollen jene Blumenkränze von erfüllten Wünschen und gestillten Sehnsüchten ins eheliche Leben flechten, die man selber nicht hat flechten können; sie sollen jene vollen Erntewagen an Glück, Ruhm, Ansehen und Ehren in die Scheunen des elterlichen Hauses fahren, die man selber vergeblich zu laden sich bemüht hat.

Unglückliche Ehen brauchen ein Kind. Unglückliche Frauen brauchen ein Kind. Ein Kind zum Lieben, zum Bemuttern, zum Spielen. Nicht selten auch als Bundesgenossen. Natürlich wird dieses Kind ungewöhnlich klug und bedeutend sein; wird etwas Ungewöhnliches werden. Wird einmal der Stolz, der Trost und die Freude der Mutter und des Vaters sein. Von diesen geheimen Wünschen ist die Erziehung viel mehr beeinflußt, als man selber weiß und sich eingestehen möchte. Und das nicht erst bei der Berufswahl und bei der Heiratsberatung, sondern schon in den allerersten Zeiten der Kindheit. Und manche ganz unglaublichen Ratschläge und Wegweisungen der Eltern an die Kinder stammen aus dieser Dunkelkammer eigensüchtiger Wünsche und Absichten.

Wer erziehen will, erziehen darf, muß immer wieder mit sich selber zu Rate gehen: ob er weise sei, weise geworden am Glauben an Gott und an ewigen Wahrheiten; ob er stark sei zu jener gänzlichen Hingabe seiner Person an die hohe Kunst der Bildung eines Kindes: ein Kind bilden, heißt es hinführen an die zeitlichen und ewigen Aufgaben des Lebens und ihm helfen, sie recht und möglichst vollkommen zu lösen. Weise sein und selbstlos sein: das sind die Grundlagen der Erziehung.

## ERSTE EINDRÜCKE

„Die Kindheit bedingt den Menschen. Viel Liebes, Trauriges, Alltägliches drückt da seinen Stempel auf ein junges Herz. Es ist mit den Menschen, wie mit einem weißen Tuch: die erste Farbe, die es berührt, bleibt seine Grundfarbe." (M. Herbert.)

Wie der Baum von seiner Wurzel her bestimmt wird, so der Mensch von seiner Kindheit. Die ersten Eindrücke, Erlebnisse, Erfahrungen der Kindheit, die allgemeine Atmosphäre der ersten Jugend sind wie Sonne, Frost und Regen für die junge Menschensaat: sind mit entscheidend für das spätere Wachsen und Reifen, den Grad an Süße und Herbheit der kommenden Frucht. Unsere übliche „Schulweisheit", die gewöhnt ist, nur die Oberfläche zu sehen, die keinen Blick hat für das innere Werden seelisch-geistiger Situationen und Begebnisse, sie hat keine Vorstellung davon: wie weitgehend das Lebensschicksal des Menschen bereits während der ersten Jahre in seinen Grundlinien umrissen wird. Wie alles, was er später lernt und erfährt, nur „ein Überbau ist über die ersten Eindrücke und Erfahrungen".

Gewiß sind Vererbung und Anlage schicksalhafte und oft tragische Kräfte in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Und keiner kann sagen, wie weit ihre unübersichtlichen, geheimnisvollen Kraftfelder reichen: düstere oder helle Eumeniden — Göttinnen der Rache oder des Segens — die nicht unter dem Kommando des Menschen stehen; die sich an seine Ferse heften und nicht ohne weiteres von ihm

abgeschüttelt werden können. Es gibt aber auch noch andere Dinge, die seinen Charakter und den äußeren Ablauf seines Daseins wesentlich mitbestimmen: die Summe jener Begebnisse, Lagen und Tatsachen, die seine Umwelt — das Milieu — ausmachen. Sie aber sind größtenteils in die Hand des Menschen gegeben.

Die Ehe — die Gesamtatmosphäre von Ehe und Familie — ist die Umwelt, aus der das junge Menschenkind wie das Bäumlein aus dem Boden wächst, innerlich gebildet und äußerlich geformt wird. Die „Grundfarbe" des elterlichen Hauses wird das Lebenskolorit des Kindes, das vielleicht später an manchen Stellen übertüncht und überstrichen werden kann; aber der Grundton dringt immer wieder durch und gibt dem ganzen Leben die bestimmte Färbung.

Darum ist es ungeheuer wichtig, wie die Grundfarbe der Ehe und Familie ist: ob die Ehe harmonisch und sonnig ist; ob Mann und Frau in Treue und Liebe gemeinsam das Schöne und Schwere und Alltägliche des Daseins tragen; ob der Gehorsam gegen die Befehle Gottes und die Gesetze der Natur die maßgebende Richtung des Lebens ist; ob ein wirkliches Frommsein wie köstlicher Weihrauch durch alle Stuben und Kammern der Familie duftet, oder ob das Gegenteil davon die Ehe zu einem wilden Tummelplatz ungebändigter Leidenschaften, Lüste und Leiden macht.

Die zuchtvolle Ehe mit ihrer sonnig-warmen Atmosphäre des Friedens, der Liebe, dem Bewußtsein gegenseitiger Verantwortung, wo einer des andern Lasten trägt, und wo Gott der Dritte im Bunde ist: wird diese Grundfarbe auch an die Kinder als glückliches Vermächtnis weitergeben; kostbarer Schatz, der wertvoller ist als das reichste materielle Erbe!

Eine Ehe aber, die fortwährender Schiffbruch ist; wo der eine des andern Teufel ist; wo jedes gewissen- und verantwortungslos nur seinen Süchten frönt; eine Ehe, über der die frostigen Nebel eines ständigen Unfriedens und die trüben Wolken einer gottfernen Weltlichkeit lasten: sie ist der Fluch der Kinder. Dichtung und Leben legen davon, in milder Melancholie oder in erschütternden Tragödien, tausendfältiges Zeugnis ab. Namen wie: Dostojewskij, Lenau, Kleist, Strindberg, Brentano, Hebbel, Beethoven verhüllen — jeder für

sich — dunkle Abgründe einer unglücklichen Jugend oder einer grundfalschen Erziehung als Folge einer mißratenen Ehe.

Aus dem mütterlichen Boden einer guten harmonischen Ehe wachsen dem Kind so starke natürliche und sittliche Kräfte zu, daß es davon ein ganzes Leben lang schöpfen und zehren kann. Die böse Ehe aber ist dürres oder vergiftetes Erdreich, aus der nur allzu leicht eine Nachkommenschaft von körperlicher und geistiger Minderwertigkeit werden kann. Denn die ersten Eindrücke der frühesten Jugend prägen dem ganzen Wesen des Menschen einen Stempel auf, der nie mehr ausgelöscht werden kann; der seine gesamte Entwicklung zum Guten oder zum Üblen wesentlich beeinflußt.

Jean Paul bemerkt einmal: „Alles Erste bleibt ewig im Kind; die erste Farbe, die erste Blume, die erste Musik malen den Vordergrund seines Lebens aus; noch aber kennen wir dabei kein anderes Gesetz als dieses: beschirme das Kind vor allem Heftigen und Starken, sogar süßen Empfindungen." Und ein anderes Mal weist er mit Nachdruck darauf hin, daß die Kinder streng und unerbittlich über die Fehler ihrer Eltern zu Gericht sitzen.

Man kann seinen Kindern keine bessere Mitgift mit ins Leben geben als das unverwischbare Erlebnis einer naturgetreuen, gottnahen Ehe und einer Familie, die deren klares Spiegelbild ist. Hier werden den jungen Seelen jene reinen Töne harmonischer Lebensauffassung und Lebensgestaltung eingesungen, die weiterklingen werden, solange die Seele nur klingen kann, die den glückhaften Grundakkord ihres ganzen Daseins bilden.

## FRÜH BEGINNEN

Die Erziehung des Kindes muß mit dem Tag der Geburt beginnen. Das ist wörtlich zu nehmen. Es gibt törichte Eltern, die meinen: „Laß nur, es versteht es ja noch nicht. Wenn es erst „vernünftig" geworden ist, wird es ihm schon beigebracht. Wird es ihm schon abgewöhnt werden!" Was dem Menschen nicht in der ersten Zeit seiner Kindheit in den Grundzügen „beigebracht" und „abgewöhnt" worden

ist, das bringt ihm so leicht keine Erziehung und kein Zwang im späteren Leben bei.

Die Folgen von Verzärtelung und von Verwöhnung in den ersten Lebenswochen sind oft nie mehr ganz auszurotten. Das Kind entdeckt schon bald, daß sein Schreien die Alarmglocke ist, mit der es zu jeder Tages- und Nachtzeit die Großen heranbefehlen kann; entdeckt, daß es schreiend alles erreicht, wenn es nur genügend lange Ausdauer hat. Also schreit es. Und schreit mit Ausdauer und Heftigkeit. Sogleich stürzt die alarmierte Mutter herbei; gibt ihm zu trinken, ohne daß es Zeit dazu ist; drückt ihm den Schnuller in den Mund; nimmt es auf den Arm, wiegt und schaukelt es oder fährt es singend hin und her. Und sie hört nicht eher damit auf, bis der kleine Schreihals geruht, still zu sein. Anstatt — wenn er trocken und satt ist — ihn schreien zu lassen.

Schon bald nach der Geburt entwickeln sich die oft so lustigen und oft so ärgerlichen Gefechte zwischen Mutter und Kind: wer der Stärkere sei, wessen Wille sich durchzusetzen habe, auf wen es denn eigentlich ankomme. Und es ist erstaunlich festzustellen: daß die Mutter meistens die Unterliegende ist. Niederlagen, die später durch Schelten und Schläge wieder ausgewetzt werden sollen. Wobei der Erfolg auch hier gar nicht zweifelhaft ist. Denn jetzt wird mit Trotz, mit Hinterlist oder Lüge reagiert. Das Kind begreift einfach nicht — wenn es „vernünftig" geworden ist — nicht: warum sein Wille jetzt weniger gelten soll als früher. Und es wehrt sich gegen die „Vergewaltigung"; was dann wieder mit neuen Strafen beantwortet wird.

Besonders unangenehm wird von den Eltern die Störung ihrer Nachtruhe empfunden. Das Kind soll genau so wie der Erwachsene des Nachts schlafen. Das ist in den ersten Nächten etwas schwierig, weil ihm die Unterscheidung von Tag und Nacht noch nicht geläufig ist. Wenn die Zeit des Stillens da ist, wird geschrien, ganz gleich, ob es Tag ist oder Nacht. Aber wenn es nachts nichts bekommt, wird es bald das Schreien aufgeben und schlafen. Die letzte Mahlzeit soll am Abend gegen 10 Uhr sein; und die erste am Morgen zwischen 6 und 7 Uhr. Die andere Zeit muß geschlafen werden. Und die Mutter soll sich weder durch ihre eigene Unvernunft, noch durch die

Nervosität des Vaters, der „das Schreien nicht hören kann", von dieser Ordnung abbringen lassen. Die Erfahrung zeigt, daß der kleine Schreier schon bald ruhig wird, wenn er ein paar Nächte vergebens Alarm geschlagen hat. Im andern Falle aber gibt es — manchmal Jahre lang — für die Eltern und für das Kind keine rechte, ungestörte Nachtruhe.

Das ruhige Schlafen wird für das Kind leichter, wenn es nicht im Schlafzimmer der Eltern liegt. Wo es nicht aus Mangel an Raum unmöglich ist, sollte das gesunde Kind unter keinen Umständen das Schlafzimmer der Eltern teilen. Sie stören sich nur gegenseitig. Und dann scheint das kindliche Hirn die Fähigkeit zu besitzen: gewisse akustische Eindrücke wie eine Wachsplatte aufzunehmen und sie später — wenn es den Sinn ahnen oder verstehen kann — wieder abrollen zu lassen. Auf solche Weise behält das Kind gewisse Vorgänge im elterlichen Schlafzimmer, aus denen sexuell-neurotische Störungen entstehen können, die sich im späteren Leben nicht selten verhängnisvoll auswirken.

Überaus schädlich ist dem Kind auch jede übertriebene, weichliche Zärtlichkeit. Es hat ein natürliches Bedürfnis nach Zärtlichkeit; sie ist die erste warme Sonne seines Lebens, ohne die es nicht gedeihen kann. Und es merkt schon ganz früh am Ton der Stimme, ob man es loben, tadeln oder bestrafen will. Aber eine Sonne, die zu grell oder allzulange scheint, ist eine Gefahr und ist ein Übel. So kann auch eine junge Menschenblüte durch eine zu große, durch eine maßlose Zärtlichkeit verweichlicht und wehleidig und in ihrer natürlichen geistigen und körperlichen Entwicklung gehemmt oder verbogen werden. Aus dem verzärtelten Kind wird oft ein weichlich-weibischer Mensch, der dem brutalen Kampf des Lebens nicht gewachsen ist; der vor allem Harten und Schweren — also vor allen wirklichen Lebensentscheidungen — Reißaus nimmt; und wenn das nicht möglich ist, den Stürmen des Daseins kraftlos unterliegt.

Wie eine vernünftige, edle Zärtlichkeit, so stärkt auch das gerechte, maßvolle Lob das gesunde Selbstbewußtsein des Kindes; es gibt ihm Mut und frohen Antrieb zum Entdecken und Schaffen. Übertriebenes und unangebrachtes Loben aber übersteigert sein Ichgefühl,

das bei späteren unausbleiblichen Enttäuschungen in qualvolles Minderwertigkeitsgefühl umschlagen muß. Man soll das Kind loben, wo es Lob verdient und dann freudig und herzlich; und man soll es ebenso entschieden tadeln, wo es Tadel verdient. Aber das ewige Nörgeln und Kritisieren verschüchtert und entmutigt es oder macht aus ihm einen renitenten Trotzkopf.

Zu diesen Dingen gehört auch: daß man aus Buben keine Mädchen und aus Mädchen keine Buben macht. Lange Röckchen und lange Löckchen mögen für das kleine Mädchen passen, nicht aber für den Jungen. Man soll ihm so bald als möglich die kleinen Hosen anziehen und ihm das Haar natürlich kurz schneiden. Die Zeit der „Pagen" sollte auch in der Kinderstube vorbei sein! Und wie bei der Kleidung, soll auch die gesamte Erziehung ganz früh schon systematisch darauf hinzielen, ganze und richtige Buben, ganze und richtige Mädchen heranzubilden. Alles Verwaschene und Verschwommene, alles Unnatürliche und Gekünstelte verdirbt den Charakter des Kindes und erschwert ihm das Leben.

Eine schlimme Unart mancher Mütter — vor allem aber mancher Großmütter und Tanten — ist es: die Schönheit des Kindes und seine körperlichen Vorzüge in seiner Gegenwart zu bewundern. Das Kind hat hier ein feines Gespür. Es ist ein Irrtum zu meinen: es merke das nicht, weil es ja noch so „klein" sei. Eitelkeit ist dem Menschen eingeboren. So falsch es ist, ihm wirkliche oder vermeintliche körperliche Fehler vorzuhalten, sie ihm durch bewußte Zurücksetzung etwa noch besonders fühlen zu lassen: ebenso töricht ist die laute begeisterte Bewunderung seiner „Schönheit". Das macht aus Kindern Gecken und eitle Affen; schafft alle Vorbedingungen zu gefallsüchtigen und putzsüchtigen Frauen und zu affektierten Stutzern. Was daraus weiter werden kann — sehr oft auch weiter wird — weiß man...

Aber auch da, wo eine solche Erziehung zur Eitelkeit nicht zu schweren äußern Entgleisungen führt, sind ihre Wirkungen für das Kind verheerend: es lernt nicht, die falschen Lebenswerte von den echten zu unterscheiden; es gewinnt kein Gefühl und keine Sicherheit in der Beurteilung des Wahren und des Falschen, des Wichtigen und des Unwesentlichen, der Hauptsache und der Nebensächlichkeiten

des Lebens: es wird nicht fähig, eine richtige Rangordnung der Werte aufzustellen und sie zur festen Grundlage seines sittlichen Handelns zu machen.

Man kann darum nicht früh genug das Kind ernst, ganz ernst nehmen! Und man trifft ihm gegenüber am leichtesten den rechten Ton und das richtige Maß, wenn man sich bemüht, sich vor ihm so natürlich, so vernünftig und so gewissenhaft zu benehmen, wie vor einem Erwachsenen.

## ZWANG UND STRAFE

In der Seele jedes Kindes sind die „heiteren und die schwarzen Lose" schicksalhaft gemischt, sind gute und schlimme Geister zuhaus. Sinn der Erziehung ist es: die guten Kräfte zu heben und zu fördern; sie so stark zu machen, daß sie die bösen an der Kette eines festen Willens und einer zur Gewohnheit gewordenen adeligen Lebensführung halten.

Man muß damit ganz früh beginnen. Denn es ist eine alte Erfahrung: was nicht in den vier ersten Lebensjahren „erzogen" worden ist, wird es niemals mehr. Darum muß nirgendwo das „Häkchen", das zum „Haken" werden soll, so frühzeitig „gekrümmt werden wie beim Kind.

Es gibt heute eine Richtung, die möchte in der Erziehung jeden Zwang vermeiden und niemals Gewalt (Strafe) anwenden. An die Stelle des „Du mußt" soll treten „Du kannst, wenn du willst". Jeder Zwang und jede Gewaltanwendung erreichen — so wird gesagt — nur das Gegenteil.

Es liegt in dieser Auffassung ein durchaus richtiger Kern. Manche Eltern sind dem Kind gegenüber Tyrannen vom reinsten Wasser. Da wird den ganzen Tag geschimpft, genörgelt, gedroht und gestraft. Das Kind wird in seinem Lebensraum so sehr beengt, daß es sich physisch und geistig kaum noch bewegen kann. Wenn es spielen möchte, soll es zu Abend essen; will es sich mit den Puppen beschäftigen, soll es Bilder anschauen; wenn es Lust zum Singen hat, muß es ruhig sein;

wenn es in der Stube sein möchte, soll es ins Freie gehen; will es draußen herumspringen, muß es in der Stube sitzen; es soll trinken, wenn es keinen Durst hat und schlafen gehen, wenn es nicht müde ist; soll den Vater nicht stören und die Mutter in Ruh lassen, wenn es ihnen etwas ganz Wichtiges zu sagen hat. Das geht so den ganzen Tag; alle Tage! Immer muß es; immer soll es! Und zwar fast immer das Gegenteil von dem, was es selber möchte. Das hält auf die Dauer keiner aus! Auch kein Kind. Sehr treffend sagte einmal die kleine Lore: „Jetzt weiß ich's, Mutter: alles, was man gerne tun möchte, darf man nicht; und alles, was angenehm ist, das ist verboten."

Die Franzosen haben ein sehr schönes Wort, das auch über jeder Kinderstube hängen sollte: „Ménager les amours-propres" (die Eigenliebe schonen): die Kunst, das Selbstgefühl des Menschen richtig zu behandeln. Diese Kunst muß nicht nur den Erwachsenen gegenüber geübt werden. Sie ist auch in der Erziehung — und hier vor allem — wichtig.

Hierhin gehört auch: daß man zum Kind genau so höflich und artig ist wie zu den Großen. Also „bitte" sagen, wenn man von ihm etwas will; und „danke", wenn man etwas erhalten hat. Praktische Erziehung zur Höflichkeit! Zugleich ein einfaches Mittel, das Selbstgefühl des Kindes auf eine feine und vorsichtige Weise zu wecken und zu leiten.

Viele Eltern sind freilich der Meinung: das sei nicht nötig, sei sogar schädlich. Diese Eltern übersehen, daß alle Kinder den Großen, also auch ihnen gegenüber, ein Gefühl der Minderwertigkeit haben. Das darf nicht noch gefördert und erst recht nicht ausgenutzt werden. Und es ist grundfalsch: den Willen des Kindes — in dessen eigenen (Spiel-)Bereichen — immerfort zu stören, ihm entgegen zu handeln. Man soll es gewähren lassen, wo es ohne Schaden möglich ist. Sonst macht man es zu einem verstockten, mürrischen und nervösen Menschen. Die Eltern mögen auf der Hut sein: daß ihnen „der Wille zur Macht" keinen üblen Streich spiele; und sie als Vorsorge, Hilfe und Umsicht bezeichnen, was nichts anderes als ungeläuterte Herrschsucht und elterliche eigensinnige Rechthaberei ist.

Das Kind hat seinen eigenen Willen und muß ihn haben. Und man

sollte ihm keinen Zwang antun, wo es nicht nötig ist. Das zu beurteilen verlangt Umsicht und Einsicht; verlangt, daß man sich selber immer wieder prüft: wo in der Erziehung die Liebe zum Kind nur eine Tarnkappe ist für die bösen Geister eigener Willkür und Herrschsucht.

Also nicht andauernd kommandieren, ermahnen, verbieten und drohen; das Kind spielen lassen, wie es gerade gestimmt ist und was ihm gerade Freude macht; es entdecken und erobern lassen, was ohne Gefahr — aber manchmal mit einigem Lärm und einiger Unordnung — entdeckt und erobert werden kann. Wenn aber einmal in ruhiger Überlegung eine Anordnung oder ein Verbot ergangen ist, muß ihm auch Respekt verschafft werden. Darf nicht schwächlich nachgegeben werden. Es sei denn, das Kind habe für seine Gehorsamsverweigerung einen vernünftigen Grund. Es tut der elterlichen Autorität gar keinen Abbruch, diesen Grund anzuhören und gegebenenfalls die Anordnungen zu revidieren. Man sollte sich auch nicht scheuen, etwa zuzugeben, daß man sich geirrt habe und daß das Kind im Recht sei.

Hier ist eine gute Gelegenheit, dem Kind klar zu machen, daß das Recht unter allen Umständen den Vorrang vor der bloßen Macht haben müsse. Und daß es niemals eine Schande sei, einen Irrtum einzusehen, einzugestehen und ihn in Ordnung zu bringen.

Im übrigen aber muß jeder Auftrag und jedes Verbot heilig sein: muß vom Kind befolgt werden. Genau so müssen allerdings auch die Eltern dem Kind gegenüber ein einmal gegebenes Wort — Versprechungen — einlösen. Auch dann, wenn das recht unbequem und lästig werden sollte.

Das gilt selbst für die in Aussicht gestellte Strafe. So sicher und selbstverständlich wie auf den Morgen der Abend folgt, muß auf den Ungehorsam die angedrohte Strafe folgen. Es ist eine gefährliche Unsitte: in Permanenz — und für jede Kleinigkeit — mit Strafen zu drohen, die doch niemals oder nur selten erfolgen. Dadurch wird das Gewissen des Kindes abgestumpft und die elterliche Autorität untergraben. Man soll nur für wirkliche Vergehen und nach guter Überlegung Strafen ansagen. Sie aber dann auch unweigerlich anwenden. Aber auch nicht alle fünf Minuten dem Kind einen sogenannten „Klaps" geben; das ist sinnlos und wirkungslos. Man wirft

damit in der Regel nur seinen Ärger von sich und beweist zugleich seine Unfähigkeit in erzieherischen Dingen. Strafen müssen weh' tun; körperlich oder seelisch; oder beides zugleich. Sonst sind sie überflüssig und schädlich.

Man soll aber nie strafen, wenn man erregt und zornig ist. Denn der Zorn ist ein schlechter Erzieher. Und man darf es nie im Beisein von andern tun; auch nicht vor den Geschwistern und erst recht nicht vor fremden Menschen; also auch nicht auf der Straße. Denn selbst in der Strafe soll noch auf das Selbstgefühl des kleinen Sünders Rücksicht genommen werden. Das schließt nicht aus, daß dem verstockten Übeltäter auch einmal die ganze Schwere der elterlichen Autorität in drastischer Form zum Bewußtsein gebracht werden darf und muß. Aber wo eine ehrliche Reue ist, da soll die Strafe nur noch eine Hilfe sein, den guten Vorsatz auch wirklich zu halten.

Darum ist es gut: sobald wie nur möglich den Delinquenten Art und Maß der Strafe selber bestimmen zu lassen. Es ist oft erstaunlich, wie gerecht und unparteiisch Kinder in dieser Lage sind. Wenn das Kind die Strafe selber bestimmen kann, wird es sie auch als gerecht und angemessen annehmen. Im andern Falle verliert sie ohne weiteres ihren innern Sinn. Denn eine Strafe, die als ungerecht empfunden wird, macht nicht besser und stellt nicht die gestörte Ordnung wieder her; sondern sie weckt die schlimmsten Gefühle der Wut und der Rache. Die Erziehung sollte darum eine böse Tat nicht so sehr durch Strafe und Züchtigung bekämpfen als durch Vermittlung der Einsicht in die Bosheit der Handlung und durch die Weckung und die Stärkung des Willens zur Sühne und Wiedergutmachung. Das ist freilich weit unbequemer und schwieriger, als nur mit dem Prügel dazwischen zu hauen; und so nicht selten neben dem dürren Holz auch manchen grünen Zweig herunterzuschlagen.

Zwang und Strafe! Der alte Bodelschwing hatte hiefür ein probates Rezept, das für die ganze Erziehung vorbildlich ist: „Sei fest wie Eisen und weich wie Wachs, so zwingst du schließlich den frechsten Dachs!"

## VON DER ANGST UND DER SCHAM

Ein verhängnisvoller Fehler der Erziehung besteht darin: die angeborene Angstbereitschaft des Kindes pädagogisch zu mißbrauchen. Eine erleuchtete Erziehung wird sich dieser Angstbereitschaft klug abgemessen bedienen, um durch Belehrung, Strafe, Liebe und Liebesentziehung, um durch Lob und Tadel das Kind allmählich der Wirklichkeit anzupassen und um sein Gewissen zu bilden und immer mehr zu schärfen und zu verfeinern.

Dagegen verlegt der Mißbrauch den Schwerpunkt der Erziehung auf die Wirkung der Angst. Der „schwarze Mann", der da kommt und das Kind in seinen Sack steckt; der Doktor, der ihm den Daumen abschneidet; die böse Hexe, die es in ihre Höhle schleppt: sie sind ebenso untaugliche Figuren einer verständigen Erziehung wie das ganze Heer von Geistern, Gespenstern, Teufeln, die herangeholt werden, um den Widerstand des kleinen Trotzkopfes gewaltsam zu brechen oder ihn für seine Übeltaten zu bestrafen. Ebenso ist es falsch, dem Kind Angst vor dem lieben Gott zu machen. (Es hat sich weh getan: „Siehst du, da hat dich der liebe Gott gestraft, weil du heute Morgen unartig gewesen bist!" Abgesehen davon, daß die Behauptung unwahr ist, wird dem Kind dadurch auch noch eine ganz falsche Vorstellung vom Wirken Gottes beigebracht.)

Man täusche sich nicht: das Kind nimmt — wie alles, was es hört und sieht — auch solche Drohungen als bare Münze. Sie bohren sich in seine höchst empfindsame Seele, lähmen sein normales Denkvermögen und erzeugen jenen komplexartigen Zustand von Angst, der es innerlich verkrampft und äußerlich fahrig und verschüchtert macht. Es kann jetzt nicht mehr allein im Zimmer bleiben; sieht im Dunkeln Gespenster, die es erschrecken, und hört Stimmen, die ihm den Atem rauben; des Nachts fährt es schreiend aus dem Schlaf, und seine frühere Harmlosigkeit und Sicherheit ist zerstört. Zustände, die ein ganzes Leben lang anhalten können und nicht selten auch anhalten.

Man macht sich allgemein noch keine rechte Vorstellung davon, wie verheerend die Angst im Leben des Kindes — und damit auch des Erwachsenen — wirkt. Die nicht ganz seltenen Selbstmorde im Kindes-

alter lassen ahnen, wie unheimlich die Macht der Angst sein muß! Zuweilen versteckt sie sich auch in Trotz, Eigensinn und Lebensüberdruß, der schon in diesem Alter häufiger ist, als man vermuten sollte.

Darum muß alles vermieden werden, was diesen Angstzustand in der Seele des Kindes hervorrufen oder verstärken könnte. Hieher gehören z. B. schwere Drohungen und Körperstrafen, die besonders in der sogenannten „Trotzzeit" unbedingt zu unterbleiben haben. Diese Zeit ist eine überaus kritische Periode bei der Entwicklung, in die man nicht gewaltsam eingreifen darf. Eine ruhige, beständige Festigkeit, die auf die Trotzausbrüche gar nicht reagiert, sondern sie scheinbar übersieht, ist noch am ehesten imstande, dem Kind über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Sie sind übrigens gar nichts Anormales; und gehen wieder vorüber, wie sie gekommen sind. Ruhe und Festigkeit; nur kein Toben und wüstes Schimpfen und Schlagen!

In der Regel wird auch das im Kind aufkeimende Schamgefühl in den Dienst einer kopflosen Erziehungstätigkeit gestellt: „Du mußt dich vor deinem kleinen Bruder schämen und erst recht vor der Martha da drüben!" — „Schäm' dich, wie unartig du bist!" — „Die Leute lachen dich ja aus!" Oder was noch viel törichter ist: „Schäm' dich, man kommt doch nicht im bloßen Hemdchen ins Wohnzimmer!" (Der vierjährige Karl befolgt diese Anordnung wörtlich und erscheint am nächsten Morgen splitternackt.) Als ob das Kind schon in diesem Alter Scheu und Scham vor geschlechtlichen Dingen haben könnte! Als ob das Schamgefühl nicht vollkommen unbewußt wäre! Und nicht erst als Schamhaftigkeit im späteren Alter bewußt und so zur Tugend würde. Damit ist nichts gesagt gegen eine Erziehung, die verhindern will, daß das Geschlechtliche vor der Zeit geweckt werde. Und man soll alles tun, um das jugendliche Gemüt vor Stürmen zu bewahren, die es noch früh genug heimsuchen werden. Aber man darf die Scham nicht als Schreckmittel benutzen. Und sie so zur Angst degradieren.

Es muß vielmehr alles sorgfältig vermieden werden, was Angst im Kind hervorrufen könnte. Darum gehören auch keine Gespräche über gräßliche und grausame Vorgänge, über Verbrechen und Unglücksfälle in die Kinderstube. Auch manche Märchen mit ihren

menschenfressenden, blutgierigen Gestalten gehören nicht dahin. Sie sind ein böses Gift für die junge, allen äußeren Eindrücken hilflos ausgelieferte Seele des Kindes. Diese Bedenken gelten auch für viele von den so beliebten Grimmschen Märchen. Sie sind für die Erwachsenen gut, aber nicht für Kinder. Für sie gibt es keine schöneren Erzählungen und Geschichten, als die von den Eltern selber erfundenen. Die tägliche Umwelt des Kindes bietet dafür reichlichen und dankbaren Stoff: man kann Tiere sprechen und handeln lassen; man macht aus Blumen Geschwister, aus Wolken Landschaften und zaubert — wie der allergrößte Künstler — aus einem verdeckten Korb oder Kasten Wundergestalten hervor, die stundenlang von ihren Schicksalen erzählen können. Diese Dinge machen das Kind nicht ängstlich und furchtsam, sondern mit seiner Umwelt und damit auch mit dem Leben vertraut.

Unbedingt falsch ist es auch, ein Kind ins Dunkle zu sperren oder in ein einsames, abgelegenes Zimmer. Entweder ist diese Prozedur vollkommen wirkungslos, der kleine Sünder geht dort auf Entdeckungen aus und richtet neues Unheil an; oder er wird von der Angst gefoltert, die sich nicht selten zu ohnmächtiger Wut wandelt, die sich sogar zu einer Angstkrankheit verdichten kann. Die Psychiater nennen sie „Claustrophobie“: die Angst vor engen, dunkeln oder auch nur verschlossenen Räumen.

Die meisten Eltern leben in dem Wahn: die Kinder würden ihre ersten Eindrücke wieder schnell und restlos vergessen. Ein gesundes Kind wird selbstverständlich mit den Erlebnissen, die seine Seele nicht zu stark belasten oder übermäßig erregen, fertig werden. Es löst sie wieder auf; oder reiht sie in seine Erfahrungsschatzkammer ein. Um sie später wieder zu verwerten. Die negativen Eindrücke aber, die man unter den Sammelbegriff „Angst- und Minderwertigkeitskomplex“ zusammenfassen kann, werden nicht mehr vergessen; ebensowenig wie die gräßlichen Bilder von Blut, Verstümmelung und jeder Art von Grausamkeit. Sie setzen sich in der jungen Seele fest; hocken dort in verborgenen Winkeln und brechen eines Tages unter den verschiedensten Gestalten pathologischer Art wieder aus. Oder sie ver-

biegen die guten Anlagen des Kindes in das Gegenteil: machen aus ihm einen Melancholiker, Neurotiker, Sadisten oder eine von den anderen traurigen Figuren, die das Leben von heute so überreich bevölkern. Mit Recht sagt François Mauriac: „Unglaubliche Wahrheit, daß in jenen überaus reinen Morgenhimmeln unseres Lebens (der Jugend) schon die schlimmsten Gewitter hingen!"

Aber so, wie das Üble und das Negative aus der ersten Kindheit den ganzen Menschen wesentlich ungünstig beeinflußt, so formen auch die guten und frohen Erlebnisse seiner Jugendzeit den Menschen wesentlich zum Guten, Gesunden und Natürlichen. Sie helfen mit, daß aus dem Kind ein Erwachsener wird, der für die Erde und den Himmel brauchbar ist. „Kleine Kinder sind verkannte Genies; sie nehmen von der Welt mit übermenschlicher Energie Besitz. Nichts gleicht dieser ersten Lebenskraft, diesen ersten Regungen der Seele!" (Anatole France.)

Deshalb soll von ihnen möglichst alles ferngehalten werden, was Angst und Schrecken in ihnen hervorrufen, oder was in ihnen den Hang zum Brutalen, Grausamen, Unwahren und Unguten wecken und fördern könnte. Das Kind braucht besonders in seiner ersten Lebenszeit ein Sicherheits- und Nestgefühl, das es mit dem Leben vertraut und das es fähig macht, die kommenden Wechselfälle seines Schicksals zu meistern.

## „ROSWITHA"

Spielen ist neben dem Wachsen und Lernen das Lebenselement des Kindes. Hier baut es sich — in verwirklichten Wünschen und Träumen — seine ureigene Welt auf. Und diese Welt, die es sehr ernst nimmt, ist immer die Welt der „Großen". Denn „groß" zu sein ist sein brennendster Wunsch. Und darum ist all sein Spielen eine Nachahmung des Lebens der Erwachsenen. Aber es ist mehr als nur Nachahmung: es ist zugleich der Versuch, die äußeren Erlebnisse nachgestaltend zu bewältigen. Fröbel nennt es das Bemühen, „Innerliches äußerlich zu machen". Ein Bemühen, mit dem auch noch die

unbewußte Absicht verbunden ist: unangenehme Eindrücke in ihr Gegenteil zu verwandeln.

Die vierjährige Roswitha wiederholt alle ihr gehaltenen Strafreden mit verstärktem Nachdruck vor ihrer Puppe; auch Strafen, die sie selbst erlitten hat, werden an der Puppe im Zeichen höchster Entrüstung vollzogen. Auf diese Weise rächt sie sich an „ihrem Kind", wälzt das eigene fatale Erlebnis auf die „unartige Puppe" und macht sich so davon frei.

Dieselbe Roswitha baut sich auch im dichtenden Spiel ein neues „Elternhaus" auf. Mit einer zweiten „Mamma" und einem andern „Papa". Aber jetzt sind daraus schon „Mutter" und „Vater" geworden. (Der Zug zur Welt der Erwachsenen wird hier deutlich sichtbar.) Und dieses Elternhaus — sie nennt es „bei uns zuheim" — ist ein ideales Reich verwirklichter Wunschträume. Hier sind all die „Fehler und Mängel" vermieden, die ihr im eigenen Elternhaus nicht recht passen: Mutter und Vater sind die verkörperten Ideale von Eltern, wie ihr Herz sie haben möchte; und ihre „Kinder" sind Prachtexemplare pädagogischer Erfolge. Und wo sie es einmal nicht sind, da wird unbarmherzig eingeschritten. Das Ganze ist der schöpferische Versuch: die von ihr als unvollkommen empfundene Welt im Spiel in eine neue, bessere Ordnung zu heben.

Das Spiel als versuchte Wunscherfüllung zeigt sich auch in dem krampfhaften Bestreben: aus der Puppe das „neue Brüderlein" zu machen, oder den jungen Rivalen in jeder nur möglichen Art zu imitieren. Was die Mutter mit dem kleinen Wolfgang macht, das sucht sie an ihrem „Säugling" zu wiederholen. Was die Puppe nicht fertig bringt, das holt sie selber nach: bald nach der Geburt des Brüderleins fängt auch Roswitha an zu lallen, zu krähen und zu krächzen; sie benimmt sich möglichst genau so, wie der kleine Mann und möchte wie er gefüttert und auf den Arm genommen werden. Es kommt jetzt sogar — was schon seit Jahren nicht mehr gewesen ist — Bettnässen vor! Roswitha möchte eben wieder Baby sein. Möchte, wie bisher, die ganze Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich lenken und damit vom kleinen Bruder ablenken. Das alles aber geht sehr schnell wieder vorüber, als sie merkt, daß Wolfgang doch nicht der befürchtete Ri-

vale ist; und daß ihr durch seine Existenz nichts an Liebe der Eltern verloren geht. Denn regelmäßig, wenn der Bruder gelobt oder gestreichelt wird oder wenn man sich in Gegenwart der Schwester auffällig mit ihm beschäftigt, wird auch sie mit Aufmerksamkeit und Zärtlichkeiten bedacht. Auf diese Weise ist der drohende „Konkurrenzkampf", aber auch aller Neid glücklich vermieden worden. Und Roswitha ist von ihrem Brüderlein begeistert. So begeistert wie an Wolfgangs Geburtstag. Denn der kleine Mann hatte nicht vergessen, dem Schwesterlein ein leckeres Geschenk mit auf die Welt zu bringen. Solche Geschenke aber ziehen weite Kreise . . .

Das Spiel der Kinder entspringt auch einer reinen Funktionslust; eben der Freude am Schaffen und am Tun. Großartig, wie Roswitha schon der Mutter helfen kann! Wie sie mit Sorgfalt, Eifer und Geschick Geschirr abtrocknet, Kartoffel schält, Küchenkräuter aus dem Garten holt und sie fein und ordentlich zerhackt. „Laß nur, Mama, das mach ich schon." Und sie macht es wirklich und macht es gut. Hier zeigt und bewährt sich das Spiel als gesuchte Gelegenheit einer Vorübung künftiger Funktionen.

Dagegen ist von der — wie Freud behauptet — sexuellen Lustbetonung des kindlichen Spiels bei Roswitha keine Spur. Wie ja überhaupt die „pansexuelle Atmosphäre der ersten Kindheit" ein übles Produkt Freudscher Hirnakrobatik ist. Man soll sich dadurch nicht verblüffen und verwirren lassen. Und diesem Unfug gegenüber daran festhalten: das zarte Alter des Kleinkindes hat für sexuelle Gefühle keinen Raum; aber desto mehr für Liebe! Und man sollte sich sorgfältig bemühen: in diesen entscheidenden Jahren die feste Grundlage für einen guten Charakter des Kindes zu legen, anstatt sich um seinen „Sexualinstinkt" zu kümmern. Nichts tun, um solche Gefühle vorzeitig zu wecken oder zu ermutigen; im übrigen aber deswegen ganz unbesorgt sein.

Aus dem Wesen und dem Sinn des kindlichen Spiels ergibt sich von selbst die Forderung: dem Kind die Spielfreiheit lassen. Denn nur wenn das Spiel gestaltetes Innenleben ist, wenn es dichtende, freischöpferische Aktivität sein kann, ist es wirkliches Spiel und erfüllt seinen wichtigen Zweck. Man kann dem Kind ebensowenig

befehlen, du mußt jetzt so oder so spielen, wie man dem Dichter befehlen kann, was er dichten soll. Beide „gehorchen der gebietenden Stunde". Aber man soll das Kind unmerklich zum Spielen anleiten, es hinführen; ihm „Material" besorgen und ihm Spielgelegenheit verschaffen. Alles scheinbar unabsichtlich.

Dabei zeigt sich immer wieder: das allereinfachste, das primitivste und natürlichste Material ist das allerbeste und dem Kind das willkommenste. Roswitha spielt am liebsten mit Sand, Erde, Steinchen, mit Brennholz, bunten Lappen, mit Töpfen, Schachteln und Dosen; oder mit Papier und Kordel, die kunstgerecht verwendet werden, um den halben Hausrat in Pakete einzuwickeln. Es gibt überhaupt nichts, was dem Erfindergeist des Kindes nicht als „Spielzeug" dienen könnte. Es läßt dabei mit Freuden seine teuren „Spielsachen", mit denen es in der Regel am allerwenigstens anzufangen weiß, im Stich und widmet sich voller Hingabe den selbsterdachten und selbstgemachten Sachen. Dabei ist es für jede Anregung, die seine Phantasie nicht hemmt, sondern leitet, aufrichtig dankbar.

Ganz töricht aber ist es, ein Kind zu strafen, weil es ein Spielzeug zerbrochen hat. Das kann aus Übereifer oder aus Ungeschicklichkeit geschehen sein; und das Kind trauert dann selber am meisten über den Verlust. Zuweilen aber wird das Spielzeug auch aus reiner Entdeckungsfreude untersucht und dabei in seine Bestandteile zerlegt. Man soll diesen wertvollen Trieb nicht durch dummes Strafen unterbinden. Wo aber Spielsachen aus Laune oder Übermut zerstört werden, ist die beste Strafe: vorerst kein neues zu geben. Im allgemeinen aber sollten all diese Sachen nicht so leicht zerbrechlich und auch nicht kostbar sein, damit ihr Verlust ohne weiteres verschmerzt werden kann.

Das allerwichtigste Spielzeug, wonach sich jedes Kind sehnt, sind Spielgefährten. Besonders auch, wenn Gelegenheit da ist, mit ihnen draußen im Freien herumzutoben und Entdeckungsfahrten zu machen. Man darf Kinder auch hier nicht an der Leine halten wollen. Sie sind meist geschickter als man denkt; man muß ihnen Gelegenheit geben, ihre Kräfte und Künste zu üben. Und wenn dabei die Kleider schmutzig werden, wenn es Löcher und Risse gibt — Ros-

witha pflegt in solchen kritischen Momenten mit einem Ausdruck, der auch den heftigsten mütterlichen Zorn entwaffnet, festzustellen: „Macht nichts, Mama, macht gar nichts!" Hat sie nicht recht? Was „machen" schon die paar Flecke oder Löcher, wenn es selber heil geblieben ist: wenn im frohen Spiel alle Glieder des Körpers geübt und alle Kräfte der Seele getummelt und gereinigt werden!

## DAS KIND LÜGT

Bittere Erfahrung, wenn die Eltern eines Tages feststellen müssen: das Kind lügt. Sie werden ganz wild und strafen es exemplarisch. Dabei übersehen sie aber oft: daß die Erziehung zur Wahrhaftigkeit weniger durch Ermahnung, Belehrung und Strafe erfolgen soll, als vor allem durch die beispielhafte Haltung in ihrem eigenen Leben.

Unser ganzes gesellschaftliches Leben wird weithin bestimmt durch die konventionelle Lüge. Man lügt in Worten und noch mehr in Taten. Die Lüge ist vielen zu einer inneren Haltung geworden. Sie merken gar nicht mehr, wie unwahrhaftig sie sind: wie sie durch Worte ihre wirklichen Gedanken, Gesinnungen, Absichten verdecken; wie sie äußerlich etwas anderes darstellen und sein wollen als sie tatsächlich sind; wie ihr ganzes Leben vielfach eine einzige Täuschung und ein großer Betrug ist.

Diese Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit geht bis in die Familien- und Kinderstube hinein. Das Kind aber hat ein feines Gehör für die Wahrheit und ist ein unbestechlicher Richter zwischen ihr und der Lüge. Es verzeiht nie und es verzeiht keinem, wenn es belogen wird. Und reagiert darauf mit — Lügen.

Eben noch hat die Mutter gesagt, man müsse ganz wahrhaftig sein, dürfe nie eine Lüge sagen. Kurz darauf fragt der Vater die Mutter: „War die Frau von drüben wieder so lange hier?" Der Mutter ist die Frage lästig: „Nein, nein, heute nicht!" Sofort fällt das Kind ein: „Mama, warum sagst du nein? Frau . . . war doch wieder hier, ganz lange." Und keine nachträgliche Erklärung kann die

Erschütterung wieder gutmachen, die die seelische Sicherheit des Kindes gegenüber der Wahrheitsliebe der Mutter erfahren hat: „Warum lügt die Mutter? Darf sie das? Darf man lügen?"

Es klingelt. Ein Hausierer. „Wir machen nicht auf. Sei ganz still, dann meint er, wir seien nicht zu Hause!" — „Mama, wir sind doch zu Hause! Warum sollen wir denn so tun?"

Besuch ist da. Die Mutter ist sehr freundlich, hat sogar mit Kuchen und Kaffee aufgewartet. Als der Vater heimkommt, erzählt die Mutter davon. Und dabei kritisiert sie den Besuch in Grund und Boden. Das Kind wird das nicht verstehen. Die Mutter war doch freundlich zu ihnen, hat ihnen sogar Kuchen und Kaffee gegeben; und jetzt schimpft sie so?

Wenn wir nur wüßten, wie unwahrhaftig wir sind! In tausend Dingen, die wir gar nicht mehr merken, weil sie uns schon zur Gewohnheit geworden sind. Das Kind aber merkt sie und — merkt sie sich. Und wir mögen mit Engelzungen von der Schönheit der Wahrheit und von der Abscheulichkeit der Lüge reden: das Kind glaubt es uns nicht; denn wir lügen doch selbst.

Nicht selten halten wir sogar das Kind selber zur Unwahrhaftigkeit gegen andere an: „Sag der Tante, ich hätte gestern gebügelt und wäre deshalb nicht gekommen." — „Aber Mama, du hast doch gar nicht gestern gebügelt!" — „Schad't nichts; sag's nur." Das Abendessen ist nicht rechtzeitig fertig geworden, weil man sich in der Stadt zu lange aufgehalten hat: „Wenn Vater fragt, warum wir so spät heimgekommen sind, sagen wir: wir hätten so lange auf die Straßenbahn warten müssen." ... Dann kann eine Mutter dem Kind lange predigen: „Du darfst nicht lügen."

Das Kind empfindet auch jedes nicht gehaltene Versprechen als Lüge. Und vergißt das nie. Wie oft aber ertappen wir uns bei unserem Versuch: uns von der Einlösung eines dem Kind gegebenen Wortes zu drücken? Einfachste Methode, es zu einem unzuverlässigen Menschen zu erziehen, der nie hält, was er verspricht!

Noch verheerender ist es, das Kind selber zu hintergehen. Selbst wenn es sich nur um ganz harmlose Dinge handelt. „Komm nur ins Haus, du kannst auch hier spielen, brauchst noch nicht ins Bett zu

gehen!" Sobald aber der Wildfang im Vertrauen auf unser Wort hereingekommen ist, wird er schleunigst ins Bett gesteckt. „Halt nur fein still! Der Onkel Doktor tut dir gar nicht weh!" Das Kind hält brav still, weil es sich darauf verläßt, daß man ihm nicht weh tut. Aber schon im nächsten Augenblick spürt es den stechenden Schmerz. Und es weiß selber nicht: ob es lauter über den Schmerz oder den Betrug schreien soll! Die Eltern wollen verreisen. Das Kind soll solange bei der Tante bleiben. Die Mutter bringt es dorthin. Das Kind geht lustig mit in dem guten Glauben, die Mutter bleibe auch dort. Die Tante ist sehr lieb und schenkt ihm sogar — was sie sonst nicht tut — verschiedene Näschereien. Als es aber am nächsten Morgen aufsteht, sieht es zu seinem Schreck, daß die Mutter fort ist. Und sie hatte doch gesagt: sie bleibe bei ihm . . .

Solche Erfahrungen zerstören im Kind das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der Eltern und nicht selten der Menschen überhaupt. Es bedarf oft vieler Jahre, um dieses Trauma wieder auszuheilen. Wenn sich die Mutter aber nicht gründlich und systematisch bemüht, durch eine vorbildliche Wahrhaftigkeit in Wort und Sein das zerstörte Vertrauen in die Worte der Großen wieder aufzurichten, heilt es überhaupt nicht mehr. Und aus dem fröhlichen Kind wird ein verschlossener, mißtrauischer Skeptiker, der schließlich an nichts mehr glaubt; nicht einmal mehr an das Wort — Gottes . . .

Wichtig ist auch, daß die Fragen des Kindes — seiner Auffassungskraft entsprechend — richtig beantwortet werden. Das Kind, dem doch alle Bilder der Außenwelt und alle Begebnisse des Lebens ein „mit sieben Schlüsseln verschlossenes Tor" sind, hat ein Recht zu fragen. Es muß fragen; wie sollte es sonst Aufklärung finden? Und wenn diese Fragen scheinbar auch noch so sinnlos und überflüssig sind: es hat sich bestimmt etwas dabei gedacht. Also muß ihm auch ernsthaft geantwortet werden. Das nervöse: „Laß mich in Ruh, das verstehst du doch nicht!" ist ebenso falsch, wie eine unrichtige Antwort, die die Frage nicht ernst genommen hat. Man soll nicht meinen, das Kind hätte nicht gemerkt, daß die Antwort nicht stimmt und daß man es damit nur hat abschütteln wollen. Daher seine erneute und diesmal noch eindringlichere Frage, die mit der ernsten Aufforderung beginnt:

„Du mußt aber richtig antworten!" Aber auch dann wird noch oft nicht „richtig" geantwortet, wird sogar noch die Unwahrheit gesagt. Kein Wunder, wenn sich das Kind bei der nächsten — ihm unbequemen — Frage eines Erwachsenen auf dieselbe Weise aus der Affäre zu ziehen sucht: wenn es lügt. Und wenn es mit dieser unwahrhaftigen Art nun auch auf anderen Gebieten zu operieren sich gewöhnt.

Wer sein Kind zur Wahrhaftigkeit erziehen will, der muß selber ein wahrhaftiger Mensch sein. Immer! Vor allem aber seinem Kind gegenüber. Auch hier muß wieder daran erinnert werden, daß die ersten Eindrücke aus der frühen Kindheit unverwischbar sind; und daß sie auch dann noch fortwirken, wenn ihre Ursachen schon lange nicht mehr zu erkennen sind; wenn sie schon lange „vergessen" sind. „Der Mensch" — sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann — „kann seine Jugendeindrücke nicht los werden; und dies geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht!"

## DAS KIND ISST SO SCHLECHT

Es gibt Mütter, die finden, daß ihr Kind nie genug ißt. Sie können nicht genug in das Kind hineinstopfen und möchten es am liebsten auch noch nachts füttern. Wenn es nach Ansicht der Mutter zu wenig ißt, wird es gescholten; wenn es aber die ganze (Riesen-)Portion verschlingt, ist es „brav". So verbinden sich schon früh bei ihm die Begriffe von „ungezogen" und „brav" mit dem Essen. Da braucht man sich nicht zu wundern, daß viele Erwachsene außerordentlich großen Wert auf das Essen und vor allem auf das legen, was „gut schmeckt".

Es kommt bestimmt in der Erziehung eine Zeit, wo das Kind merkt: es kann die Eltern belohnen oder strafen, indem es bestimmte Gerichte verschmäht oder nur wenig davon ißt. Und diese Erfahrung wird rücksichtslos von ihm ausgenutzt. Von da an ist fast jede Mahl-

zeit ein Kampfplatz voll dramatischer Auftritte. Man kennt das ja ... Das Kind fühlt sich dabei im Mittelpunkt des Hauses: ob es ißt oder nicht ißt, wird entscheidend für den Frieden in der Familie und ist der Gradmesser für das häusliche Glück. Das tut seinem Selbstgefühl unendlich wohl; und die „Esserei" wird jeden Tag schlimmer.

Dagegen gibt es (beim gesunden Kind) nur ein Rezept, das allerdings auch prompt seine Wirkung tut: nicht darauf achten; niemals zum Essen zwingen und nach den ersten (unfruchtbaren) Ermahnungen nicht mehr dazu auffordern. Ihm einfach sagen: „Hier ist das Essen! Du brauchst gar nichts davon zu nehmen. Und du kannst aufhören, sobald du willst. Wenn du aber in der Zwischenzeit hungrig wirst, gibt es nichts. Also mach, was du willst." Und sich dann gar nicht darum — mit keinem Blick und mit keinem Wort — kümmern. Das gilt auch für den (wahrscheinlichen) Fall, daß nur bestimmte Gerichte zurückgewiesen werden. Ruhig zurückweisen lassen. Aber auch nichts anderes geben: „Du magst das nicht? Mir scheint, du willst damit zeigen, wie ungezogen und wie unklug du bist. So laß es halt stehen!" Und auch dann kein weiteres Wort daran verlieren; sondern betont ein anderes Gespräch beginnen. Und damit auch gleichzeitig zeigen, daß man dem Essen überhaupt keinen überragenden Wert beimißt. Wenn diese Methode mit ruhiger Festigkeit systematisch befolgt wird, gibt das Kind schon bald seine Faxen auf. Und es schadet auch nichts, wenn es vorübergehend einmal nichts oder weniger essen sollte. Alles Bitten und Flehen, alle Versprechungen und Drohungen und Strafen aber erreichen nur das Gegenteil; wie eine lange Erfahrung beweist.

Es gibt freilich auch Gerichte, die dem Kind aus irgend einem unerklärlichen Grund wirklich zuwider sind. Da erst recht nicht zwingen. Ihm nur eine Kleinigkeit davon anbieten; sie ihm vielleicht durch Beimischung anderer Speisen schmackhafter machen. Und wenn es älter ist: seine Energie und seinen Ehrgeiz zu Hilfe rufen. Vor allem aber auch hier ein gutes Beispiel geben: selber nicht mäkelig beim Essen sein; und bei Tisch keine langen Tiraden halten: was man „gerne" ißt und was nicht. Sondern ein für allemal als selbstverständlich gelten lassen: daß „alles, was Mutter auf den Tisch

bringt, gut und gesund ist und darum auch gegessen wird! Statt dessen heitere Gespräche führen, die „das Mahl vergnüglich würzen".

Hier hat besonders der Vater eine dankbare Aufgabe: er wird seine persönlichen, beruflichen, politischen Sorgen niemals zum Tischgespräch machen und damit der Familie „den Appetit verderben"; er wird aber auch nicht zulassen, daß andere häßliche oder lieblose Reden führen, woran die übrigen mit Recht Ärgernis nehmen könnten.

## „ICH HABE KEINE ZEIT"

Es gibt Eltern, die für ihre Kinder niemals Zeit haben. Die Mutter hat den ganzen Tag alle Hände voller Arbeit und der Vater hat dazu den Kopf voller Sorgen. Da bleiben für die Kinder keine fünf Minuten übrig.

Der kleine Bub hat im Sand eine richtige Burg gebaut. Atemlos stürzt er ins Zimmer: „Papa, Papa, komm mal schnell gucken, was ich gebaut habe!" Und er zieht den Vater schon am Rock vom Arbeitstisch fort, wo er gerade einen wichtigen Brief anfangen wollte. Es paßt dem Vater gar nicht. Als er aber das vor Begeisterung glühende Gesicht seines Buben sieht, steht er doch sofort auf und geht mit ihm: „Großartig! Hätte gar nicht gedacht, daß du so etwas bauen kannst. Eine richtige Burg!" Und dann wird das Wunderwerk noch einmal besichtigt und bestaunt, und einige fachmännische Verbesserungsvorschläge bringen den Kleinen in neue Begeisterung. Er erläutert seine weiteren Pläne und entläßt dann den Papa mit einem Gefühl gestärkten Selbstvertrauens, eines namenlosen Glückes und einer neuen Liebe zu seinem klugen Papa, der „auch etwas davon versteht".

Das alles hat noch keine zehn Minuten gedauert. Aber diese zehn Minuten haben für das Kind eine Bedeutung und eine Wirkung von — Jahren . . . Seht nur, wie ihn das Lob des Vaters zu neuem Schaffen angetrieben hat. Wir Menschen brauchen alle ein bißl Lob, wenn wir was Rechtes machen sollen. Vor allem das Kind! Ein freundliches, teilnehmendes Wort gibt ihm den mächtigsten

Antrieb, „weiter zu bauen"; nicht nur an seiner Burg, sondern auch an seinem Geist, seinem Charakter, an der Vollendung seines inneren und äußeren Menschen.

Wo aber ein Kind immer wieder zurückgewiesen wird; nirgendwo Verständnis findet für seine Leistungen, Entdeckungen, seine Wünsche und Dichtungen, da zieht es sich allmählich in sich selbst zurück; wird mürrisch, mißtrauisch und eigenbrötlerisch. Das Vertrauen zu den Eltern, das einmal ohne Grenzen war, stirbt ab und ist nicht wieder herzustellen. Auch später nicht mehr: wenn die Eltern Wert darauf legen, daß ihr Kind mit seinen Freuden und Sorgen zu ihnen komme. Es wird nicht kommen. Sie haben ja doch keine Zeit; haben — und das ist für das Kind jetzt dasselbe — doch kein Verständnis für seine Pläne, Begeisterungen und Schmerzen. Und mögen die Eltern dann noch so eifrig um dieses Vertrauen werben: das Kind geht mit seinen tiefsten Herzensangelegenheiten nicht zu ihnen, geht zu seinen Wahlverwandten, zu Fremden, und bringt denen das Vertrauen, das es den Eltern nicht geben kann, nicht geben will.

Der Grund für diese innere Entfremdung liegt schon weit zurück. Liegt in den Zeiten, als es noch durch die Kinderstube schallte: „Mama, Mama, komm mal schnell schauen, was ich gemacht hab!" Und als die Mama keine Zeit hatte; niemals Zeit hatte.

Verständige Eltern kalkulieren jeden Tag in ihre Arbeitsordnung eine bestimmte Zeit für die ganz persönliche Beschäftigung mit den kleinen „Quälgeistern" ein. Das ist genau so notwendig wie die Zeit, die man zum Zeitunglesen, zum Kaffeeklatsch, zum Jassen und Skatspielen, zum Strümpfestopfen, Maniküren oder für die Schneiderin übrig hat. Vielleicht noch viel notwendiger.

Vor allem aber sollte der Sonntag — und jedes Fest — ein Feiertag sein, der besonders den Kindern zugute kommt. Ihn richtig auszugestalten ist das Vorrecht des Vaters. Die Familie muß sich schon die ganze Woche auf den „Herrgottstag" freuen. Da laßt einmal alle Sorgen und Verdrießlichkeiten und all die „wichtigen" Arbeiten beiseite! Aber auch alles andere — Vereins- und Vergnügungsangelegenheiten — das von der Familie ablenkt. Sonntag, Feier-

tag: da soll gespielt, gesungen, gewandert, gebetet werden. Und zwar alles möglichst so, wie es sich die Kinder einmal so recht von Herzen wünschen. Denn es ist ja doch ihr Tag, Familientag.

Die wenigsten Eltern haben eine Vorstellung davon, wie sehr sich die Kinder nach einem solchen intimen Zusammensein mit ihnen sehnen! Wenn diese Sehnsucht nie erfüllt wird, brauchen sie sich auch nicht zu wundern, wenn die Kinder im späteren Alter nicht das Bedürfnis haben, den Sonntag in der Familie zuzubringen, sondern ihren eigenen Vergnügungen nachgehen. Sie haben es ja daheim so gelernt.

Die Mutter und der Vater sollen es sich auch nicht nehmen lassen, die Kleine selber zu Bett zu bringen. Ein unsagbar glückliches Gefühl des Geborgenseins durchwärmt das Kind, wenn es auf dem Arm von Vater oder Mutter — auch wenn es schon längst laufen kann — zu Bett gebracht wird. Da klingen alle Dissonanzen des Tages versöhnlich ab; die Enttäuschungen und Nöte sind vergessen; und unter dem Eindruck eines lieben und frommen Wortes schläft sich's friedlich ein. Man sollte sich als Vater und Mutter diese geschenkten Minuten niemals durch andere „wichtige" Dinge rauben lassen. Vielleicht ist das Kind nie — nie mehr — so empfänglich für die heilige Saat des Guten und Göttlichen wie in dieser stillvertrauten Abendviertelstunde erster Jugendzeit. Und für die Eltern selber ist sie Sammlung, Tröstung und Freude nach einem Tag, der vielleicht voller Bitternisse und Leid gewesen ist. Kleinigkeiten. Aber sie können wesentlich werden für unser Inneres und können die Entwicklung unserer Kinder grundlegend bestimmen.

Das ist allergrößte Armut und schwerster Verlust: für seine Kinder keine Zeit zu haben. Man holt es nie mehr ein. Wer sich dessen bewußt wird, und wer den ernsten Willen hat, Zeit zu haben: der hat auch Zeit. Und wo es gar nicht anders geht: es gibt doch auch noch einen Sonntag, es gibt Feiertage.

Wilhelm Schäfer sagt in einem seiner schönsten Gedichte: „Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie, und laß dich lieben einzig schöne Jahre; — denn nur den engen Traum der Kindheit sind sie dein, nicht länger! Mit der

Jugend schon durchschleicht sie vieles bald, was du nicht bist, — und lockt sie mancherlei, was du nicht hast, erfahren sie von einer anderen Welt, die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt nun ihnen vor. So geht die Gegenwart verloren . . ."

## GEFÄHRLICHES GEHEIMNIS

Kein Zweifel: es gibt kaum eine Provinz im weiten Land des Lebens, die für die Erziehungsarbeit so wichtig, aber auch so schwierig ist, wie das dunkle Gebiet der sexuellen Dinge. Man kann sie gar nicht sorgfältig, klug und gewissenhaft genug behandeln. Denn alle Fehler, Unterlassungen und Irrtümer können von wahrhaft tragischer Schwere werden; können das Glück ganzer Generationen bedrohen und zerstören.

Viele Eltern sind sich dessen nicht genügend bewußt. Oder suchen sich hier in grober pädagogischer Fahrlässigkeit von ihren heiligen Pflichten zu drücken; suchen sie andern Menschen zuzuschieben. Und dabei sollte es für sie — neben der Einführung in das „Gelobte Land" des Religiösen — keine liebere Herzensangelegenheit geben, als dem Kind die Wunderwelt Gottes im Geheimnis der Fortpflanzung zu zeigen und zu deuten. Es in frommer Natürlichkeit hineinschauen zu lassen in die Schönheit und Weisheit der Werkstatt des Schöpfers; und dadurch seinen Willen zu wecken und zu stärken: in seinem Leben die Diktatur des Fleisches durch das Kommando des Geistes zu bekämpfen.

Dieser hohen Elternaufgabe wird nicht durch ein paar allgemeine Ermahnungen genügt, die meistens pädagogisch völlig wertlose Allerweltsweisheiten sind; auch nicht durch drakonische Strafen, wenn „etwas vorgekommen ist". Hier muß aus den tiefsten Quellen geschöpft werden, die der Erziehung überhaupt zu Gebote stehen: Ehrfurcht vor Gottes gütigen Absichten; heiliges Beispiel in der Ehe; praktisches Wissen um die besten Methoden einer vernünftigen Aufklärung, und das sorgfältigste Bemühen, dem Kind mit ganz konkreten Tatsachen in seiner Not behilflich zu sein.

Es ist eine unverzeihliche Gewissenlosigkeit der Eltern: das Kind in den lebensgefährlichen Dschungeln jener kritischen Jahre der körperlichen Entwicklung sich selbst zu überlassen: seiner planlosen Neugier und seinen dunkelsten Instinkten; es so einer qualvollen Unruhe und Angst, Gewissensbissen und innerster Hilflosigkeit auszuliefern; es fremden Elementen auszuliefern, die es mit schwülstigen Informationen und mit übelsten Praktiken noch mehr in Not und Bedrängnis bringen, die damit nicht selten den Grund legen für das Unglück eines ganzen Lebens.

Es ist eine durch das Leben oft bestätigte Tatsache: die Art, wie der Mensch die sexuellen Dinge zum erstenmal erfährt, ist meistens ausschlaggebend für seine spätere Haltung ihnen gegenüber; ob er darin nur ein Objekt des Genusses sieht und darum auch die Ehe nur als eine Einrichtung zu sinnlichem Behagen und zu einem triebhaften Sichausleben betrachtet; oder ob er das Sexuelle als eine heilige Lebensfunktion ansieht, die — nach der Absicht des Schöpfers — eine hohe Aufgabe zu erfüllen hat, eine Aufgabe, die er aus dem Willen und dem Gewissen heraus zu meistern sich gewöhnt, und wodurch auch seine Ehe zuchtvoll und sittlich wird.

Eltern, die in dieser wichtigen Frage versagen, müssen es sich selber zuschreiben, wenn ihnen das Kind hier — aber auch in anderen Dingen — aus den Händen gleitet. Wenn es ihnen fremd wird. Denn wie kann es noch Vertrauen zu ihnen haben, wenn sie es in diesen heikelsten Verstrickungen der Gefühle und in diesen wildesten Stürmen des Blutes sich selber überlassen.

Hier muß auch vor jener unerleuchteten Prüderie mancher Eltern gewarnt werden, die immer noch glauben: ihre Aufklärungsarbeit würde das Schamgefühl des Kindes verletzen. Hermann Muckermann sagt mit Recht: „Man vergesse nie, daß Kinder niemals prüde sind, aber voller Schamgefühl. Und so braucht man gar nicht zu fürchten, daß das Kind etwas wissen will, was das Schamgefühl verletzen könnte. Die Erwachsenen sollten das Kind zum Lehrmeister nehmen, dann würden sie imstande sein, es richtig zu belehren. Selbst wenn das Kind noch sehr jung ist und erst die Jahre der werdenden

Reife beginnt, wird die Wahrheit nur zur Befreiung, aber nicht zur trüben Belastung führen."

Richtig belehren: darauf kommt es an. Es muß zunächst der richtige Zeitpunkt gewählt werden. Hier gilt als Grundregel: lieber etwas zu früh als fünf Minuten zu spät. Wenn das Kind erst selber mit den wohlüberlegten verfänglichen Fragen kommt, ist schon der richtige Augenblick verpaßt worden. Die Eltern sollten seiner Fragerei zuvorkommen. Man kann kein Zeitschema dafür angeben. Sorgfältige Beobachtung des Kindes und das Abwägen der besonderen Umstände werden hier den richtigen Moment schon finden lassen. Natürlich soll das Kind nicht schon mit diesen Dingen belastet werden, wenn sie noch ganz umfriedet in seiner Seele ruhen. Aber wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie bald aufwachen, oder die Gefahr, daß sie von anderen aufgeweckt werden, muß die elterliche Umsicht zur Stelle sein. „Ich weiß von siebenjährigen Kindern, denen alles auf so taktvolle Art mitgeteilt wurde, daß ihr inneres Gleichgewicht nicht gestört wurde." (Muckermann.)

Unerhört leichtfertig und falsch wäre es: das fragende Kind mit einer ärgerlichen — halb vorwurfsvollen und halb verlogenen — Antwort abzuspeisen: „Frag nicht so naseweis! So was geht Kinder nichts an! Das verstehst du doch nicht. Ich will so was nicht wieder hören!" Ebenso unangebracht ist hier alle Märchenerzählerei. Wo das Kind ein Recht hat, die Wirklichkeit zu erfahren, soll man ihm keine Märchen aufbinden.

Wer von den Eltern die erste Aufklärung gibt, ist unwesentlich. Der soll es tun, der das größere Geschick dazu hat. Dabei ist aber selbst die ungeschickteste Aufklärung immer noch besser als keine.

*

Ein paar praktische Anleitungen:

Die Mutter erzählt dem Kind eines Tages — scheinbar zufällig — (vermeidet also jede Wichtigtuerei und alle Geheimniskrämerei), daß es neun Monate in der Wiege unter ihrem Herzen gelegen sei. Diese Wiege habe der liebe Gott eigens für das Kind dort geschaffen; und er habe sie so warm und so wohlig geschaffen, daß es darin so sicher

und munter geschlafen habe wie das Vöglein in seinem Nest oder wie das Kindlein in seinem Bettchen.

Es ist gar nicht einzusehen, warum die Mutter das nicht erzählen soll. Das Kind wird das ganz natürlich und sehr schön finden. Und sich damit begnügen. Vielleicht aber folgt jetzt auch die gefürchtete Frage: „Wie bin ich denn dahin gekommen?"

Damit ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen Mutter und Vater angeschnitten. Vielleicht ist sie ganz spontan entstanden. Und es steckt dahinter nur jene liebenswürdig-vorlaute Neugier, wie so oft bei geweckten Kindern. Man wird es dann am besten abzulenken versuchen. Spürt man aber schon einen bestimmten Ernst aus dieser Frage, kann sie gleich beantwortet werden. Es gibt darauf eine Antwort, die ebenso wahrhaftig wie ehrfürchtig und erschöpfend ist: Du hast schon gesehen, wie im Frühling ein kleines Hälmlein aus dem Boden wächst. Das Hälmlein wird immer größer, und schließlich ist eine richtige Blume daraus geworden. Das hat die warme Sonne gemacht: sie hat mit ihrem Licht und mit ihrem warmen Schein das Hälmlein, das in der Erde schlummerte, geweckt, zum Wachsen und zum Blühen gebracht. So ist es auch in meiner kleinen Herzenswiege zugegangen: eine warme, helle Sonne hat geschienen und dich — wie das Hälmlein aus der Erde — geweckt. Diese Sonne, das war die große Liebe deines Papa zur Mama. Sie hat dich so in meiner Wiege zum Leben erweckt, wie der Kuß des Prinzen das schlafende Dornröschen.

Ein anderes Mal — und entsprechend später — kann daran angeknüpft werden: du erinnerst dich noch an das Hälmlein, aus dem die große Blume gewachsen ist. Wenn aus der Blume eine Frucht werden soll, dann muß sie vorher durch den Samenstaub einer anderen (männlichen) Blüte befruchtet werden. Du hast doch letzthin bei unserem Spaziergang gesehen, wie über dem Kornfeld eine ganze Wolke von Blütenstaub schwebte. Diese Wolke fällt in kleinen Stäubchen auf die Ähren. Eines dieser Stäubchen wächst in den Fruchtknoten der Ähre hinein und verbindet sich dort mit einem von den vielen kleinen Ei-Zellchen. Dadurch bekommt die Ei-Zelle neues Leben; sie kann jetzt wachsen, bis daraus ein großes Korn geworden

ist. Bei anderen Blumen aber wird der Blütenstaub nicht durch den Wind, sondern durch Insekten — wie zum Beispiel durch die Bienen — auf die weibliche Blüte getragen.

So ähnlich geht es auch bei den Menschen: zu der winzig kleinen Ei-Zelle im Schoß deiner Mutter mußte erst ein ganz kleines goldenes Stäubchen des Vaters kommen, ehe es wachsen konnte. Was beim Ährenfeld der Wind und bei vielen Blumen die Bienen: das ist bei der Frau die Liebe des Mannes. Dadurch, daß der Mann seine Frau liebt und immer bei ihr ist, wird und wächst das Kindlein in der Wiege ihres Herzens. Und aus Mann und Frau werden Vater und Mutter. Und das Kindlein erbt von beiden das Aussehen und die Eigenschaften. Woher das alles kommt und warum das so ist: kann keiner sagen. Das ist ein Geheimnis vom lieben Gott; und das ist sein großes, allerschönstes Wunder. Wir können nur darüber staunen, uns daran freuen, dafür dankbar sein; aber verstehen, das können wir nicht.

Wenn das Kind dafür reif geworden ist, kann dann noch hinzugefügt werden: im Samenstäubchen des Vaters ist etwas von seinem ureigensten Wesen enthalten: etwas von allem Guten und Schlechten, von allem Starken und Schönen und Schwachen. Und davon kommt auch etwas in das Kind hinein, das es nie mehr ganz verliert. Darum ist es aber auch so wichtig: daß ein Vater viel Gutes und Schönes und Starkes und nur wenig Schlechtes und Schwaches hat. (Die Parallele zur Mutter kann unschwer angeknüpft werden.) Und wenn du jetzt schon dafür sorgst, daß du gut und gesund bist und es auch bleibst: dann baust du nicht nur am eigenen Leib und an der eigenen Seele, sondern auch schon am Leib und an der Seele der Kinder, die dir Gott einmal schenken wird. Daran muß man denken, wenn man einmal im Zweifel ist: ob man etwas tun darf oder nicht.

Jetzt verstehst du aber auch — was ich dir schon oft gesagt habe —, daß der Leib etwas Heiliges ist. Und daß man ihn ganz heilig halten muß. Immer! Auch wenn man ganz allein ist und man von keinem gesehen wird. Und wenn böse Kinder etwas mit dem Leib tun wollen, was häßlich und schmutzig ist, dann darfst du das schon

deshalb nicht mitmachen. Du gehst einfach fort. Und kommst zu mir und sagst es mir.

Diese Art der Aufklärung kann — mit unwesentlichen Änderungen — für Buben und Mädchen benutzt werden. Das Mädchen aber muß, noch bevor sich die ersten Anzeichen bestimmter physiologischer Vorgänge bemerkbar machen, durch die Mutter über die Natur dieser Vorgänge unterrichtet werden. Etwa so: wahrscheinlich wirst du bald an deinem Körper etwas bemerken, was früher nicht da war. Das ist ganz richtig so. Es ist bei allen Mädchen so. Und ist ein gutes Zeichen von Kraft und Gesundheit. Du mußt dich gar nicht darum kümmern; dich nur dann besonders sauber halten. Dann ist alles in Ordnung. Wenn du dich aber fürchtest oder wenn du Beschwerden hast, dann kommst du zu mir. Ich kenn das ganz genau. Und ich werd dir helfen. Aber zu andern mußt du nicht gehen. Sie verstehen es doch nicht oder sie lachen dich sogar aus.

Ich will dir nun auch sagen, warum das kommen muß: du weißt doch noch, daß ich dir von der Wiege in meinem Herzen erzählt habe. Auch du sollst, wenn du einmal erwachsen bist — vielleicht 21 oder 23 Jahre alt bist — eine solche Wiege besitzen. Die Natur aber ist sehr umsichtig, und so sorgt sie schon jetzt dafür, daß dein Körper allmählich darauf vorbereitet wird. Und deshalb erneuert sie schon jetzt jeden Monat die Werdestätte, in der auch du einst ein Kindlein wiegen sollst. Ist das nicht herrlich und wunderbar? Man kann dem lieben Gott, der das alles so weise und so gütig eingerichtet hat, dafür nur dankbar sein! Am besten dankt man ihm, wenn man seinen Körper in Gedanken und in Handlungen züchtig und heilig hält und sich so freudig vorbereitet auf die große Gnade und Aufgabe, einmal Mutter werden zu dürfen.

Wo auf solche Weise die kindliche Seele über das Mysterium der Entstehung des natürlichen Lebens aufgeklärt wird, kann von der Bosheit oder dem Unverstand eines dritten kaum noch Schaden oder Verwirrung angerichtet werden. Es wird dadurch aber auch verhütet, daß die sexuellen Dinge dem Kind als etwas Gemeines, Häßliches oder gar Böses nahegebracht werden. Die verständigen Eltern werden dem Kind in dieser kritischen Periode im Gegenteil immer wieder

sagen, daß es keine „gemeinen" oder „unehrbaren" Körperorgane gibt. Denn was Gottes Liebe und Weisheit eingerichtet hat, ist g u t. Böse ist nur, wenn die Menschen davor keine Ehrfurcht haben oder es mißbrauchen.

Es wird berichtet, daß nach einem solchen vertrauten Gespräch zwischen Mutter und Kind selbst sehr wilde Buben und ganz unsentimentale Mädchen der Mutter weinend oder jubelnd um den Hals fallen ob des großen Glücks, eine solche Mutter zu haben: „Mutter, jetzt hab ich dich noch viel lieber."

## AUF HEILIGEN SPUREN

Eltern und Natur! Das müßte sein wie Melodie und Wort im Lied; wie Licht und Wärme der Sonne; wie Duft und Farbe in den Blumen. Gott hat die Natur erdacht, daß sie eine breite Treppe sei, auf der die Eltern — ihre Kindlein an der Hand — zum Himmel steigen.

Aber das Leben sei doch heute anders? Sei viel zu sehr mit kleinen und großen Arbeiten und Sorgen überlastet, als daß noch Zeit und Sinn und überhaupt noch ein Gedanke übrig bleibe für die Wunder in der Schöpfung Gottes?

Eine Familie in der Mietskaserne einer Großstadt: und N a t u r? Wiese und Wald, Berg und Heide; die singende Blütenfreude des Frühlings, das muntere Spiel der Tiere, der dramatische Aufzug der Wolken, die Farben im Herbst und die Sterne am Abend... Was hat das alles noch mit ihr zu tun? Das gibt es wohl in den Märchenbüchern der Kinder und in den Liedern der Dichter. Aber im Leben selber? Da sieht es anders, sieht es nüchterner und prosaischer aus.

Es ist leider so: daß die Eltern vielfach die Beziehung zur Natur verloren haben. Und so an inneren Lebenswerten und an erzieherischen Hilfskräften ärmer geworden sind. Kann da geholfen werden? Vor allem: wenn man weder Reichtümer noch einen Park oder eigenen Garten hat?

Es gibt einen inneren Sinn, eine seelische Empfindlichkeit und

Empfänglichkeit für die Natur ganz unabhängig von irdischem Besitz und äußeren Gelegenheiten. Diese still verborgenen Kräfte müssen erkannt und gepflegt werden. Man muß ihnen Augen und Herz offen halten. Das ist überall — inmitten der modernen Großstadt — wie im Landhaus eines Rittergutes möglich.

In tausend Klängen, Farben und Formen sprechen uns die Spuren Gottes alle Tage an: in jedem Sonnenstrahl, der sich ins Zimmer stiehlt, in allen Tierlein, im kleinsten Grashalm am Straßenrand, im Lied der Amsel und im Geschwätz der Spatzen; es gibt Wolkenbilder über uns, die wie lustige Gedankensprünge Gottes locken; es gibt die leisen und die lauten Rhythmen des fallenden, klatschenden, rauschenden Regens; der Wind hüpft wie ein Kätzlein durch das Haus, springt wie ein wildes Roß über die Straße; Blitz und Wetterleuchten durchzucken die nüchterne Farblosigkeit eines sonnenlosen Tages, und der Donner schlägt seine Pauken dazu; dort schmückt sich ein Baum mit Blüten und Blättern wie zu seliger Brautfahrt; ein Wagen mit Früchten rot und grün und gelb biegt um die Ecke; und ein Pferd, ein Hund, ein Vogel, Hühner, Tauben und das Geschwirr und Gesumme in der Luft . . .

Gott schickt uns in jeder Stunde neue, andere Boten seiner Liebe und seiner Weisheit sichtbar und hörbar zu. Man braucht sie nur aufzunehmen, sich ihnen zu öffnen.

Und erst in den Parkanlagen unserer Städte! Oder wenn man einen eigenen Garten hat! Wunder über Wunder! Wie das in den Säften steigt, wie das wächst und fruchtet, und vergeht und wieder wird. Tausend Stufungen, tausend Spuren: alle zu Gott; alle zur Freude und zum Trost der Menschen!

Nicht wahr: Eltern, es gibt „noch" Schönheit; es gibt „noch" Poesie und Klang im Leben. Auch wenn der Brauttag schon lange vorüber ist! Und die grauen Gespenster der Sorge und Enttäuschung in allen Ecken nisten. Ihr müßt nur wieder lernen, das Schöne zu sehen und das Tröstliche zu hören. Müßt euren Reichtum in euch selber suchen. Nicht im bunten Tand, in den schillernden Seifenblasen jener Sehnsüchte und Wünsche nach Dingen, die nie das Glück, euer Glück sein können.

Die Kleinwelt eures täglichen Lebens kann so reich, so fürstlich sein. Braucht diesen Reichtum nur zu raffen, mit beiden Augen und mit allen Armen zu raffen! Ihr wachst in ihm: wachst an persönlichen Werten, wachst an seelischen und geistigen Kräften. Werdet selber Reichtum für alle, die in euren Lebenskreis treten; insbesondere für die Kinder.

Eure Kinder! Sie warten darauf, daß ihr sie beschenkt mit all den Herrlichkeiten, die ihr im Zaubergarten eurer Seele verborgen haltet, und die ihr immer wieder neu belebt an den Wundern der Gottesliebe und der Natur.

Zeigt doch eurem Kind die Spuren Gottes auf der Erde! Ihr werdet nie fertig damit. Ihr werdet ungeahnte Hilfe finden für alle Aufgaben der Erziehung. Schließt eurem Kind das Herz auf für die Harmonien in all den Farben, Stimmen und Formen, die es tausendfältig umgehen. Lehrt es verstehen, wie sich darin Gottes Allmacht und Liebe offenbart. Wie das alles aber auch zu unserer Freude und zu unserem Besten erschaffen ist. Wie alles am rechten Platz ist. Diese unübersehbare Mannigfaltigkeit! Dieser Einklang im Vielklang!

Wie aber auch alles seine besondere Aufgabe hat! Und diese Aufgabe löst. Die Rose als Rose; der Apfelbaum als Apfelbaum; der Sonnenstrahl als Sonnenstrahl; der Stein als Stein. Zeiget eurem Kind, wie auch der Mensch seine besondere Aufgabe hat und sie erfüllen muß. Die wichtig und notwendig ist: ob sie gleich der Rose, dem Baum, der Sonne, dem Stein duftend und strahlend, früchtespendend oder still verborgen und unscheinbar ist. Jeder soll das sein, soll das ganz sein, wozu ihn Gott berufen hat.

Wie ganz anders wird dann etwa ein Sonntagsgang in den Wald! Er wird eine Entdeckungsfahrt in unbekannte Welten. Anstatt dieses langweilige Spazierengehen im besten Sonntagsstaat: „Mach dich nicht schmutzig! Bleib auf dem Weg! Faß nicht alles an! Lauf nicht so weit fort! Frag nicht so dumm!“ . . .

Spuren Gottes! Die Eltern, die sie zu finden wissen, sind reich, sind in vielem getröstet, sind gute Kameraden und kluge Führer ihrer Kinder.

## DAS ALLERWICHTIGSTE

Ein indischer Mönch wurde einst gefragt: was für ein Unterschied sei zwischen Dressur und Erziehung? Er antwortete: „Dressieren kann man mit der Peitsche; erziehen kann man nur mit Brahma!"

In diesem einfachen Wort fernöstlicher Weisheit ist alles gesagt, was man über die letzten Kräfte und den tiefsten Sinn aller erzieherischen Arbeit sagen kann. Aufgabe der Menschheit ist: Darstellung des Ewigen im Zeitlichen, des Bleibenden im Vergänglichen, des Himmlischen im Irdischen, des Göttlichen im Menschlichen. Diese Aufgabe zu erkennen und den Menschen bereit zu machen, sie zu erfüllen, muß darum auch das letzte Ziel der Erziehung sein. Darum darf sie nicht im Nur-natürlichen und Zeitlichen stecken bleiben. Denn dann verliert sie allzubald den festen Untergrund, auf den sie bauen soll; und sie verliert ihren letzten Sinn. Warum eigentlich Reinheit, Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Güte, innere Sauberkeit und eine adelige äußere Form? Wozu das alles? Und weshalb? Weil sich das so „gehört" und man besser vorwärts kommt im Leben? Wer beweist mir, daß sich das so gehört? Gar viele kümmern sich doch überhaupt nicht darum! Leben, wie es ihnen paßt. Und sie sind doch vorwärts gekommen im Leben. Es scheint sogar fast: als ob man mit dem Gegenteil dieser Eigenschaften bedeutend leichter und schneller vorwärts käme. Warum also? . . .

Eine alte englische Legende erzählt: die menschlichen Tugenden hätten einmal eine gemeinsame Reise gemacht. Aber schon am ersten Tag seien sie in Streit geraten. Und zwar so heftig, daß sich schließlich jede vor lauter innerer Bosheit in ihr — Gegenteil verkehrt hätte.

Tragik jeder Tugend, die nur rein menschlich ist! Sie steht immer in Gefahr, ihr Gegenteil zu werden. Darum muß sie — um überhaupt bestehen zu können — Begründung, Maß und Sinn in einem Wert suchen, der außerhalb von ihr liegt; der über sie hinausragt. Das muß ein Wert sein, der höher liegt als alles Irdische, und der tiefer geht als alles Menschliche: wie könnte

er sonst zu solchen Haltungen und Taten verpflichten, die doch dem menschlichen Gefühl, seinen Neigungen und seinem Wesen so schwer ankommen; anscheinend sogar ganz gegen seine Natur gehen? Dieser Wert — ewig, absolut und unwandelbar — muß im Wesen Gottes selber begründet sein; muß persönlich dargestellt sein durch den allmächtigen Herrn und Herrscher alles Seins und Lebens: durch Gottes Vollkommenheit selber. Ohne Gott verliert alle Tugendhaftigkeit ihren Halt und ihren Sinn. Die eine Tugend gerät „auf der gemeinsamen Reise" durchs Leben zu leicht mit der andern in Streit, und am Ende ist aus jeder das Gegenteil geworden.

Wo immer eine Tugend selbstherrlich wird, wo sie sich loslöst von ihrem Urgrund und ihrem letzten Ziel: Gott, da verliert sie — wie das Leben zeigt — nur allzuleicht auch Maß und Richtung. Sie gebärdet sich souverän und entzieht sich damit der Kritik, der Korrektur und der notwendigen Ergänzung durch eine andere Tugend: sie wird ihr Gegenteil. Was ist etwa Charakterstärke ohne Demut, Wahrhaftigkeit ohne Liebe, Treue ohne Gerechtigkeit, Liebe ohne Wahrhaftigkeit, Güte ohne Klugheit, Starkmut ohne Mitleid, Großzügigkeit ohne Ordnung? Wie leicht und wie oft wird aus der Mutterliebe — Familien-Egoismus; aus der Vatersorge — unangenehme Pedanterie; aus elterlicher Strenge — Eigensinn, und aus Fürsorge Eitelkeit?

Keine Tugend kann ohne ihr Gegenstück bestehen. Und alle zusammen müssen Begründung, Sinn und Halt haben in jener unvergänglichen und unwandelbaren Vollkommenheit, die da der Weg, die Wahrheit und das Leben selber ist: Christus. In ihm muß alle menschliche Tugendhaftigkeit, Größe und Kraft geläutert und zu innerer Einheit mit den Absichten Gottes geformt werden. Ohne Christus bleibt die Summe aller Tugenden nur ein ethisches Mosaik und ein humanitäres Potpourri; es fehlt ihr die Seele und damit das wirkliche Leben.

Es wäre aber kurzsichtig und ungerecht, deshalb jeder nur natürlichen Tugend allen Wert für die Bildung des Charakters und für das Zusammenleben der Menschen abzusprechen; oder die Bedeutung einer von Natur guten Charakteranlage zu verkennen. Man braucht

nicht die Natur zu schmähen, um die Übernatur ins rechte Licht zu setzen; und man braucht das Zeitlich-menschliche nicht zu verachten, um nach dem Ewigen und Göttlichen zu trachten. Aber man muß sich bewußt bleiben, daß alles Nur-natürliche schließlich doch nur etwas Halbes, Verworrenes und Ziellosses bleibt; ewig — Torso und „Unvollendete Symphonie bleiben muß.

Von diesem Grundgedanken muß jede Erziehung ausgehen, die das Kind — Seele und Leib — einheitlich-harmonisch bilden: es zu einem Charakter, zu einer Persönlichkeit reifen lassen will. Ohne diesen felsigen Untergrund verliert alle Erziehungsarbeit ihren festen Standpunkt; verirrt sich ins Experimentieren und in jene tausend unwesentlichen Dinge, Nebensächlichkeiten und Torheiten, die das Kind selber am meisten zu büßen hat.

Alle natürlichen Einheiten und Klugheiten, alle menschlichen Erfahrungen und pädagogischen Erkenntnisse sind letzten Endes Rauch und Schall und führen unweigerlich in die Irre ohne die göttliche Weisheit des Kreuzes. In dieser Weisheit werden auch allein die dunklen Abgründe von Vererbung, Veranlagung, von den Wirkungen der Umwelt und von den Möglichkeiten zu ihrer Bewältigung aufgehellt. Denn jetzt weiß der Erzieher: daß alle dämonischen Kräfte, daß alle bösen Geister der Vergangenheit und der Gegenwart — trotz ihrer scheinbaren Allgewalt — doch nicht die Macht haben, das zeitliche und das ewige Schicksal des Kindes zu bestimmen. Weiß, daß nur e i n e r Herr ist — wie über Leben und Tod im allgemeinen, so auch über Leben und Tod jedes einzelnen Menschen: — G o t t. Und daß Gott jedem seine G n a d e gibt, mit deren Hilfe er sein endgültiges Schicksal zum Guten — zum Allerbesten — wenden kann. Trotz allem Bösen und allem Widrigen und Dunklen in seiner Seele.

Dieser reale, in Gottes Gerechtigkeit und Vatergüte begründete Optimismus gibt der Erziehung Schwungkraft, Vertrauen und Richtung; zeigt ihr, daß sie schließlich nur e i n e Aufgabe zu erfüllen hat: dem jungen Menschenkind zu helfen, Gottes Gnade zu erkennen und sich ihr in Demut Dankbarkeit und Treue gläubig und handelnd hinzugeben. Erziehung ist in ihrer allerwichtigsten Aufgabe und in ihrem

letzten Ziel nichts anderes, sollte nichts anderes sein als das ehrliche, opfervolle Bemühen: das Kind willens und fähig zu machen, sein Leben — im Auftrag Gottes und im Gehorsam gegen seinen Willen — so vollkommen wie nur möglich zu leben.

## KLEINE WEISHEITEN

Erziehen heißt: wissen, wieviel Großes bei den allerkleinsten Dingen auf dem Spiel steht, und danach handeln.

*

Werde, der du bist — verliere dich selbst.

*

Wahre Bildung ist die Fähigkeit, Hauptsache und Nebensache im Leben zu unterscheiden. Charakter ist die Kraft, diese Unterscheidung in der Lebensführung zum Ausdruck zu bringen.

*

In der Erziehung muß alles verhindert werden, was Rivalität zwischen den Kindern hervorrufen könnte.

*

Kein Kind weint ohne tieferen Grund.

*

Das Leben der Eltern ist der Anschauungsunterricht der Kinder.

*

Laß dich nie durch das Kind in Affekt bringen.

*

Der Erzieher schuldet dem Kinde die größte Ehrfurcht.

*

Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie so, wie sie sein sollten, so bringen wir sie dazu, wohin sie zu bringen sind.

*

Nicht nur was die Eltern sind, auch was sie lesen ist für die Kinder von Bedeutung.

*

Laß die Kinder mit sich selbst spielen, und störe ihre Kreise nicht.

*

Einzige Kinder werden fast immer Egoisten.

*

Die Ehrfurcht, die das Kind uns bietet, verlangt gebieterisch, sie zu verdienen.

*

Wenn der Erzieher die Ruhe verliert, so ist das so schlimm als wenn auf einem Schiff ein konfuser Kapitän ist.

*

Das ist ein weiser Vater, der sein eigen Kind kennt.

*

Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

*

Die Religion ist die Herzogin unter allen Erziehungsmitteln.

*

Wenn es ein Ding gibt, wo man den Segen Gottes nicht entbehren kann, dann ist es die Erziehung des Kindes.

*

Zur Erziehung für ein christliches Leben ist es von großer Bedeutung, den jungen Menschen daran zu gewöhnen, Unrecht zu ertragen.

*

„Uns zu verewigen sind wir ja da!"

# TRAGISCHES ZWISCHENSPIEL

## EIN DICHTER UND SEINE ERSTE JUGEND

August Strindberg:

Schwedens größter Dichter; ein titanisch Liebender und Hassender; ein ruhelos über die langen Wege des Erlebens, Erleidens, des Irrens und der endlichen Erleuchtung Getriebener! Menschgewordener Hamlet, der die Welt nur im selbstquälerischen Spiegelbild einer unheilbar seelischen Verletzung zu erleben imstande ist.

Seelische Verletzung, die er sich in frühester Kindheit durch elterliche Unvernunft und durch mißliche Umstände zugezogen hat; die durch sein ganzes Leben eitert: ihm den Gottesglauben seiner puritanischen Mutter zuwider macht und ihn — unterstützt von einer gottfernen Philosophie und Naturwissenschaft — schließlich am „Christengott" verzweifeln läßt. Hier liegen auch die tiefsten Wurzeln, die sein Verhältnis zu Ehe, Familie und Frau vergiftet haben: daß aus einem Vorkämpfer des Frauenrechtes ein grimmiger Hasser und Verächter des Weibes wird. Ohne freilich von ihm loszukommen: „Ich bin an dich gebunden, wie Prometheus an den Felsen, ob auch meine Liebe der Geier wird, der ewig meine Leber zerfleischt."

Ein Ahasver, der — von den wilden Furien seiner faustischen Seele zwischen Wahnsinn und seliger Ekstase umhergeschleudert — in den Jahren 1883 bis 1889 wie im Verfolgungswahn 24mal seinen Wohnsitz wechselt. Ein Mensch ohne Heimat, dem die Heimatlosigkeit der Jugend zur Heimatlosigkeit des Lebens wird. Bis sich dann schließlich die Gnade seiner erbarmt und ihn an der Hand seiner zur katholischen Kirche übergetretenen Tochter Greta in den Frieden mit Gott heimführt. Ihn — wie Hermann Bahr sagt — „der innern Entscheidung nach" katholischer Christ werden läßt. Wenn er auch den letzten Schritt zur Kirche öffentlich nicht getan hat, so war es doch seine ehrliche Absicht, sich in die Kirche aufnehmen zu lassen und als Benediktiner oder Karthäuser sein bewegtes Leben zu beschließen.

In den Bedrängnissen seiner letzten Krankheit trägt er ein vom katholischen Priester geweihtes Kruzifix; und der Gekreuzigte gibt ihm

Trost und Kraft in den Ängsten und Schmerzen des Todeskampfes. Kurz vor seinem Heimgang läßt er sich ein Neues Testament reichen und sagt leise, aber so klar, daß alle Umstehenden es verstehen können: „Das ist das einzige Buch, welches die volle Wahrheit enthält." Ein einfaches Kreuz schmückt das Grab des großen Dichters. Und darauf steht — wie er selber gewollt hat —: „Ave crux, spes unica!"

Alle Werke Strindbergs haben autobiographischen Charakter, sind künstlerische Berichte seines Lebens. So stellt er in seinem Roman „Der Sohn einer Magd" die ganze äußere Trostlosigkeit und innere Verlassenheit seiner Jugend dar. Man wird tief ergriffen von diesem Buch. Sieht hier eine traurige Kette erzieherischer Irrtümer und Fehlleistungen und zugleich tragischer äußerer Umstände, die das ganze Leben des Dichters unheilvoll beeinflussen. Der Roman ist wie ein Lehrbuch für Eltern und Erzieher. Hier sind ein paar charakteristische Stellen, die zum Nachdenken anregen mögen:

*

Erste Empfindungen:

Drei Treppen hoch in dem großen Gebäude erwachte der Sohn des Kaufmanns und der Magd zum Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein vom Leben und dessen Pflichten. Seine ersten Empfindungen, an die er sich später noch erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er fürchtete sich im Dunkeln, fürchtete sich vor Schlägen, fürchtete sich etwas verkehrt zu machen, fürchtete sich zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Ihm war bange vor den Fäusten der Brüder, vor dem Zausen der Mägde, vor dem Schelten der Großmutter, vor Mutters Rute und Vaters Rohrstock. Er fürchtete sich vor dem Burschen des Generals, der mit Pickelhaube und Faschinenmesser unten im Hausflur stand; er fürchtete sich vor dem Hausverwalter, wenn er beim Müllkasten auf dem Hofe spielte; er fürchtete sich vor dem Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt war.

Über ihm waren Machthaber mit Vorrechten, von den Altersvorrechten der Brüder bis zum höchsten Gericht des Vaters; über ihm stand noch der Hausverwalter, der ihm die Haare zauste und immer

mit dem Hauswirt drohte. Aber über ihnen allen, sogar über dem Burschen mit der Pickelhaube, stand der General; besonders wenn er in Uniform ausging, mit dreieckigem Hut und Federn. Das Kind wußte nicht, wie ein König aussah; aber es wußte, daß der General zum König ging. Die Mutter sprach ihm regelmäßig das Abendgebet vor, aber einen Begriff von Gott hatte er nicht; doch mußte Gott etwas Höheres sein als der König.

Umwelt:

Diese Furcht war dem Kind wahrscheinlich nicht eigentümlich, falls nicht die Stürme, die die Eltern durchmachten, als die Mutter es trug, einen besonderen Einfluß auf das Kind ausgeübt hatten. Es hatte nämlich gehörig gestürmt. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, und Johann (das ist der Dichter) kam im Anfang der Trauzeit zur Welt. Willkommen war er wahrscheinlich nicht; am allerwenigsten, da ein Konkurs seiner Geburt vorangegangen war; er also in einer geplünderten Häuslichkeit, die vorher behäbig gewesen, in der jetzt aber nur noch Betten, Tische und Stühle vorhanden waren, geboren wurde.

Der Bruder des Vaters starb zur selben Zeit; und zwar als Feind des Vaters, weil der Vater sein freies Verhältnis nicht auflösen wollte. Der Vater liebte dieses Weib und zerriß das Band nicht, sondern knüpfte es fest fürs Leben.

In drei Zimmern wohnte der Vater mit seiner Frau und sieben Kindern nebst zwei Dienstboten. Die Möbel bestanden fast nur aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrett und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, war aber stets zu Hause. Nahm nie eine Einladung an, weil er sich nicht revanchieren konnte. Ging nie in die Kneipe und nie ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen wollte. Sein Vergnügen war ein Klavier. Die eine Tochter der Schwester kam jeden zweiten Abend; und dann wurden Haydns Symphonien vierhändig gespielt. Nie etwas anderes. Später auch Mozart. Nie etwas Modernes.

Der Vater:

Der Vater war eine verschlossene Natur; hatte vielleicht deswegen einen kräftigen Willen. Er war Aristokrat von Geburt und Erziehung. Des Vaters Mutter war von deutscher Abstammung (aus einer Tischlerfamilie). Des Vaters Vater war Kaufmann in Stockholm, Führer der Bürgerwehr und hoher Freimaurer gewesen.

Der Vater duzte Knecht und Magd und wurde von ihnen Herr genannt. Er war trotz seiner Niederlage nicht zu den Mißvergnügten übergegangen, sondern verschanzte sich mittels religiöser Resignation: es war eben Gottes Wille. Er war Aristokrat von Grund auf, bis in seine Gewohnheiten hinein; er kleidete sich immer fein und liebte reine Wäsche. Wenn der Knecht seine Stiefel putzte, mußte er Handschuhe anziehen: dessen Hände hielt der Herr für so schmutzig, daß er sie nicht in seinen Stiefeln haben wollte . . .

Er ließ sich nur bei den Mahlzeiten sehen. Traurig, müde, streng, ernst war er, aber nicht hart; er sah strenger aus als er war, weil er bei der Heimkehr immer ohne weiteres eine Menge Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurteilen konnte. Auch wurde sein Name immer benutzt, die Kinder in Schrecken zu versetzen: „Wenn Papa das erfährt" bedeutete Schläge. Das war gerade keine dankbare Rolle, die man ihm gegeben. Gegen die Mutter war er immer mild. Er küßte sie immer nach der Mahlzeit und dankte ihr fürs Essen. Dadurch gewöhnten sich die Kinder daran, sie als die Geberin aller guten Gaben und den Vater als den aller bösen zu betrachten. Das war ungerecht.

Man fürchtete den Vater. Wenn der Ruf: „Papa kommt" zu hören war, liefen alle Kinder davon und versteckten sich; oder eilten in die Kinderstube, um sich zu kämmen und zu waschen. Bei Tisch herrschte Todesschweigen und der Vater sprach nur wenig.

Die Mutter:

Sie war die Tochter eines armen Schneiders; ihr Stiefvater hatte sie ins Leben hinausgeschickt, zuerst als Magd, dann als Kellnerin. In dieser Stellung war sie von Johanns Vater entdeckt worden. Sie

war Demokratin aus Instinkt, sah aber zu ihrem Mann auf, weil er „aus guter Familie" war; und sie liebte ihn, ob als Retter, Gatte oder Familienversorger, ist schwer zu sagen.

Sie war immer einfach aber rein gekleidet. Die Kinder sollten reine und heile Kleider haben, aber nicht mehr. Sie war vertraulich zu den Dienstboten und bestrafte das Kind, das gegen eins von ihnen unhöflich gewesen war, sofort, ohne den Fall zu untersuchen, auf die bloße Anzeige hin.

Sie hatte ein nervöses Temperament. Flammte auf, wurde aber bald wieder ruhig. Sie war verhältnismäßig zufrieden mit ihrem Leben; denn sie war gestiegen auf der sozialen Stufenleiter und hatte ihre eigene Stellung wie die ihrer Mutter und die ihres Bruders verbessert. Sie trank des Morgens Kaffee im Bett; hatte Ammen, zwei Dienstboten, Großmutter zur Hilfe. Wahrscheinlich überanstrengte sie sich nicht.

Für die Kinder war sie immer die Vorsehung. Sie schnitt die Niednägel, verband verletzte Finger, tröstete und beruhigte immer, wenn der Vater gestraft hatte, trotzdem sie der öffentliche Ankläger war. Das Kind fand sie kleinlich, wenn sie dem Papa „petzte"; Achtung wenigstens erwarb sie sich dadurch nicht. Sie konnte ungerecht, heftig sein; zur Unzeit strafen, auf die bloße Anzeige eines Dienstboten hin. Aber das Kind bekam auch Essen aus ihrer Hand, wurde von ihr getröstet; darum war sie beliebt, während der Vater immer ein Fremder blieb, eher ein Feind als ein Freund.

Kam der Vater müde, hungrig, finster nach Haus und wagte — weil der Fußboden frisch gescheuert und das Essen schlecht bereitet war — einen Tadel auszusprechen, so erhielt er eine etwas kurze Antwort. Er lebte in seinem eigenen Hause wie auf Gnade, und die Kinder verbargen sich vor ihm.

## Die Erziehung:

Die Erziehung bestand aus Schelten und Zausen; sie wies hin auf Gebet und Gehorsam. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur mit Pflichten, nicht mit Rechten. Aller andern Wünsche durften

sich äußern, die des Kindes wurden unterdrückt. Das Kind konnte keinen Gegenstand anfassen, ohne etwas Unrechtes zu tun; nicht umherlaufen, ohne im Wege zu sein; nicht ein Wort äußern, ohne zu stören. Schließlich wagte es sich nicht mehr zu rühren. Seine höchste Pflicht und seine höchste Tugend war: auf einem Stuhl stillsitzen und ruhig sein.

„Du hast keinen Willen", so lautete es immer. Und damit wurde der Grund gelegt zu einem willenlosen Charakter.

„Was werden die Menschen sagen?" hieß es später. Und damit wurde sein Selbst angegriffen: er konnte nie er selber sein, war immer abhängig von fremder Ansicht, die sich ändert; traute sich selber nichts zu, ausgenommen in den wenigen Augenblicken, in denen er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlte.

Johann war äußerst empfindlich. Weinte so oft, daß er deshalb einen besondern Schimpfnamen bekam. Jeder kleine Tadel verletzte ihn; er war in beständiger Unruhe, einen Fehler zu begehen. Er achtete aber auf Ungerechtigkeiten und wachte über die Verfehlungen der Brüder, indem er hohe Anforderungen an sich selber stellte. Wenn die Brüder nicht bestraft wurden, fühlte er sich tief gekränkt; wenn sie zur Unzeit belohnt wurden, litt sein Gerechtigkeitsgefühl. Darum wurde er für neidisch gehalten. Er ging dann zur Mutter, um sich zu beklagen. Erlangte einigemale Gerechtigkeit, wurde aber ermahnt, es nicht so genau zu nehmen. Aber man war ja so genau gegen ihn; und es wurde ihm befohlen, genau gegen sich selbst zu sein. Er zog sich zurück und wurde bitter, wurde scheu und verschlossen. Er verbarg sich ganz hinten, wenn etwas Gutes verteilt wurde, und weidete sich daran, wenn er übersehen wurde. Er fing an Kritik zu üben und bekam Geschmack für Selbstquälerei. Bald war er melancholisch, bald war er mutwillig.

Sein ältester Bruder war hysterisch; er konnte, wenn er beim Spiel geärgert wurde, unter konvulsivischem Lachen, das ihn zu ersticken drohte, niederfallen. Dieser Bruder war der Liebling der Mutter und der andere der Liebling des Vaters. Lieblinge gibt es in allen Fami-

lien. Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt als das andere; weshalb, ist nicht zu sagen. Johann war niemandes Liebling. Das fühlte er, und das grämte ihn. Die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Er lernte das ABC bei ihr und half ihr beim Wiegen. Aber er war mit dieser Liebe nicht zufrieden; er wollte die Mutter gewinnen. Und wurde zutunlich, betrug sich aber so plump dabei, daß er durchschaut und zurückgestoßen wurde.

Die Strafe:

Es wurde strenge Zucht im Hause gehalten. Lüge wurde schonungslos verfolgt und Ungehorsam auch. Kleine Kinder lügen aber oft aus mangelhaftem Gedächtnis. „Hast du das getan?" fragt man sie. Es ist vor zwei Stunden geschehen und das Kind denkt nicht so weit zurück. Da das Kind die Handlung für gleichgültig hielt, hat es sie sich nicht gemerkt. Darum können kleine Kinder lügen, ohne es zu wissen. Darauf muß man achten.

Sie können auch aus Notwehr lügen. Sie wissen, daß sie bei einem Nein frei ausgehen, und daß sie bei einem Ja Schläge bekommen.

Sie können auch lügen, um sich einen Vorteil zu verschaffen. Es ist eine der ersten Entdeckungen des erwachenden Verstandes, daß ein glücklich angebrachtes Ja oder Nein recht nützlich sein kann.

Das Häßlichste ist, wenn sie sich gegenseitig beschuldigen. Sie wissen: der Fehltritt wird bestraft werden, einerlei an wem. Es kommt also darauf an, einen Sündenbock zu finden. Da hat die Erziehung schuld. Diese Strafe ist reine Rache. Der Fehltritt soll nicht bestraft werden; denn das heißt, noch einen Fehler begehen. Der Übeltäter soll gebessert werden; belehrt werden, um seiner selbst willen den Fehltritt nicht wieder zu begehen.

Diese Gewißheit, daß der Fehltritt bestraft wird, ruft die Furcht beim Kinde hervor, daß es für den Schuldigen gehalten wird; so schwebte Johann in einer beständigen Furcht, man würde irgend einen Fehltritt entdecken.

Ein Exempel und seine Folgen:

Eines Mittags besichtigte der Vater die Weinflasche, die die Tante benutzte.

„Wer hat den Wein ausgetrunken?" fragt er und sieht sich unter den Kindern um.

Niemand antwortet; aber Johann errötet.

„So, du bist es gewesen", sagt der Vater.

Da Johann niemals das Versteck der Weinflasche ausgekundschaftet hat, fängt er an zu weinen und schluchzt: „Ich habe den Wein nicht ausgetrunken."

„Was, du leugnest auch noch?"

Auch noch!

„Du sollst was erleben, wenn wir vom Tisch aufstehen."

Der Gedanke, was dann geschehen würde, und die Betrachtungen, die der Vater über Johanns verschlossenes Wesen fortsetzt, veranlassen Johann, noch mehr zu weinen.

Man steht vom Tisch auf.

„Komm", sagt der Vater und geht in die Schlafstube. Die Mutter folgt.

„Bitte Papa um Verzeihung", sagt sie.

„Ich habe es nicht getan", schreit er jetzt.

„Bitte Papa um Verzeihung", sagt die Mama und zaust ihn.

Der Vater hat hinter dem Spiegel nach der Rute gegriffen.

„Lieber Papa, verzeih mir", brüllt der Unschuldige.

Jetzt aber ist es zu spät. Das Bekenntnis ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Exekution. Das Kind heult vor Harm, vor Wut, aus Schmerz; am meisten aber vor Schande, vor Demütigung.

„Bitte Papa jetzt um Verzeihung", sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich allein; verlassen von der, zu der es sich stets flüchtete, um Milde und Trost zu suchen, aber so selten Gerechtigkeit fand.

„Verzeih, lieber Papa", sagt er mit zusammengebissenen lügenden Lippen.

Nun schleicht er in die Küche zu Luise hinaus, dem Kindermädchen,

das ihn zu waschen und zu kämmen pflegt. Und weint sich in ihrer Schürze aus.

„Was hast du getan?" Fragt sie teilnehmend.

„Nichts!" antwortet er. „Ich habe es nicht getan!"

Mama kommt in die Küche. „Was sagt Johann?" fragt sie Luise.

„Er sagt, er habe es nicht getan."

„Leugnet er noch!"

Johann wird zurückgeführt, um dazu gezwungen zu werden: zu bekennen, was er nie begangen hat.

Und jetzt bekennt er, was er nie begangen hat.

In Erinnerung an diese für ihn so schreckliche Szene aus der ersten Jugendzeit schreibt der Dichter an dieser Stelle des Romans folgende, in ihrer grotesken Maßlosigkeit sich selber richtende Kritik über die Familie an sich:

Herrliche sittliche Einrichtung, heilige Familie, unantastbare göttliche Stiftung, die Bürger zu Wahrheit und Tugend erziehen will! Du angebliches Heim der Tugenden, wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gezwungen, wo die Willenskraft durch Willkür geknickt, wo das Selbstgefühl von enge wohnenden Egoismen getötet wird. Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, die Versorgung aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters, die Hölle der Kinder!

Dann fährt er fort:

Seit diesem Tag lebte Johann in ewiger Unruhe. Nicht der Mutter, nicht Luise, noch weniger den Brüdern und am wenigsten dem Vater wagte er sich zu nähern. Feinde überall; Gott kannte er noch nicht anders als durch das Abendgebet. Er war Atheist, wie das Kind ist. (?) Aber im Dunkeln ahnte er wie der Wilde und das Tier böse Mächte.

Wer trank den Wein aus? fragte er sich. Wer war der Schuldige, für den er litt? Neue Eindrücke, neue Sorgen ließen ihn bald die Frage vergessen, aber die aufregende Handlung blieb ihm im Gedächtnis haften.

Er hatte das Vertrauen der Eltern, die Achtung der Geschwister, die Gunst der Tante verloren; Großmutter verhielt sich still. Vielleicht

schloß sie aus anderen Gründen auf seine Unschuld; denn sie schalt ihn nicht. Aber sie schwieg. Sie hatte nichts zu sagen.

Er war ein bestrafter Mensch. Bestraft für eine Lüge, die man im Hause so verabscheute, und für Diebstahl, ein Ausdruck, der nicht einmal genannt werden durfte. Er hatte sein bürgerliches Ansehen verloren, war eine verdächtige Person; wurde von den Geschwistern verhöhnt, daß er sich habe ertappen lassen.

Und das alles mit seinen Folgen, die für ihn volle Wirklichkeit hatten, beruhte auf etwas, das nicht vorhanden war: das war seine Schuld.

Zu spät:

Im Winter wird der Siebenjährige mit seinen Brüdern um sechs Uhr geweckt, während es noch ganz dunkel ist. Er hat noch nicht ausgeschlafen, sondern hat noch das Schlaffieber im Körper. Vater und Mutter, Geschwister und Mägde schlafen weiter. Er wäscht sich mit kaltem Wasser; trinkt eine Tasse Gerstenkaffee und ißt ein Franzbrot, während er in Rabes Grammatik die Endungen der vierten Deklination durchnimmt; ein Stück von „Joseph wird von seinen Brüdern verkauft" durchliest; den zweiten Artikel nebst Erklärung herplappert.

Dann werden die Bücher in den Ranzen gesteckt, und man geht. Auf der Nordzollstraße ist es noch dunkel. Und der Schnee liegt tief. Kein Knecht ist noch draußen gewesen und hat geschaufelt. Als er an der Ecke der Klarabergstraße anlangte, schlug die Uhr — die verhängnisvolle Uhr der Klarabergkirche. Die Beine bekamen Flügel; der Ranzen schlug ihn in den Rücken; die Schläfen pochten; das Gehirn sprang unter den heftigen Schlägen der Pulse. Als er in die Kirchhofgasse kam, sah er, daß die Klassen leer waren. Es war zu spät.

Die Pflicht war für ihn wie ein abgelegtes Versprechen. Höhere Macht, zwingende Not, nichts konnte ihn davon lösen. Der Schiffskapitän hat es gedruckt auf dem Frachtbrief, daß er sich verpflichtet, die Ware unbeschädigt an dem bestimmten Tag abzuliefern, „wenn Gott will". Wenn Gott Sturm oder Schnee sendet, ist er davon

entbunden. Der Knabe aber hatte keine derartige Vorsichtsmaßregel getroffen. Er hatte seine Pflicht vernachlässigt und er sollte bestraft werden: das war alles!

Schweren Schrittes ging er in die Klasse. Dort war nur der Schuldiener, der ihn anlächelte und seinen Namen auf die schwarze Tafel schrieb, unter der Überschrift: Sero! (Zu spät!)

Eine qualvolle Weile vergeht. Dann ist ein lautes Geschrei aus der zweiten Klasse zu hören, und die Hiebe eines Rohrstocks fallen dicht. Das ist der Rektor, der an den Zuspätgekommenen seine Pflicht tut oder sich Bewegung macht. Johann beginnt zu weinen und zittert am ganzen Körper. Nicht vor dem Schmerz, sondern vor der Schande, übergelegt zu werden wie ein Schlachttier oder ein Verbrecher.

Da wird die Tür geöffnet. Er fährt auf. Aber es ist die Aufwärterin, die Lampen putzt.

„Guten Tag, Johann", sagt sie, „bist du zu spät gekommen? Du bist doch sonst so ordentlich!"

Jetzt kommt der Rektor herein: „Nun du?"

„Sie dürfen nicht hart gegen Johann sein, Herr Rektor, er wohnt auf der Nordzollstraße."

„Still, Karin, gehen Sie", sagt der Rektor.

„So, du wohnst auf der Nordzollstraße? Das ist allerdings weit. Aber du mußt doch rechtzeitig hier sein!"

Damit ging er. Karins Verdienst war es, daß er keine Schläge bekam. Es war das Verdienst des Schicksals, daß Hanna (seine Mutter) beim Rektor zusammen mit Karin gedient hatte. Es war die Macht der Beziehungen, die ihn vor einer Mißhandlung rettete.

## In der Schule:

Und dann die Schule mit ihrem Unterricht! Ist nicht schon genug geschrieben worden über Latein und Rohrstock? Vielleicht! Denn Johann übersprang später alle Stellen in Büchern, die von Schulerinnerungen handelten; er las keine Bücher, die dieses Thema behandelten. Seine schwersten Träume bestanden darin, daß er sich in der Klaraschule befand.

Sein erster Klassenlehrer sah aus wie ein Menschenfresser in dem Märchen vom Däumling. Er schlug stets und sagte, er werde die Kinder so hauen, daß sie am Boden kriechen würden; er werde sie kurz und klein hauen, wenn sie ihre Aufgabe nicht könnten.

Ein anderer galt für ein Ungeheuer an Bosheit. Er schien wirklich aus Neigung zu schlagen. „Hol den Rohrstock", so begann er die Stunde, in der er darauf ausging, so viele wie nur möglich dabei zu ertappen, daß sie ihre Aufgabe nicht gelernt hatten. Sein Ende war, daß er sich nach einem scharfen Zeitungsartikel (gegen ihn) aufhing.

Die Schulzeit war für Johann eine Lehrzeit für die Hölle und nicht für das Leben. Die Lehrer schienen ihm nur da zu sein, um zu quälen, nicht um zu strafen. Und so lag das ganze Leben wie schwerer, drückender Alp auf ihm; es half ja nichts, wenn man auch seine Aufgaben konnte, wenn man von Hause fortging. Das Leben war eine Strafanstalt für Verbrechen, die man begangen hatte, ehe man geboren war; darum lief das Kind fortwährend mit einem bösen Gewissen umher.

Das Mädchen:

Mitten in dem furchtbar Geheimnisvollen des Schullebens, in dem das Kind niemals einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Lateinischer Grammatik und dem Leben finden konnte, tauchte etwas neues Geheimnisvolles auf, um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden.

Die neunjährige Tochter des Rektors wohnte den französischen Stunden bei. Sie wurde mit Absicht auf die hinterste Bank gesetzt, damit sie nicht gesehen werden konnte; und sich auf dem Platze umzudrehen war ein grobes Verbrechen. Sie war indessen im Zimmer und wurde wahrgenommen. Das körperliche Geschlechtsleben des Knaben war noch nicht erwacht; aber er — wie wahrscheinlich die ganze Klasse — verliebte sich! Die Aufgaben in den Stunden, denen sie beiwohnte, gingen immer gut; der Ehrgeiz war geweckt; niemand wollte in ihrer Gegenwart geprügelt oder gedemütigt werden. Sie war allerdings häßlich, aber fein gekleidet. Ihre Stimme klang weicher als die der Knaben, die Stimmwechsel hatten; und des Lehrers

gestrenges Gesicht lächelte, wenn er ihren Namen aufrief. Wie schön der klang!

Johanns Liebe äußerte sich in einer stillen Traurigkeit. Er konnte nicht mit ihr sprechen; und würde es auch nicht gewagt haben. Er fürchtete sie und sehnte sich nach ihr. Wenn aber jemand ihn gefragt hätte, was er von ihr wolle, hätte er es nicht sagen können. Er wollte nichts von ihr. Sie küssen? Nein, man küßte sich in seiner Familie nicht. Sie anfassen? Nein! Viel weniger noch sie besitzen. Besitzen? Was sollte er mit ihr machen? Er fühlte, daß er an einem Geheimnis trug. Das quälte ihn so, daß er sehr litt und sein Leben dunkel wurde. Eines Tages nahm er zu Hause ein Messer und sagte: „Ich schneide mir den Hals ab." Die Mutter glaubte, er sei krank. Was es war, konnte er nicht sagen. Er war damals etwa neun Jahre alt.

(Eine vernünftige Aufklärung durch die Eltern hätte dem kleinen verzweifelten Johann bald sagen können, „was es war". Und die Entfernung des Mädchens aus der Knabenschule hätte der Klasse schnell wieder Ruhe und Gleichmut gebracht. Eine schärfere Verurteilung der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen, die Strindberg an dieser Stelle aber durchaus nicht aussprechen will, ist schwerlich denkbar.)

# VI. SEXUELLE BINDUNG UND ERLÖSUNG

„Wenn zwei sich in einander still versenken,
Nicht durch ein schnödes Feuer aufgewiegelt,
Nein, keusch in Liebe, die die Unschuld spiegelt,
Und schamhaft zitternd, während sie sich tränken:
Dann müssen beide Welten sich verschränken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt,
Und aus dem Schöpfungsborn, vom Ich entsiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.
Was in dem Geist des Mannes ungestaltet,
Und in der Brust des Weibes kaum empfunden,
Als Schönstes dämmerte, das muß sich mischen;
Gott aber tut, die eben sich entfaltet,
Die lichten Bilder seiner jüngsten Stunden
Hinzu, die unverkörperten und frischen."

(Friedrich Hebbel)

## RANDGEBIET ODER MITTE?

Die Ehe ist in ihrer gottgewollten natürlichen Gestaltung Geschlechtsgemeinschaft: sie wird vollzogen in freiwilliger, liebender leib-seelischer Hingabe zwischen Mann und Weib.

Darum sind Eros und Sexus in der Ehe — wesentlich. Sie sind ihre Mitte, nicht ihr Randgebiet. Sind Hauptsache und nicht etwas „Nebenbei und hier und da".

Eros? Keiner kann sagen, was das ist. Ob es dasselbe ist wie Geschlechtsliebe? Und darum — nach Kant — „nächst der Liebe zum Leben die stärkste und tätigste aller Triebfedern", die „die Hälfte der Kräfte und Gedanken des jüngeren Teiles der Menschheit fortwährend in Anspruch" nehme, und die „das letzte Ziel fast jedes menschlichen Strebens sei"? Indessen Plato den Eros aus der Einseitigkeit der nur sexuell gefüllten Atmosphäre in das Universale und Geistige zu weiten sucht.

Eros schwingt zwischen Blut und Geist. In ihm sehnt sich der Leib nach der Seele; und die Seele nach dem Leibe. Er lebt — auch in der Ehe — ständig in der Gefahr, dämonisiert zu werden: aus seinen Zusammenhängen mit dem Geistigen gelöst zu werden; ein Ding für sich zu sein; Letztes, Unbedingtes zu sein. Und so sich selber zu genügen.

Die andere Gefahr (in der Ehe) ist: daß er vom Geistigen ausgebrannt und verzehrt wird; daß in ihm der Schrei nach dem Blut unterdrückt wird; Schrei, der zugleich Sehnsucht nach der Sinnerfüllung der Ehe innerhalb des großen Gebärungswunders der Schöpfung ist.

Der Eros ist nicht da, um die Sexualität abzustumpfen oder aus-

zurotten. Weder vor der Ehe, noch in der Ehe. Denn das hieße: die Gottesschöpfung auf den Kopf stellen oder über den Haufen werfen. Die Hochspannungen des Sexuellen sollen nicht im Eros ausgeschaltet oder abgeschwächt werden, sondern sollen — wie jede freiströmende Kraft — dirigiert, geleitet werden.

Wer das Sexuelle in der Ehe — ohne Notgrund — zum Abklingen zu bringen sucht, muß damit rechnen, daß er die Ehe — zerbricht. Denn eine Ehe ohne ihren geschlechtlichen Vollzug ist wie ein Baum ohne Blätter: sie wird im Sommer des Lebens verdorren. Sie wird zur Schein-Ehe und damit zur Mißehe. Und der Teufel kann darin Ball spielen. Und wenn er seinen roten Ball über eine solche Ehe hinauswirft, ist nur allzuleicht einer von den beiden — Mann oder Weib — geneigt: hinter ihm herzuspringen, aus der Ehe hinauszuspringen . . . Und mit dem Schein ist es ebenso vorbei, wie es schon vorher mit der Ehe vorbei war!

Wer das bezweifelt, ist niemals — Praktiker der Ehe gewesen; kennt sie nur vom Hörensagen, aus Büchern oder aus seinen eigenen (Wunsch-)Träumen. Es zerbrechen mehr Ehen durch Mangel an jener Sexualität, die sich immer wieder an der ehelichen Liebe entzündet, von ihr gebändigt und erlöst wird, als aus — Überfluß an ihr. Wenn man das doch endlich einsehen wollte!

Es gibt nur ein Maß und nur eine Ordnung für den sexuellen Vollzug der Ehe: ihre natürliche Zweckerfüllung aus Liebe.

Über diesen Sinn und Zweck der Ehe schreibt der Bischof von Basel-Solothurn Dr. Franz v. Streng:

„Also ist die Ehe der von Gott gewollte Lebens- und Liebesbund von Mann und Frau mit der Hauptaufgabe, Wiege und Erziehungsstätte der Menschen zu sein; und den Nebenaufgaben der Wohlordnung der geschlechtlichen Triebe und Liebe und der gemeinsamen helfenden und ergänzenden Sorge um die übrigen zeitlichen und ewigen Lebensgüter und Lebensziele."

Und er fährt dann fort: „Mit dem Grundsatz, daß der Hauptzweck der Ehe die Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft ist, steht also nicht in Widerspruch:

Erstens, daß die Ehe noch Aufgaben zweiter Ordnung hat, und

daß der Wille zur Betätigung dieser Aufgaben zweiter Ordnung eine zu Recht bestehende Ehe und ein sittlich einwandfreies Eheleben ermöglicht, auch wenn der Hauptzweck der Ehe nicht erfüllt wird; vorausgesetzt nur, daß der Erfüllung des Hauptzweckes keine organische Unmöglichkeit entgegensteht, und daß die Eheleute die Erfüllung dieses Hauptzweckes nicht auf widernatürliche Weise verhindern. Wer einen erlaubten Nebenzweck eines Lebensgutes auf geordnete Weise zu erfüllen sucht, ohne den Hauptzweck widernatürlich zu verunmöglichen, handelt nicht unsittlich . . . .

Zweitens steht mit dem Grundsatz vom Hauptzweck nicht in Widerspruch, wenn die Eheleute die eheliche, leibliche und geistige Vereinigung, die hingebende Liebe als „Erstes und Nächstes" erwünschen, beabsichtigen und betätigen; auch im Falle, daß der Wunsch nach dem Kinde fehlt, wenn nur die eheliche Hingabe naturgetreu vollzogen, der Hauptzweck nicht absichtlich auf unnatürliche Weise verhindert wird und die Beweggründe sittlich einwandfrei sind. Die mehr oder weniger vollkommene Geisteshaltung hängt im Einzelfall von den Umständen und Beweggründen ab." *

Diese Auslegung der Lehre der Kirche über den Sinn und Zweck der Ehe gibt auch zugleich eine praktische Anleitung für die natürliche Gestaltung der Ehe. Jenseits von Rigorismus und Kompromiß wird hier dem Sexuellen der rechte Platz angewiesen. Daß die Worte eines Priesters anders geformt und anders gesetzt sind als die Worte eines Laienschreibers, hindert nicht: daß sie in ihrem inneren Gehalt und im Wesentlichen miteinander übereinstimmen.

---

* „Das Geheimnis der Ehe" von Franz von Streng; Verlagsanstalt Benziger Einsiedeln/Köln.

## AUFGEDECKTE KARTEN — GLEICHER RHYTHMUS

Die geschlechtliche Liebe ist wie eine Brücke mit zwei Bogen: der eine Bogen ist die geistige, der andere die körperliche Liebe. Glücklich der Mensch, in dem der eine Bogen vom anderen getragen wird, in dem so ein natürliches Gleichgewicht seiner Liebeskräfte hergestellt ist: er kann mit Vertrauen und bester Zuversicht über die Brücke seiner sexuellen Liebe gehen; und wenn er den rechten Partner zur Ehe findet, ist er ein zweifach Beschenkter und vor vielen Bevorzugter.

Denn zeitkritische Beobachter sagen: diese Harmonie der Geschlechtsliebe sei heute weitgehend gestört; es sei gerade typisch für unsere Zeit, daß man nicht mehr zugleich mit ganzer Seele und mit ganzem Körper lieben könne; ja es nicht einmal immer tun wolle.

Hier liegt eine äußerst wichtige natürliche Ursache für den heutigen — auch von Bischof Dr. v. Streng festgestellten — „völligen Zusammenbruch von Ehe und Familie". Wenn die geschlechtliche Liebe des einen Teiles überwiegend körperliche Neigungen hat und die des anderen Teiles überwiegend geistige, können Gegensätze entstehen, die wahrhaft tragisch, das heißt unüberbrückbar sind. Mann und Frau verstehen dann einander nicht, weil sich ihre Liebe aus verschiedenen Wurzeln nährt und verschiedene Sprachen spricht. Hier muß — im Blick auf eine höhere Liebesordnung — tapfer Kreuz, schwerstes Kreuz getragen werden. Das ist um so schwerer, als es gerade in die Lebensjahre fällt, wo das Verlangen des Herzens nach ehelichem Glück so unbändig und so allesumfassend ist.

Man sollte auf diesen Gleichklang der Liebesbedingungen bei der Liebeswahl wohl Bedacht haben! Aber was ist Liebes-„Wahl"? Die Liebe ist fast immer das Erste und die Wahl das Zweite. Wo aber einmal die Liebe ist, da gibt es nichts mehr zu wählen. Da kann man nur noch erobern oder unterliegen. Darum ist auch die Ehe — von Haus her — mehr etwas Tragisches als etwas Glückhaftes. In den meisten Fällen wird erst aus der hochherzig ertragenen und bewußt bewältigten Tragik — Glück.

Es ist keine Übertreibung: daß wohl jede Ehe in sexueller Hinsicht ein Gang ins Dunkle ist, der erst dann hell wird, wenn sich zeigt, daß jeder Ehepartner beim andern die ihm gemäße Sexualbefriedigung findet. Aber auch dann bleibt die Wirklichkeit noch um eine gute Strecke hinter den Erwartungen zurück. Auch auf jeden Liebestraum folgt ein Erwachen; und das Erwachen ist oft wie ein Fallen aus allen Himmeln, ist immer ein Sehend-werden, das zuletzt doch — leise Enttäuschung ist.

Man muß das wissen und es als natürliche Gegebenheit infolge der Unvollkommenheit alles Irdischen vernünftig hinnehmen. Darf daraus dem andern weder laut, noch leise einen Vorwurf machen. Um so weniger, als doch auch der andere eines Tages, wenn auch vielleicht nicht so schmerzlich, erleben wird: daß „Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der finstern Mächte Hand". Es ist darum klug: auch in sexueller Beziehung nichts vom andern zu erwarten, was er — auch beim besten Willen — niemals gewähren kann; und was man ihm auch selber nie gewähren wird.

Aber es ist notwendig: einander möglichst bald freiwillig und in liebevoller Aufrichtigkeit aufzuklären über die verborgenen Vorgänge einer Liebe, die zwischen Blut und Geist, zwischen Tiefe und Höhe, zwischen Sehnsucht und Erfüllung wie ein wilder Sturmvogel kreist. Am Anfang der Ehe ist das Liebesspiel zwischen Mann und Weib fast immer ein Spiel mit verdeckten Karten. Diese Karten aufzudecken — gegenseitig aufzudecken — in Liebe und in großer Ehrfurcht: ist von wesentlicher Bedeutung für die naturgetreue Gestaltung der Ehe. Auf daß der Mann nicht zu fürchten braucht, daß er seine Frau mit seinen natürlichen sexuellen Forderungen beleidige; und die Frau dem Manne nicht aus Unwissenheit (oder falscher Scham) verweigere, was sie ihm — und sich selbst — mit tausend Freuden schenken möchte. Auf daß aber auch sexuelle Schwierigkeiten erkannt und in selbstlos-adeliger Weise zu beseitigen oder zu ertragen versucht werden.

Daß dieses „Aufdecken der Karten" im Liebesspiel zwischen Mann und Weib ohne Verletzung einer auch in der Ehe notwendigen heiligen Scham geschehe: darüber wird in züchtiger Selbstverständlichkeit die

Ehrfurcht jener geistigen Liebe wachen, die im andern die gleichwertige Persönlichkeit und die Würde seines Manntums oder seines Frautums verehrt.

Dann aber wird es auch möglich sein: im gegenseitigen sexuellen Begehren und Gewähren einen gemeinsamen festen Rhythmus herzustellen. Aus diesem Gleichklang im Blut wird die Übereinstimmung im Geistigen und im Seelischen erleichtert, aus dem zusammen jene Harmonie des Denkens, Wollens und Fühlens wird, die aus der geschlechtlichen Verbindung von Mann und Weib — die Ehe macht.

## „HEIMLICHES GERICHT"

Wenn man den modernen Sexualforschern glauben darf, hat ein großer Teil der Menschheit von heute die normale Liebestätigkeit verloren. Die „Liebeskrankheit" — so sagen sie — sei die Geißel unserer Zeit.

Am häufigsten sei die Geschlechtskälte (Frigidität) der Frau. Stekel behauptet, daß vierzig bis fünfzig Prozent aller Ehefrauen davon betroffen seien. Für Amerika schätzt er ihre Zahl noch höher. Diese Frauen finden im Liebesakt — trotzdem sie sich manchmal brennend danach sehnen — keine Befriedigung, wenigstens keine volle Befriedigung; sie bleiben im entscheidenden Augenblick teilnahmslos und kalt. Infolgedessen wird ihnen die körperliche Vereinigung mit ihrem Mann zu einer unerträglichen Last oder sogar zum Ekel; sie geben sich ihm hin, weil es ihre Pflicht ist oder weil sie dazu gezwungen werden. Es ist ohne weiteres klar, welche Konflikte und Gefahren für die Ehe daraus entstehen können und in der Regel auch entstehen.

Diese Gefühlskälte der Frau ist — nach Stekel — in den seltensten Fällen oder überhaupt nie angeboren, sondern erworben. (Wobei angenommen wird, daß keine organische Mißbildung vorliegt.) Ihre Ursachen liegen in einer falschen Erziehung, in einer allgemeinen unnatürlichen Lebensweise, in Verdrängungen und neurotischen Erkrankungen. Nicht selten aber ist die Gefühlskälte der Frau auch die

Folge gewisser Erfahrungen in der Ehe: Liebesenttäuschungen (Untreue des Mannes) oder innere Entfremdung von ihm. Sie versagt sich ihm dann entweder ganz, bleibt bei seiner Umarmung vollständig passiv und gefühllos, oder verwandelt ihren inneren Widerstand sogar zu einer Art von organischer Aktivität, indem sie sich durch Muskelkrampf auch körperlich absperrt (Vaginismus).

Aber auch beim Mann sollen die Liebesfähigkeit und bedenkliche Abweichungen vom normalen Geschlechtsempfinden erheblich zunehmen. Es äußert sich in Abneigung gegenüber der Frau, in physischer Impotenz und Homosexualität. Seine Erregungsschwäche (beziehungsweise Impotenz) in der Ehe ist oft nur vorübergehend. Sie hat dann meistens ihren Grund in der zur Langeweile gewordenen ehelichen Gewohnheit, in Disharmonie mit der Ehepartnerin, im Verfall ihrer körperlichen Reize oder in ihrer sexuellen Passivität. Sie kann durch unkluges und liebloses Verhalten der Frau (Spott, Vorwurf oder Gekränktsein) verstärkt werden und neigt dann dazu, chronisch zu werden. In diesem Fall liegen allerdings in der Regel erhebliche neurotische Störungen und Erkrankungen vor.

Die temporäre Potenzschwäche des Mannes ist eine große Gefahr für die Ehe; die dauernde Impotenz macht die natürliche Gestaltung der Ehe unmöglich. Sie führt — wenn nicht stärkste menschliche und religiöse Kräfte zu Hilfe kommen — unweigerlich zu einer Zerrüttung der Geschlechts- und Lebensgemeinschaft von Mann und Weib.

Wo solche sexuellen Störungen bei der Frau oder beim Mann vorliegen, muß zunächst versucht werden, mit aller Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit die wirklichen Ursachen aufzufinden und sie — soweit sie in der Ehe selber liegen — zu beseitigen. Das Allertörichteste aber wäre: wenn eins das andere beschuldigt, daran „schuld" zu sein: „Aber bei mir wär' schon alles in Ordnung, wenn nur du . . . ." Solche Anklagen und Vorwürfe verschlimmern nur das Übel. Es ist deshalb in diesen Schwierigkeiten das beste, sich in die Behandlung eines erfahrenen und zuverlässigen Psychiaters zu begeben. Und zwar beide: Mann und Frau. Auch wenn die Störung angeblich oder tatsächlich in der Hauptsache nur bei einem Teil liegt. Denn der er-

krankte Teil kann nur gesund werden und gesund bleiben, wenn sich auch der andere entsprechend richtig benimmt. Der Heilprozeß mag wohl langwierig sein; aber die Aussicht auf Heilung ist bei richtiger Behandlung sehr groß, in den meisten Fällen sogar gewiß.

Das gilt auch — nach Stekel — von der Homosexualität; denn er hält sie nicht für anlagemäßig bedingt, sondern für die Folge von Erlebnissen (in der Kindheit) oder des naturwidrigen Lebens von heute, das man „moderne Kultur" nennt. Und so viel man ihm in anderen Dingen — besonders wo es sich um weltanschauliche Fragen handelt — widersprechen muß, darin hat er unbedingt recht: „Man darf nicht mit einer sexuellen Abnormität in die Ehe treten. Die Ehe gleichsam als ein Heilmittel betrachten, und das Liebesobjekt als die Medizin, deren Einnahme Genesung und Befreiung bringen soll. Denn die Ehe ist kein Heilmittel für abnorme Sexualität. Vollkommene und rücksichtslose Ehrlichkeit und Offenheit schon vor der Verlobung ist nicht nur menschliche, sondern auch sittliche Pflicht."

Unter den Ursachen, die zu einem abnormalen Geschlechtsleben beim Mann und bei der Frau führen, spielt der naturwidrige Vollzug der Ehe eine große Rolle. Dort wo die Ehe gewollt und methodisch mißbraucht wird, sei es durch Unmäßigkeit oder durch irgend eine Art der Vergewaltigung der Natur — wobei die Motive gleichgültig sind — muß das Liebesleben früher oder später erkranken. Es kommt zu jenen neurotischen Psychosen, die fast regelmäßig in sexuellen Abnormitäten und Verirrungen enden.

Das gilt in gleicher Weise von den „weißen" wie von den „roten" Ehen. „Es gibt weiße Ehen, die auf Grund einer rein platonischen Neigung geschlossen werden; dabei wird das Sexuelle ganz ausgeschaltet. Das ist sogar die Bedingung, unter der diese Ehen geschlossen werden. Man wertet sexuelle Regungen und Taten als ‚gemein und tierisch' und kommt sich erhaben über alle Erdenhaftigkeit vor. Man mimt eine „Bruder-Schwester-Liebe', bis eines Tages das gebrechliche Kartenhaus zusammenstürzt. Die weiße Ehe endet fast immer mit einem tragischen Ausgang."

Oft kann man auch beobachten, wie die Partner einer „weißen" Ehe sich durch Ablenkung den Frieden der Ehe erhalten wollen: die

Frau stürzt sich in Unternehmungen, Vereinsgründungen, soziale Bestrebungen; sie ist immer in Bewegung, übertreibt ihre geistigen Interessen ins Groteske. Der Mann „sublimiert" (Sublimierung ist veredelnde Umgestaltung der Triebe) in ähnlicher Weise. Die Schlafzimmer sind getrennt, oh, wie weit getrennt! Gott Amor meidet die getrennten Schlafzimmer, die so modern sind, daß schon die Mädchen in der Mittelschule erklären: „Wenn wir heiraten, werden wir getrennte Schlafzimmer haben."

Das Erwachen des um seine physische Liebe betrogenen Partners kann furchtbar sein, wenn es zu spät erfolgt und er sich für ein ganzes Leben um sein Liebesglück betrogen wähnt. Gestörte Liebesfähigkeit ist die Folge solcher unnatürlichen Ehen; und dahinter stehen in oft nur ganz geringem Abstand die — Liebestragödien . . .

Das Gegenstück der „weißen" Ehe ist die „rote" Ehe. Sie ist nur und ausschließlich auf das Physische gestellt. Hierher gehören jene Phänomene, die man als „Liebe auf den ersten Blick" bezeichnet. Der erste Blick kann nur die körperlichen Vorzüge erfassen und in das Körperbild seelische Tugenden hineinkomponieren, die dem immer vorschwebenden seelischen Ideal entsprechen. Der sinnlich Verliebte wählt nicht, er wird gewählt, er muß sich von dem Strom der Leidenschaften treiben lassen. Ist diese Leidenschaft gegenseitig, so kann sich aus der roten Ehe eine glückliche normale Ehe entwickeln, wenn sich im Laufe der Zeit zur körperlichen Liebe die seelische hinzugesellt. Aber wehe, wenn neben der körperlichen Anziehungskraft ein Gegensatz der seelischen Kräfte besteht! Wenn jener Zustand eintritt, den wir „sexuelle Hörigkeit" nennen, ohne gegenseitige Achtung, ohne gegenseitiges Verständnis, ohne gegenseitige Einfühlung. Solange der Affektrausch des Verliebtseins dauert, scheinen alle Gegensätze überbrückt. Der kritische Moment in der „roten" Ehe ist die Ernüchterung, ist das Erwachen aus dem Affektrausch. Ist aber die seelische Liebe vorhanden, so bewegt sich die physische Liebe in einer Wellenlinie; immer wieder kommt es zu neuen Entdeckungen und neuen Steigerungen."

Diese Sätze eines modernen, maßgeblichen Sexualpsychologen sind eine ungewollte Bestätigung christlichen Geistesgutes über die natür-

liche Gestaltung der Ehe. Daß man seine Lehren so lange und so gründlich mißachtet hat und auch jetzt noch in der Praxis nicht befolgt, ist ein wesentlicher Grund für das Anschwellen der „Liebeskrankheit" in unseren Tagen. Wie könnt' es auch anders sein! Denn diese Lehren wollen nichts als den Menschen bereit und fähig machen, auch in seinem Liebes- und Eheleben die gottgewollte natürliche Ordnung einzuhalten. Wo das geschieht, ist — bei aller menschlichen irdischen Unvollkommenheit — Harmonie und Friede. Wo das nicht geschieht, da hält die Natur als Scherge Gottes ein heimliches, aber furchtbares Gericht. Gericht oft bis ins dritte und ins vierte Glied. „Die Natur übt ein heimliches Gericht, leise und langmütig, aber unentrinnbar. Sie kennt auch jene Fehltritte, die das Auge der Menschen fliehen und ihrem Gesetz nicht erreichbar sind. Ihre Wirkungen, ewig, wie alles, was dem Quell der Urkraft entfließt, verbreiten sich über Generationen; und der Enkel, der verzweifelt über das Geheimnis seiner Leiden brütet, kann die Lösung in den Sünden seiner Väter finden." (Feuchtersleben)

## „ADAM ERKANNTE SEIN WEIB EVA"

In der Heiligen Schrift wird die sexuelle Vereinigung von Mann und Weib als ein Erkennen bezeichnet. Dieses tiefe Wort der Weisheit soll aber keineswegs die „Sublimierung" eines körperlichen Vorgangs ins Geistige bedeuten. So, als ob die sexuelle Sphäre in sich minderwertig sei. Als ob sie etwas wäre, das im Grund genommen des Menschen unwürdig sei; das darum nicht gefördert werden dürfe, sondern, seines wirklichen Wesens beraubt, das verwandelt, eben — vergeistigt werden müßte.

Selbstverständlich haben alle Handlungen und Haltungen des Menschen unter dem einheitlichen Kommando des Geistes und des Gewissens zu stehen. Und die Rebellion des Blutes gegen den Geist ist die letzte Ursache aller Unordnung in der Welt. Diese Wahrheit anerkennen heißt nicht: den Leib und seine natürlichen Forderungen ne-

gieren oder als etwas Minderwertiges, Häßliches oder Gemeines verurteilen und „verwandeln" wollen.

Ganz im Gegenteil: sobald der Leib und seine Funktionen in die Hierarchie der Werte richtig eingeordnet sind, soll er ganz zu seinem Recht kommen; soll sich auswirken und betätigen können, wie es der Schöpfer in den Gesetzen der Natur vorgesehen hat.

Das bezieht sich auch auf die Ehe und ihre sexuellen Geschehnisse; insbesondere auf den eigentlichen Liebesakt.

Wenn die Schrift diesen Akt ein „Erkennen" nennt, so liegt darin ausgesprochen: daß der Mann um die seelische und körperliche Situation des Weibes wissen muß und diese Kenntnis als sexuellen Akt richtig — also naturgemäß — in der Ehe zu vollziehen hat. Er wird sich deshalb — wenn auch nicht gerade im Augenblick der Vereinigung — bewußt sein, was das zu bedeuten hat: daß es sich hier um einen Vorgang von elementarer Wucht und schöpferischer Wirkung handelt; daß sein eigenes Sein und die ganze Persönlichkeit seines Weibes davon bis auf den Grund aufgewühlt, tief beglückt oder auch bitter enttäuscht werden kann. Daß hier der Anfang eines neuen Lebens gesetzt wird, das in Generationen fortlebt.

Der Mann als „Herr der Ehe" — das heißt: als Träger der Verantwortung — hat auch in besonderer Weise die Verantwortung für den Verlauf und den Erfolg dieses Liebesaktes zwischen sich und seinem Weibe. Darum hat ihn die Natur stärker, unternehmender und wissender gemacht als das Weib. Er ist der Spendende und Empfangende. Indem er sein Weib seelisch und sexuell beglückt, pflückt er zugleich am fruchtbaren Baum ihres Leibes die köstlichste Frucht seines bewußten reifen Manntums. Darum soll dieser Liebesakt immer so vollzogen werden, daß in seinem natürlichen Ablauf die ganze geschlechtliche Spannung zwischen Mann und Weib und ihre volle Lösung erreicht wird.

In der Regel ist die Frau, die unerfahren in die Ehe tritt, dazu zwar mit allen Feuern ihres Blutes und mit allen Sehnsüchten ihrer Seele bereit, aber noch nicht ganz fähig. Sie dahin — wissend, schonend, liebend und männlich — zu bringen, ist die erste eheliche Aufgabe des Mannes. Die Brautnacht ist der Anfang dazu;

nicht das Ende. Wenn sie — vor allem für die Frau — noch nicht das ist, was sie erwartet oder auch nur dämmernd geträumt hatte, soll sie deshalb nicht enttäuscht sein. Soll nicht mißmutig werden, weil sie sich „was ganz anderes versprochen hatte". Es ist gut, wenn der Mann ihr das einfach, aber deutlich sagt; damit von Anfang an gewisse Hemmungen oder Zweifel verhindert werden.

Aber er wird zugleich alle Sorge darauf verwenden, sein Weib im Lauf der Ehe in natürlicher Steigerung immer fähiger und aktiver für den Vollzug der sexuellen Vereinigung zu machen. Er wird das um so besser und leichter können, je mehr er sein Weib „erkennt": über ihre seelische Verfassung, ihre körperliche Eigenart, die Funktion ihrer weiblichen Organe und ihre persönliche sexuelle Erregungskurve unterrichtet ist; und je vollkommener er die Technik des Aktes beherrscht.

Dann wird er das Werbe- und Reizspiel, das die Natur als Einleitung und als Vorbereitung für die geschlechtliche Vereinigung erfunden hat, wie ein wahrhaft Liebender und wie ein großer Künstler spielen. Er wird das nicht als eine unmännliche Tändelei oder Schäferspielerei für überflüssig halten; sondern seine Notwendigkeit einsehen. Weil durch dieses Vorspiel die seelische Bereitschaft der Frau zur sexuellen Hingabe auch körperlich in Gang gebracht wird und ihre besondern weiblichen Organe dafür in Funktion gesetzt werden. Es ist deshalb ebenso unklug wie roh und lieblos, wenn sich der Mann um dieses Vorspiel nicht oder nicht genügend kümmert. Er kann dadurch den Erfolg des ganzen Liebesaktes in Frage stellen, wenigstens aber die feinern Gefühle seiner Frau empfindlich verletzen.

Das Liebesspiel geht ganz von selber in die völlige körperliche Vereinigung über. Sie erreicht ihren Höhepunkt im Samenerguß des Mannes und in der orgastischen Hochspannung der Frau. Es ist notwendig, daß dieser Höhepunkt bei beiden voll eintritt und in keiner Weise behindert oder unterbrochen wird. Manche Männer sind sehr wohl darauf bedacht, diesen Augenblick für sich selber völlig auszukosten, machen sich aber wenig Gedanken darüber: ob auch die Frau richtig und ganz befriedigt wird. Egoistische, unmännliche Naturen, die ihr Paschatum selbst in einer solchen Stunde nicht ver-

leugnen können, für die das eigene Wohlbehagen das einzige und oberste Gesetz ist.

Die Gefühlskälte (Frigidität) der Frau hat nicht selten in diesem sexuellen Unbefriedigtbleiben beim Begattungsakt ihren Grund: besonders wenn es zur Regel wird. Mag auch die Empfängnis selber dadurch im allgemeinen nicht behindert werden: das Gefühlsleben und die Nerven der Frau müssen es büßen. Sie reagiert darauf sehr oft mit Abneigung gegen jeden Geschlechtsverkehr, die sich bis zum Vaginismus (Scheidenkrampf) steigern kann. Das heißt: das Zarte und Empfindsame der Frauenseele, das durch die selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit oder wenigstens Unbedachtsamkeit des Mannes dauernd verletzt wird, wehrt sich schließlich gegen diese Beleidigung durch eine reflektorische Muskelabwehrstellung der Scheide. (Daß auch noch andere Gründe hierfür in Frage kommen können, entbindet den Mann nicht von der Verpflichtung, alles zu tun, um seiner Frau zur völligen Befriedigung zu verhelfen.)

Das Ausbleiben der Lustlösung im Liebesakt kann für die Frau — neben seelischen Störungen — auch körperliche Leiden zur Folge haben: nervöse Beschwerden, Kopfschmerzen, Behinderung der Eierstocktätigkeit und der Menstruation.

Das „Erkennen" des Mannes muß sich daher auch auf diese Dinge beziehen und muß zugleich seinen Willen bereit machen, sich auch hier naturgetreu zu verhalten. Das Schicksal der Ehe hängt mit davon ab. Damit ist zugleich gesagt, daß jede Widernatürlichkeit, alles Rohe, Unmäßige und Lieblose selbstverständlich zu unterbleiben hat. Im ganzen aber sollen Mann und Weib das gegenseitige Geschenk ihrer Liebe ohne ängstliche Reflektion und hemmendes Grübeln weniger mit dem Verstand als mit der weitgeöffneten Seele freudig und dankbar annehmen. Es ist die beglückendste Feierstunde ihrer Liebe.

Die körperliche Vereinigung klingt ganz natürlich in ein wohliges Gefühl der Entspannung und Beruhigung aus. Es tritt ein physisch-seelisches Gleichgewicht ein, das in jeder Weise wohltuend ist. Dieses Glücksgefühl soll möglichst lange anhalten. Das ist die besondere Aufgabe des „Nachspiels", dessen Hauptrolle wieder dem Mann zufällt. Hier hat er Gelegenheit zu zeigen: ob er Kultur hat, ob er

ein ritterlich-vornehmer Charakter ist; ob es ihm nur auf die persönliche Befriedigung seiner Triebe ankommt. Er kann gerade in diesen wenigen Minuten zeigen: ob seine Liebe mehr ist als rohe Leidenschaft und selbstsüchtiges Genießen. Das (kurze) Nachspiel gibt dem Liebesakt jenen beseelten Klang, für den das frauliche Gemüt in diesem Augenblick besonders empfänglich und dankbar ist. Der Mann, der dafür keinen Sinn und kein Organ hat, ist keiner tieferen, vergeistigten Liebe fähig; er wird auch sonst in der Ehe der materialistische, ungeistige und rücksichtslose Tyrann sein.

*

Wenn so im Begattungsakt der Mann der aktivere ist und die Hauptverantwortung hat, so soll doch die Frau nicht ausschließlich passiv sein. Sie ist ja nicht allein die Empfangende, sondern auch die frei und freudig Gewährende. Darum wird sie gelegentlich und in einer Form, die ihrer fraulichen Scheu und Scham entspricht, auch die Begehrende sein. Wird ihrem geliebten Mann zu zeigen wissen: daß sie selber die körperliche Vereinigung mit ihm in Liebe ersehnt; wird sein Werbespiel und den Liebesakt selber heimlich, aber bewußt fördern und nachher ihre Beglückung nicht verbergen. Sie soll in der Art, die Goethe meint („Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!") dem Mann das „Erkennen" erleichtern; soll ihm den Weg zu ihrem Körper weisen, besonders wenn sich seine unerfahrene Liebe nicht recht zu helfen weiß, oder wenn er Fehler macht, von denen er nichts weiß. Ihre frauliche Liebe wird da gewiß die rechte Art zu finden wissen. Es wäre jedenfalls mehr als töricht von ihr, immer nur die einseitig Empfangende sein zu wollen! Oder aus Prüderie und falscher Scham eine sexuelle Gleichgültigkeit und Stumpfheit vorzutäuschen, die sich an ihr selber und an der Ehe bitter rächen könnte.

So wäre der Liebesakt im wesentlichen eine Angelegenheit der — Liebes k u n s t ? Und Van de Velde hätte recht: man braucht nur ihre T e c h n i k zu kennen und sie geschickt und zweckmäßig anzuwenden und alles ist in Ordnung; die — Ehe ist in Ordnung? . . .

Während andere sagen: man kann die Liebe niemals — l e r n e n; sie ist dem Menschen — auch in ihrer praktischen Anwendung — eingeboren; und sie entwickelt sich in der guten Ehe ganz von selber; entwickelt sich aus dem Urwissen, dessen Lehrmeister das Leben selber ist.

Der natürliche und unverbogene Mensch braucht freilich nicht die Liebe — P r a x i s der Liebe — zu lernen; weder Sinn noch Methode und Technik! Aber wo ist noch der natürliche Mensch? Wie auf fast allen Gebieten ist dem Zivilisationsmenschen auch hier der gesunde Instinkt abhanden gekommen: er benimmt sich auch in seinem geschlechtlichen Leben unnatürlich; er braucht deshalb noch nicht pervers zu sein; aber es fehlt ihm jene somnambule Sicherheit, die ihn auch im Dunklen den rechten Weg finden und die ihn auch im Liebesakt das Zweckmäßige ohne weiteres erfühlen und tun läßt. A u c h eine Rache der beleidigten Natur, die ihre Offenbarungen dem entzieht, der sie dauernd überhört und sich ständig nicht um ihre Gesetze kümmert.

Und so herrscht auch im Liebesleben vielfach eine Unsicherheit und eine instinktlose Unbeholfenheit, die leicht zur trüben Quelle dauernder Fehlhandlungen und damit empfindlicher Störungen der Ehe werden kann. Wenn Van de Velde mit seinen Büchern hier Abhilfe schaffen wollte, kann man eine Wegstrecke mit ihm gehen. Sie bedürfen freilich einer erheblichen Ergänzung und Vertiefung nach der — g e i s t i g e n Seite. Denn man soll doch nicht glauben, daß eine sexuell eingefrorene Ehe lediglich durch eine handwerkliche Technik wieder zum Auftauen gebracht werden kann! Liebe läßt sich weder durch — Manipulationen erzeugen noch in Ordnung bringen. Man kann vielleicht eine Leidenschaft damit aufstacheln, kann das Blut eine Weile damit in Wallung bringen; aber zum Liebesakt ist mehr notwendig als Libido; und zur Ehe mehr als Lustbefriedigung.

Es ist schon gut, wenn (besonders) der Mann über die Einzelheiten der physiologischen Voraussetzungen, Notwendigkeiten und Möglichkeiten unterrichtet ist, um die Ehe auch mit den naturgegebenen Mitteln seiner sinnlichen Liebeskunst lebendig und fruchtbar zu halten. Denn es ist nicht nötig, die malträtierte Ehe von heute auch noch von dieser Seite her überflüssigerweise zu belasten und sie der Öde einer stumpfen Gewöhnung auszuliefern, die mit einigem Bedacht vermieden werden kann. Aber auch bei aller Bereitwilligkeit und Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen des Blutes, muß der Gehorsam gegen die höhere Welt des Geistes und seinen Ansprüchen stehen. Mit der Biologie allein, mit dem bloßen Wissen um die rechte Praxis der Liebeskunst und ihrer geschickten Anwendung kann man keine vollkommene Ehe gestalten. Dazu ist mehr notwendig! Ist Gewissen und die von ihm geordnete Herrschaft des Geistes über alle Launen, Tücken und Ausfälle des Blutes notwendig.

In der guten Ehe soll beides in der rechten Rangordnung zur Geltung kommen: die geistige Zuneigung, die sogar „die Fehler des andern liebt"; und die Sehnsucht des Blutes, die im zweckmäßigen und abwechslungsreich vollzogenen Liebesakt immer von neuem glückselig erlöst wird.

## IM ENGPASS

Der erste Zweck und die natürliche Frucht der ehelichen Liebe ist das Kind. Das ist nicht ohne weiteres selbstverständlich. Denn der Geschlechtstrieb drängt von sich aus nicht zur Zeugung, sondern nur zu seiner Betätigung in der sexuellen Vereinigung. Er tritt auch da mit derselben unverminderten Kraft auf, wo die Zeugung aus natürlichen Gründen nicht möglich ist. Erst die Erfahrung und die forschende Einsicht in die Werkstatt der Natur offenbaren, daß der Hauptzweck des Geschlechtstriebes das Kind ist.

Aus dieser — man könnte sagen: Zweideutigkeit des Triebes — entsteht in Verbindung mit persönlichen Wünschen und Absichten des Menschen in der Ehe sehr häufig ein schwerer Konflikt: Liebes-

genuß und — Kind oder ohne und gegen das Kind? Es ist das heikle, zu allen Zeiten aktuelle Problem der absichtlichen — Geburtenbeschränkung.

Die (scheinbar) einfachste und wirksamste Art der Geburtenregelung ist die — Enthaltsamkeit. Kein Zweifel: Mann und Frau haben in der Ehe das Recht, sexuell enthaltsam zu sein. Gott hat zwar dem Menschen am Anfang der Schöpfung den Befehl gegeben: „Wachset und mehret euch!" Aber darin liegt nur der Zweck der Ehe im allgemeinen ausgesprochen und nicht die für jeden einzelnen Fall bindende Verpflichtung zur Zeugung. Darum können Eheleute in freiem Übereinkommen — für immer oder zeitweilig — auf dieses Recht verzichten.

Es gibt auch Umstände und Zeiten, wo dieses Recht zur — Pflicht wird: bei (ansteckenden Erkrankungen, während der Periode, eine Zeitlang vor und nach der Entbindung, oder wenn aus irgend einem andern Grund körperliche oder seelische Schonung notwendig ist. Hier muß sich dann zeigen: ob der letzte und wirksamste Impuls einer Ehe die Liebe — gesunde, selbstlose, sorgende Liebe — ist oder die rote Diktatur des Triebes. In solchen Zeiten wächst die Ehe über ihre kleinmenschlich-körperliche Begrenzung in die geistigen Räume seelischer Größe und menschlichen Adels hinauf. Aber trotzdem: es sind Notzeiten; sind Zeiten, die doch nur eine Ausnahme sein können.

Denn die geschlechtliche Vereinigung ist der ehelichen Liebe wesentlich. Und zwar nicht nur der Nachkommenschaft wegen, sondern auch um anderer Naturzwecke willen, die sich auf das persönliche Leben von Mann und Frau und auf ihre natürliche Gemeinschaft in der Ehe beziehen.

Der Vollzug des Liebesaktes hat einen wohltuenden Einfluß auf das körperlich-gesundheitliche Befinden von Mann und Frau. Es gehen dabei — wechselseitig — gewisse Lebensstoffe in den Organismus über, die für die Gesundheit belebend, erfrischend und stärkend sind. Man soll diese Nebenabsichten der Natur im Geschlechtsgeschehen nicht verkennen und unterschätzen, wenn sie auch heute wissenschaftlich noch wenig durchforscht und geklärt sind.

Noch bedeutsamer ist die sexuelle Vereinigung für die Erhaltung und den ungestörten Ablauf der seelischen Gemeinschaft

von Mann und Frau in der Ehe. Sie werden im Liebesakt aufs innigste einander verwandt, leben sich zu einander und in einander hin, passen sich gegenseitig an, werden ein Herz und eine Seele. Das kann so weit gehen, daß sie von einem einheitlichen Lebensrhythmus getragen und bewegt werden; so gleichlaufend: daß sie zu gleicher Zeit müde und abgespannt, erregt, lebens- und liebeshungrig sind; daß sie sogar in ihren Gesichtszügen sich einander angleichen.

Wo aber die körperliche Hingabe in der Ehe dauernd oder lange Zeit unterbleibt, stellen sich merkliche und sehr erhebliche Störungen physischer und seelischer Art ein: die Gatten werden gegen einander gereizt und nervös, das innere Gleichgewicht ist gestört; die Frau wird launisch und übelnehmerisch, verfällt — weil sie nicht mehr begehrt wird — leicht einem verhängnisvollen Minderwertigkeitskomplex, der sie lebensmatt und lebensuntüchtig macht. Der Mann reagiert darauf mit einer noch größeren innern Loslösung von seiner Frau, stürzt sich in Geschäfte, in Zerstreuungen außerhalb des Hauses oder in die gewagtesten Abenteuer, die nicht selten in Verrat und Untreue enden. Den Schaden davon aber haben beide und ihre eheliche Gemeinschaft, die bei einer gänzlichen und andauernden Enthaltsamkeit fast immer zerstört wird! Es mag Ausnahmen geben, wo in einer ganz besonderen persönlichen Berufung die sexuelle Abstinenz in der Ehe aus einem höheren Beweggrund geübt und ohne größern Schaden ertragen, erlitten wird. Aber das sind eben Ausnahmen.

Wer die Ehe aus praktischer Erfahrung kennt, muß die Enthaltsamkeit außerhalb der Notzeiten — als ein untaugliches Mittel der Geburtenregelung — ablehnen. Das hat nichts mit der Abstinenz vor der Ehe, die ohne jede Einschränkung bejaht werden muß, und nichts mit der zölibatären Haltung im Priester- und Ordensstand zu tun. Denn die intimen Beziehungen des ehelichen Gemeinschaftslebens sind von ganz verschiedener Art gegenüber allen andern. Und wenn vor der Ehe und im Priester- und Ordensleben die sexuelle Enthaltung geübt werden muß und kann, ohne daß wesentliche Funktionsstörungen eintreten und die Gemeinschaft darunter leidet, so kann sie in der Ehe die schlimmsten Folgen haben.

Der katholische Arzt und Soziologe Dr. Niedermeyer sagt darüber:

„Die Schwierigkeiten der Enthaltsamkeit wachsen mit der Dauer immer mehr. Wir wissen, daß dauernde Abstinenz unter Umständen für die eheliche Gemeinschaft — auch für die geistige — eine schwere Belastung sein kann, der viele Menschen nicht gewachsen sind. Es ist geradezu Heroismus, der von solchen Eheleuten verlangt wird."

Und Dr. R. de Guchteneere, leitender Arzt der Brüsseler Frauenklinik, ebenfalls Katholik, schreibt:

„Der normalerweise zur Durchführung länger dauernder Enthaltung unerläßliche Zustand der seelischen Unverbundenheit wird sich in der Ehe schwer verwirklichen lassen. Er bedeutet nichts weniger als den Verzicht auf die gewohnten Vertraulichkeiten, da diese leicht den Geschlechtstrieb in seiner vollen Stärke entfesseln könnten. Wenn die Eheleute diese Vorsicht nicht walten lassen, so hat das einen großen Verbrauch an Nervenkraft zur Folge, der mit der Gesundheit unvereinbar ist . . . Der Aufwand an Nervenkraft, der in einem solchen Fall notwendig ist, um den Geschlechtstrieb wieder zurückzudrängen, wird dem verfügbaren Energiekapital entzogen. Das bedeutet eine bedenkliche Verminderung der Lebensenergie, die einem dann bei andern Gelegenheiten im Leben fehlt. Anderseits wissen wir, daß das Geschlechtsleben ein wichtiger Faktor für das Zustandekommen jener innigen Verschmelzung zweier Persönlichkeiten ist, die für eine wahre eheliche Gemeinschaft eine der unerläßlichen Voraussetzungen ist. Selbstverständlich soll sich die beiderseitige Liebe auf gegenseitige Achtung und Wertschätzung aufbauen und durch die gemeinsamen Interessen und Ziele noch gefestigt werden. Diese Voraussetzungen genügen zwar vollauf, um eine Kameradschaft oder eine gewöhnliche Freundschaft zu erhalten, aber in den meisten Fällen sind sie unzureichend, wenn jene vollendete Anpassung und Harmonie erreicht werden soll, wie sie für ein ausgeglichenes und dauerhaftes Eheleben erforderlich sind . . . . Vom medizinischen Standpunkt aus soll die Enthaltsamkeit den Durchschnittsmenschen nur in jenen seltenen Fällen empfohlen werden, wo die Möglichkeit einer neuen Schwangerschaft eine solche Gefahr darstellt, daß der Ausweg einer zeitweisen Enthaltung nicht mehr umgangen werden kann."

Man kann sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß in manchen religiös-asketischen Schriften mit der Forderung der sexuellen Enthaltsamkeit in der Ehe operiert wird, als ob es sich hier um die selbstverständlichste Geschichte von der Welt handelte; als ob das ein Kinderspiel wär', das durch Gebet und Empfang der Sakramente noch mehr zu einer Lappalie würde! So kann nur einer sagen und schreiben, der weder die Ehe kennt noch eine rechte Vorstellung von der unheimlichen Gewalt der Triebe hat. Das soll nicht heißen, daß der Mensch nicht mit der Gnade Herr seines Blutes werden könnte und es werden müßte. Aber man soll ihm nicht mehr zumuten, als er unter den jeweiligen Umständen tragen kann. Und das Pauluswort, daß der Mann der „Erlöser" seiner Frau sein soll — und so auch die Frau die „Erlöserin" ihres Mannes — hat denselben sittlichen und lebensformerischen Wert wie die andern biblischen Aussprüche, die von der Enthaltsamkeit als notwendig oder nützlich handeln.

Allen rigoristischen Auffassungen dieser Art steht jedenfalls die Konzession des hl. Paulus an die sinnliche Natur des Menschen gegenüber, die er in seinem 1. Korintherbrief (7, 5 ff) in die klaren Worte gefaßt hat? „Entziehet euch einander nicht, außer eine Zeitlang auf gemeinsame Verabredung, um euch dem Gebet zu widmen; und kommt dann wiederum zusammen, damit der Satan euch nicht ob euerer Leidenschaftlichkeit versuche. Dieses aber sage ich euch nicht als Befehl, sondern als Zugeständnis!"

## AUF ABWEGEN

Weil die völlige und dauernde Enthaltsamkeit in der Ehe ein untaugliches Mittel der Geburtenregelung ist, sucht man hartnäckig auf andere Weise zum Ziel zu kommen.

Ein durchaus einwandfreies Verfahren ist das Bemühen, durch eine langanhaltende — Stilltätigkeit eine neue Befruchtung zu verhindern. Tatsächlich ist die Aussicht auf Empfängnis während der Stillzeit im allgemeinen vermindert. Aber eine Sicherheit besteht, wie die Erfahrung zeigt, in keiner Weise. Außerdem hat das

Stillen über neun Monate hinaus für Mutter und Kind erhebliche Nachteile. Unter Umständen können sogar die weiblichen Sexualorgane dabei verkümmern.

*

Schon von bedeutend zweifelhafterer Art ist eine andere Methode, die unter dem Namen „Karezza" bekannt ist. Sie besteht darin, daß bei der körperlichen Vereinigung beiderseits bewußt der Orgasmus verhindert wird. Die sexuelle Verbindung wird ganz normal vollzogen, dann aber wird versucht — anstatt eine Steigerung der Reize und einen auslösenden Höhepunkt durch Bewegung zu erreichen — eine gänzliche Ruhe des Körpers und des Geistes herbeizuführen. Das soll erreicht werden durch die Konzentrierung der Gedanken (vom Körperlichen fort) auf das Geistige und Seelische hin. Man vertieft sich so in das „seelische" Bild des geliebten Wesens, daß alles Körperliche davon verschwindet. Infolgedessen bleibt auch — wenn diese Absicht ganz erreicht wird — die Ejakulation aus. Es soll ein völliges Ruhen ineinander sein, von dem behauptet wird, daß es eine ideale Kombination von Geschlechtsvereinigung und geistiger Gemeinschaft sei. Wobei vor allem auch den Nerven jede aufreizende und schwächende Erregung erspart bleibe. Also eine Art aktiver Vergeistigung der geschlechtlichen Liebe.

Über die sittliche Erlaubtheit dieser Methode gehen die theologischen Auffassungen auseinander: je nachdem man das bloße Lustmotiv des ehelichen Verkehrs unter (natürlicher) Ausschaltung des schöpferischen Zweckes der Ehe als grundsätzlich unerlaubt verwirft; oder die körperliche Vereinigung als notwendigen Ausdruck der ehelichen Liebe und Treue und als Vorbeugungsmittel gegen sexuelle und soziale Verwahrlosung bejaht (wenn nur nichts Naturwidriges dabei geschieht). Auch hier wird der Spruch des persönlichen Gewissens als letzte moralische Instanz entscheidend sein müssen.

Vom Standpunkt einer natürlich zu gestaltenden Ehe aber wird „Karezza" als Methode immer sehr bedenklich und darum abzulehnen sein. Die Natur wird hier gleichsam listig um ihren Erfolg geprellt. Man wirft einen Motor — einen der stärksten, die es gibt — mit vehementer Kraft an und bremst zugleich mit vollem Bedacht die daraus

entspringende Bewegung. Da wird er bald überhaupt nicht mehr anlaufen: wie jede Bewegung, die in ihrem natürlichen Rhythmus dauernd gewaltsam gehemmt wird. Das bedeutet in diesem Fall — Herzneurose mit allen physischen und seelischen Schäden, die damit verbunden sind. Aber auch ganz abgesehen davon, wird sich der gesunde und normale Mann einer solchen „Prozedur" — vielleicht hier und da einmal — aber nicht ständig unterziehen wollen. Dabei ist auch noch zu bedenken, daß es sehr oft gar nicht mehr von seinem Willen oder von seiner Vorstellungskraft abhängt, den sexuellen Motor abzustellen und die Ejakulation zu verhindern.

*

Am meisten verbreitet ist die gewaltsame Unterbrechung des Liebesaktes, bevor es zum Höhepunkt gekommen ist (Cohabitatio interrupta). Das ist die Art und Methode Onans, bei der sich der Mann — wenn er die Ejakulation herannahen fühlt — krampfhaft von der Frau zurückzieht, so daß der Samenerguß außerhalb des weiblichen Organs erfolgt. Hier wird der Natur bewußt Gewalt angetan; und ihre Gesetze, die zugleich die Gesetze Gottes sind, werden aus Armseligkeit oder überheblicher Verwegenheit sündhaft durchbrochen. Daß ein solches Attentat gegen die Absichten und Zwecke der Natur auch moralisch verwerflich ist, braucht nicht erst noch bewiesen zu werden.

Aber ebenso schlimm — wenn hier überhaupt ein Vergleich angebracht ist — sind die rein natürlichen Folgen. Nichts ist so unbarmherzig und so unaufhaltsam in seiner grausamen Rache, wie die beleidigte Natur! Und man kann nicht einmal sagen, daß die Mühlen ihrer Rache langsam und unmerklich mahlten ... Denn die Folgen zeigen sich in der Regel für den, der sehen will, sehr bald.

Sie sind für beide Teile fast gleich groß. Nach M. Marcuse bestehen sie für den Mann in einer organischen und funktionellen Störung des Uro-Genitalsystems; dabei wird auch die Vorsteherdrüse (vor der Harnblasenmündung) erheblich verändert, wodurch wiederum eine sehr schmerzliche Verengung der Harnröhre eintreten kann. Dazu kommen neurasthenische und neurotische Erkrankungen, die die ganze

Person in Mitleidenschaft ziehen, ihre Arbeitskraft lähmen und das harmonische Zusammenleben in der Ehe äußerst erschweren.

Bei der Frau zeigen sich die Folgen eines regelmäßig verübten Coitus interruptus in einer mehr oder weniger beträchtlichen Blut- und Lymphüberfüllung aller Beckenorgane; verbunden mit Schwellung und Jucken an Vulga und Scheideneingang. Die Absonderung der Schleimhäute und die Störung der Tätigkeit der Ovarien zeigen alle Symptome einer Entzündung, trotzdem keine (nachweislich) vorhanden ist. Alle Beckenorgane und vor allem die Beckenknochen sind ausgesprochen druckempfindlich. Außerdem tritt bald ein ganzes Heer nervöser Beschwerden auf: Blutandrang nach dem Kopf, leichte Erregbarkeit, Gefühl von Schwere im Unterleib durch die Anschwellung aller Beckenorgane, beträchtliche Kreuzschmerzen, besonders beim Gehen usw. Man kann hier — wie E. Kehrer bei der Aufzählung dieser Folgen sagt — mit Recht von einem „modernen Frauenleiden" sprechen.

Und wenn selbst durch die Herbeiführung des Orgasmus bei der Frau für sie die schädlichen Wirkungen des Coitus interruptus teilweise vermieden werden, so bleiben sie doch für den Mann in vollem Umfang bestehen. Und sie werden auch dadurch für ihn nicht erheblich vermindert, daß durch einen gewaltsamen Kunstgriff die Ejakulation an einer Stelle der Vagina erfolgt, die vom Muttermund weiter entfernt ist. Ganz abgesehen davon, daß dadurch der Zweck — Verhinderung der Empfängnis — sehr in Frage gestellt sein kann.

*

Um die bisher aufgezeigten schädlichen Wirkungen der Geburtenregelung nach Möglichkeit auszuschalten, wird sehr oft eine andere Art der Empfängnisverhütung angewandt: technische Schutzmittel. Sie sollen entweder das Eindringen des männlichen Samens ganz verhindern, oder ihn durch chemische Einwirkung befruchtungsunfähig machen.

Auch hier handelt es sich um einen naturwidrigen Eingriff, der dazu noch wenig ästhetisch ist. Die Empfängnis kann zwar dadurch verhütet werden, nicht aber die Unsumme der verderblichen Folgen, die

nun einmal mit jeder Untreue gegen die Gesetze der Natur verbunden sind. Und auch von dieser Methode gilt, was der bereits erwähnte katholische Facharzt Dr. R. de Guchteneeren von allen Verhütungsmaßnahmen sagt:

„Ein Haupteinwand muß gegen alle Verhütungsmittel unterschiedslos erhoben werden: es ist seit langem bekannt, daß der normale Geschlechtsverkehr — außer der Befruchtung, die sein Hauptziel ist — tiefgreifende physiologische Wirkungen hat, die vor allem dem weiblichen Organismus zugute kommen . . . Beim Geschlechtsverkehr werden gewisse, aus dem männlichen Körper stammende Stoffe von den Organen der Frau aufgenommen und durch die Blutbahn weitergeleitet. Durch ihre anregende Wirkung auf die Drüsen mit innerer Sekretion fördern sie den Stoffwechsel. So erklären sich zum großen Teil die körperlichen und seelischen Veränderungen, die so oft bei jungen Frauen nach dem Abschluß der Ehe beginnen.

Diese Erscheinung der Aufnahme (Resorption) der Samenflüssigkeit, die lange Zeit mißkannt worden ist, wird heute nicht mehr bezweifelt, besonders seit die Arbeiten von Prof. Thomson in England und der Ärzte Vogt und Meyer in Deutschland erschienen sind. Es ist gut und wird allgemein zugegeben, daß der weibliche Körper die beim Geschlechtsverkehr ausgeschiedenen Sexualprodukte des Mannes in sich aufnimmt (resorbiert), und daß diese Stoffe auf die Frau einwirken und ihre Entwicklung begünstigen; während ihr Fehlen sowohl körperliche als auch seelische Störungen nach sich zieht." (Prof. Laffont)

Anderseits ist der Beweis für die physiologische Bedeutung der normalen geschlechtlichen Beziehungen durch die Heilkunde auch indirekt erbracht worden. Verschiedene Beschwerden, zum Beispiel in der Geschlechtsfunktion der Frau, in der Funktion der Haut, ferner nervöse oder seelische Störungen hat man dadurch beseitigen können, daß man den Kranken Auszüge aus den Geschlechtsprodukten des Mannes verabreichte, wenn die betreffende Frau keine Möglichkeit zu einem ehelichen Verkehr hatte.

Dr. Sédillot, der diese Frage ganz besonders studiert hat, ist mit Laffont der Ansicht, daß das Fehlen der männlichen Produkte für die Frau die Ursache vieler nervöser und seelischer Störungen ist, wie man sie bei Frauen mit unnatürlichem Geschlechtsverkehr sehr häufig beobachten kann. Zur Stützung seiner Behauptung führt er eine Reihe von Fällen an, die alle die gleichen Erscheinungen zeigten, wie: Störungen in der Menstruation, Hang zur Schwermut und zur Ängstlichkeit, besonders stark am zweiten oder dritten Tag nach dem unnatürlichen Geschlechtsverkehr usw. Alle diese Beschwerden konnten beseitigt werden, wenn es gelang, sie von den Verhütungsmaßnahmen abzubringen oder sie wenigstens zu ändern.

Aus alledem ergibt sich, daß die Anwendung von Vorbeugungsmitteln ein schweres Unrecht an der Frau ist, der dadurch die günstigen gesundheitlichen Einwirkungen entzogen werden, die sie mit Recht von den geschlechtlichen Beziehungen erwarten darf .... Es sei erlaubt, mit den Worten Sédillots zu schließen: ‚Jede Frau, die gewohnheitsmäßig Verhütungsmittel anwendet, wird — physiologisch gesprochen — abnormal und kommt in ihrer körperlichen Gesundheit vor allem durch nervöse Störungen in der Tätigkeit der inneren Drüsen zu Schaden.'"

Weit schlimmer aber als diese gesundheitlichen Folgen der naturwidrigen Geburtenbeschränkung sind die für den christlichen Menschen daraus entstehenden Gewissensnöte. Darüber spricht man nicht. Aber sie sind da. Und sie zerstören den inneren Frieden des Menschen — und damit auch das Glück der Ehe — viel gründlicher und verhängnisvoller als alles andere. Denn die Konflikte, die aus dem aufgescheuchten und rebellierenden Gewissen kommen, sind — das weiß jeder — die unbedingtesten und darum die drückendsten und folgenschwersten.

Aus all diesen Nöten weist — wo ein sittlich berechtigter Anlaß vorliegt — die neue Methode Smulders-Knaus-Ogino einen gangbaren Ausweg. Denn hier zeigt sich die Möglichkeit, auf eine einwandfreie, natürliche Weise die Empfängnis zu vermeiden.

Der japanische Frauenarzt K. Ogino und der Grazer Universitätsprofessor Dr. H. Knaus haben ungefähr zur selben Zeit, aber unabhängig voneinander experimentell festgestellt: daß es eine periodische Unfruchtbarkeit der Frau gibt. Dieser Zyklus läuft nicht für jede Frau im gleichen Zeitraum ab, sondern ist individuell verschieden. Er kann also in dem einen Fall ein paar Tage länger und im andern Fall ein paar Tage kürzer sein. Der holländische Arzt J. N. J. Smulders hat diese Forschungsergebnisse zu einem System ausgebaut, in dem er sich die praktische Aufgabe stellte: das Schema der Tage zu fixieren, an denen — auch bei normalem Geschlechtsverkehr — eine Empfängnis nicht zu erwarten ist. Die ganze Methode beruht — nach einer Veröffentlichung von P. Heyfeijer S. J. in den „Stimmen der Zeit" (März 1934) — auf vier Tatsachen: 1. Die Ovulation (Eireife) steht in ursächlichem Zusammenhang mit der nächsten Menstruation. Vor Ogino ging man bei allen Berechnungen von der vorhergehenden Periode aus; die Fachleute kamen dabei zu sehr verschiedenen Angaben über den Zeitpunkt der Ovulation. Ogino aber zeigt, daß diese Unterschiede fortfallen, wenn man von der folgenden Menstruation ausgeht. 2. Die Eireife fällt immer zwischen den sechzehnten und zwölften Tag vor der nächsten Periode. 3. Wird die weibliche Eizelle nicht befruchtet, so stirbt sie nach einigen Stunden ab. 4. Die Befruchtungsfähigkeit der männlichen Keimzelle dauert höchstens zweimal vierundzwanzig Stunden.

Die auf Grund vieler Experimente von Ogino gesammelten Erfahrungen werden von Knaus bestätigt. Nur ist nach seiner Meinung für die Ovulation eine kürzere Zeitspanne anzusetzen: sie kann nur zwischen den sechzehnten und vierzehnten Tag vor der nächsten Menstruation fallen. Aber auch wenn man (mit Smulders) die längere Ovulationsmöglichkeit von fünf Tagen gelten läßt, würde sich — da im Augenblick der Befruchtung die männliche Keimzelle nicht älter sein kann als zwei Tage — die Empfängnismöglichkeit auf sieben Tage im Monat beschränken. Wegen der Schwankungen

in den Funktionen des Organismus rechnen aber Ogino und auch Smulders praktisch mit mindestens acht Tagen.

Nun liegt aber — und das ist die einzige Schwierigkeit — der Tag des Beginns der folgenden Menstruation, von dem man auszugehen hat, in der Zukunft. Eine unbedingte Gewißheit über die Dauer der Menstruationsperioden ist nicht möglich. Allerdings hat jede Frau unter normalen Umständen ihre genau umgrenzten Periodenschwankungen; so daß dann außerhalb dieser erfahrungsgemäß festgestellten Tage keine Menstruation einzutreten pflegt. Aber bei größeren Veränderungen im Organismus, zum Beispiel infolge von Grippe mit hohem Fieber oder durch Schwangerschaft oder Stillen, unterliegt die Periode dennoch stärkeren Schwankungen. Je sorgfältiger man solche Möglichkeiten in Rechnung stellt, um so kleiner wird die Zahl der Tage, an denen keine Empfängnis zu erwarten ist. Es ist darum ratsam, sich durch eine genaue ärztliche Untersuchung Klarheit zu verschaffen.

Wenn so auch jede vereinfachende Schematisierung nicht ohne Bedenken ist, scheint doch die von dem holländischen Frauenarzt Dr. Holt aufgestellte Formel richtig und praktisch verwendbar zu sein: den Beginn der Enthaltungszeit findet man, wenn man von der kürzesten Periode achtzehn Tage abzieht; das Ende der Enthaltungszeit, wenn man von der längsten Periode elf Tage abzieht. Schwankt zum Beispiel die Periode gewöhnlich zwischen sechsundzwanzig und dreißig Tagen, so ist die Enthaltung vom achten bis zum neunzehnten Tage der jeweiligen Periode geboten. Damit stimmt die Anweisung überein, die Smulders in diesem Fall gibt: Nach der Menstruation sind fünf bis sieben Tage für den Verkehr frei, während der folgenden zwölf Tage ist Enthaltsamkeit notwendig; der Rest der Periode ist wieder frei.

Entsprechend dieser Berechnungen, die vor allem durch die von Knaus gemachten Beobachtungen gestützt werden, stellt Holt umgekehrt für die Empfängnis folgende praktische Regel auf: den Anfang der günstigsten Befruchtungszeit erhält man, wenn man von der kürzesten Periode fünfzehn Tage, von der längsten dreizehn Tage abzieht.

Bei der Methode Smulders — Knaus — Ogino handelt es sich — wie Univ.-Prof. Dr. Michael Gatterer S. J. im „Seelsorger" (Septemberheft 1937) schreibt — „um ein Naturgesetz, das freilich noch nicht voll und ganz erforscht sein mag, das aber doch sicher besteht. Die Naturgesetze sind aber letzten Endes göttliche Gesetze, von der Weisheit und Güte Gottes in die Natur gelegt, die wie die ganze Welt dem Menschen dienen und zu seinem Besten Verwendung finden sollen . . . Muß daher nicht, wie die übrigen Naturgesetze, auch dieses in die Natur des Weibes gelegte Gesetz nach der Absicht Gottes einen weisen Zweck haben zum Nutzen des Menschen"?

Diesen Zweck gilt es zu sehen und zu — erfüllen. Er kann nicht darin bestehen: etwa auf Knaus — Ogino die Ehe aufbauen zu wollen. So, als ob man mit ihrer Hilfe dem Herrgott und der Natur im Schlafzimmer ein Schnippchen schlagen dürfte. Als ob das ein gesetzlicher Freibrief wäre, um sich in der Ehe möglichst ausleben und sich von ihren sittlichen Verpflichtungen drücken zu können. Wer dieses Gesetz so auffaßt und „befolgt", mißbraucht ebenso die Ehe, wie der Onanist oder die „vorsichtigen" Eheleute, die auf andere Weise die „Folgen" zu verhindern wissen.

Wo aber eine Ehe ganz im Gehorsam gegen Gottes Naturgesetze aufgebaut ist und erhalten wird, da kann diese Methode ein durchaus gangbarer Weg ins Freie werden aus der qualvollen Enge ehelich-sexueller Bedrängnis: da kann auf diese Weise solche Not gelindert oder behoben und zugleich doch die Heiligkeit der Ehe gewahrt werden.

Man soll dem Herrgott dafür danken, daß er uns diesen neuen Weg gerade jetzt gezeigt hat. Jetzt, wo die Ehe unter einem Trommelfeuer wirtschaftlicher, charakterlicher, sittlicher Nöte stöhnt, aus dem es kaum noch eine Befreiung zu geben scheint. Und man soll den gewissenhaften Eheleuten diesen Weg göttlicher Barmherzigkeit nicht dadurch verbauen, daß man ihnen die Kenntnis dieses Gesetzes vorenthält oder erschwert.

Und wer kann denn wissen, ob Gott nicht etwa — bei den Zuständen von heute — eine Geburtenregelung, die nicht gegen sein Gesetz ver-

stößt, sogar ausdrücklich billigt? Wer kann wissen, ob er nicht in unsern Tagen den Nebenzweck der Ehe — „Betätigung und Beweis der Gattenliebe, Entspannung des natürlichen Verlangens, körperliche und seelische Hilfe für den andern Eheteil" (Pius XI.) — besonders und mehr als sonst in den Vordergrund gestellt haben will?

Die neue Methode vermittelt aber nicht nur die Kenntnis der unfruchtbaren, sondern auch der fruchtbaren Tage. Auch das ist wichtig. Sehr wichtig. Denn jetzt kann die Zeugung des neuen Lebens bewußter und gewollter geschehen. Die Liebenden können und sollen sich noch mehr darauf seelisch, religiös und körperlich vorbereiten. Können sich aus herzlicher Liebe und Hingabe einander verschenken und sich dabei bewußt sein, daß sie damit in dieser gesegneten Stunde den Auftrag Gottes — die Erde zu bevölkern und den Himmel zu bereichern — erfüllen. Es wird jetzt nicht mehr die hohe Begnadung der Teilhaberschaft am Schöpfungswerk Gottes dem sinnlosen Zufall oder nur dem Willen des Eros ausgeliefert. Sondern: überlegter, freier, ernster, menschenwürdiger und damit schöner und heiliger empfangen. Den Gewinn davon haben nach der seelischen und religiös-sittlichen Seite die Eheleute selber, und nach der gesundheitlich-körperlichen Seite das Kind und die volkliche Gemeinschaft.

Aus einer solchen geistigen Haltung, die ebenso christlich wie vernünftig und berechtigt ist, werden gewissenhafte Eheleute in Zukunft für die Zeugung des neuen Lebens mit besonderem Bedacht die Tage der Fruchtbarkeit wählen. Damit aber kommt in das oft — in das meistens — so chaotische Geschlechtsleben der Ehe ein Zug der Ordnung und der Zucht.

Keine Sorge, daß unter einem solchen Gesetz des Geistes die Stärke des Gefühls oder das Rauschen des Blutes leiden würde. Es leiden darunter nur Willkür und Launen und die unwürdige erotische Versklavung an die Despotie des Triebes. Also jene tyrannischen Mächte einer unteren Welt, die da ständig am Werk sind, das Glück der Ehe und das Wohl des Kindes zu zerstören.

Es wird noch viel Erziehungsarbeit an der Jugend, an den Liebenden in der Ehe, an uns selber notwendig sein, eh' die ganze Bedeutung

der Methode Smulders — Knaus — Ogino erfaßt und richtig ausgewertet wird! Bedeutung, die nicht in der Richtung einer laxen Moral oder eines lüsternen Genießertums liegt, sondern in der freudigen Anerkennung einer sittlichen Ordnung und in der Unterwerfung unter ein Naturgesetz, das zugleich — — Erlösung und heiligste Verpflichtung ist.

# VII. BLUTENDE EHE

„Die Ehe ist ein Orden, in dem man noch vor dem Noviziat Profeß machen muß. Gäbe es hier ein Probejahr — wie in Klöstern — so würden nur wenige die Gelübde ablegen."

(Franz von Sales)

„Die Schöpfung kennt nichts Edleres als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände; zwei freiwillig eingewordene Herzen und Leben."

(Herder)

## OTHELLO

Desdemona, die Tochter eines angesehenen Senators von Venedig, ist das Weib Othellos, des maurischen Kommandeurs der venezianischen Truppen geworden. Ihr Vater hat sich dieser bedenklichen Verbindung mit aller Kraft widersetzt. Vergebens! Der Mohr wird geheiratet; mag auch dem Alten darüber das Herz brechen.

Eine Liebesehe voll blauester Romantik und südlicher Glut. Aber das Glück ist nicht von langer Dauer. Daran ist der Halunke Jago schuld und die von ihm angestachelte Eifersucht Othellos.

Desdemona soll ihn mit Cassio, seinem Leutnant, hintergangen haben. So wird es ihm von Jago teuflisch eingeträufelt; und er glaubt daran. Der Beweis für ihre Untreue ist ein verlorenes Taschentuch. Das genügt: und der rasende Mohr erstickt sein unschuldiges Weib und sich selbst.

Tragödie der Eifersucht! Sie ist der Schatten jeder großen Liebe. Es gibt keine Liebe, die nicht eifersüchtig wäre. Und je größer sie ist, desto eifersüchtiger muß sie sein. Es gehört zu den Ur-Gefühlen der Menschheit, ein hohes Gut ganz und ausschließlich für sich allein besitzen zu wollen. Je kostbarer das Gut ist, desto ängstlicher die Sorge des Menschen, es zu verlieren und desto eifriger sein Bemühen, sich vor diesem Verlust zu schützen.

Wenn ein Mensch mit allen Kräften seiner Seele liebt, erwartet er, daß das andere seine Hingabe ebenso unbedingt, ebenso vorbehaltlos und ausschließlich erwidere; erwartet, daß es gleich ihm sein ganzes Denken, Wollen, Fühlen und Tun auf das Objekt der Liebe — eben seine Person — konzentriere. Und wenn das nicht oder nicht immer in dem erwarteten Ausmaß geschieht, bricht in ihm die

Eifersucht wie eine schwere Krankheit aus und macht ihn elend an Leib und Seele. Er wird auf alles eifersüchtig, was sich — wenn auch nur in seiner überreizten Vorstellung — zwischen ihn und den geliebten Menschen stellt: Freundschaften, Eltern, Geschwister, Verstorbene und die eigenen Kinder.

Solche Eifersucht braucht nicht einmal Mißtrauen zu sein; erst recht kein Mißtrauen in die eheliche Treue des andern. Sie ist nur die quälende Besorgtheit, die eigene Liebe möchte nicht vom andern mit den gleichen Maßen wiedergemessen werden; und der Grund dafür sei das Dazwischenstehen dritter Personen.

Hier spielen nicht selten auch die Verwandten eine oft ganz ungewollte, manchmal aber auch wohleinstudierte Rolle. Eltern und besonders Mütter benehmen sich da sehr häufig äußerst unklug und selbstsüchtig. Es fehlt ihnen anscheinend das Fingerspitzengefühl für das Unangebrachte und Taktlose ihrer Haltung: sie merken gar nicht, wie sie ihrer Schwiegertochter oder dem Schwiegersohn begründeten Anlaß zur Eifersucht geben und dadurch die Ehe des (vergötterten) Kindes unnötig erschweren. Die Erfahrung zeigt, daß törichte Verwandte — bis ins dritte und vierte Glied — in sehr vielen Ehen die ständige Ursache eifersüchtiger Auseinandersetzungen, Enttäuschungen oder wenigstens Verstimmungen sind.

Es gibt so unbesonnene, egoistische Eltern (Mütter!), die es geradezu darauf anlegen, das verheiratete Kind mit allen Mitteln weiter an sich zu fesseln. Da wird alles, was die eigene Familie in Vergangenheit und Gegenwart betrifft, in strahlendes Licht getaucht, während die andere Familie absichtlich übersehen oder verdunkelt wird. Gelegentliche kleinere und größere Geschenke sollen die Anhänglichkeit noch verstärken.

Kein Wunder, wenn da der andere Teil, der sich zurückgesetzt, mißachtet und vom Übergewicht der angeheirateten Familie bedrückt fühlt, in ärgerliche Eifersucht ausbricht. Und sich dann meistens selbst ins Unrecht setzt, weil er seinerseits wieder übertreibt oder nicht die richtige Form zu wahren versteht. Das führt oft zu sehr ernsten ehelichen Streitigkeiten; besonders wenn sich der gekränkte Teil durch Vorwürfe

wie: „Kleinliche Eifersucht" — „verrückt" — „an den Haaren herbeigezogen" noch verspottet und zurückgewiesen fühlt.

Hier lauert ein hinterlistiger Feind der Ehe, der unter allen Umständen niedergemacht werden muß. Es ist da in den meisten Fällen nicht nötig — wie Desdemona es getan hat — völlig mit der Sippe zu brechen. Aber die Verwandtschaft muß eindeutig erfahren: daß jede Einmischung in die Ehe, die nicht die beiderseitige Zustimmung findet, unerwünscht sei und deshalb in Zukunft zurückgewiesen werde. Davon soll keiner ausgenommen sein; nicht einmal die Toten.

Dumm und unverzeihlich aber handeln Eheleute, die es sogar darauf anlegen, die Eifersucht des anderen zu wecken oder zu fördern: weil das ihrer Eitelkeit schmeichelt; oder weil sie sich dadurch den andern gefügig machen wollen. Ein gewagtes Spiel mit dem Feuer, das nur zu leicht zu einem offenen Brand werden kann, in dessen Gluten eine Liebe und eine ganze Ehe zerstört wird.

Sinnlos quälend und quälerisch ist die Eifersucht auf die Vergangenheit; „la jalousie du passé", wie die Franzosen sagen. Sie besteht darin, daß der eine Teil mit der „Vergangenheit" des andern „nicht fertig wird", sie immer wieder inquisitorisch untersucht: Erklärungen, Beteuerungen, Offenbarungen verlangt, die dann doch nie genügen; die wohl im Augenblick geglaubt, aber ebenso schnell wieder als unzureichend abgetan werden. Da wird die Vergangenheit, die für den anderen längst tot ist, für den Eifersüchtigen zur permanenten Gegenwart, deren schwarze oder weiße Gespenster die Ehe nicht zur Ruhe kommen lassen.

Man vertreibt Gespenster am nachdrücklichsten, wenn man Licht macht. Die Ehe wird am besten vor den bösen Geistern der Vergangenheit beschützt, wenn man dieses Licht schon vor der Ehe anzündet: wenn man sich gegenseitig über das Vergangene klaren Wein einschenkt, eine Art „Generalbeichte" ablegt, die ebenso aufrichtig wie klug sein soll. Da dürfen keine Dinge verschwiegen werden, die der andere wissen muß. (Sexuelle Infektion!) Wie weit man ihn aber mit dem Bekenntnis von Erlebnissen belastet, die längst abgetan und in Ordnung gebracht worden sind, muß die Klugheit und die Einsicht in den seelischen Zustand des anderen abzuschätzen wissen.

Man soll einen Menschen, der von Natur aus mit Eifersucht geplagt ist und andere plagt, nicht mit „Enthüllungen" über Affären quälen, die an sich eine Lappalie sind; aber in seiner krankhaften Einbildung leicht zu „Geschichten" oder gar „Verbrechen" werden können.

Wenn nun aber ein Eifersüchtiger in der Ehe die „Beichte" des andern nicht vergessen kann; ihn dauernd mit der Forderung nach neuen Geständnissen und der Schilderung von Einzelheiten — also mit unberechtigtem Mißtrauen — peinigt: dann soll der Angegriffene und unschuldig Verdächtigte daran denken, daß es sich hier um einen Fall von seelischer Erkrankung handelt. Darum nachsichtig sein; alles vermeiden, was neues Öl ins Feuer gießen könnte; dazu gehört auch die standhafte Weigerung zu neuen (oder gar falschen) Bekenntnissen. In ernsteren Fällen ist die Behandlung durch einen erfahrenen Seelenarzt notwendig.

Krankhafte, unbegründete Eifersucht ist der Ruin der Ehe. Da hilft kein Zureden, kein Schelten oder Strafen. Denn der Erkrankte sucht nach immer neuen Bestätigungen für das Berechtigte seines Mißtrauens. Da genügt schon ein Blick, eine Bewegung, eine Vergeßlichkeit, eine Platzverteilung bei Tisch, ein unbedachtes Wort, um alle scharfen Schwerter seiner Eifersucht, von denen er selber am schmerzlichsten verwundet wird, zu entblößen und ins Gefecht zu führen. Es geht ihm, wie Othello, der — an den eigenen Vorzügen verzweifelnd — nach ständig neuen Gründen für die vermeintliche Untreue des andern grübelt:

„. . . . Vielleicht wohl, weil ich schwarz bin
Und mir des leichten Umgangs Gabe fehlt,
Der Stutzer ziert; auch weil sich meine Jahre
Schon abwärts senken . . .
Ich bin getäuscht! Mein Trost sei bitterer Haß!
O! Fluch des Ehestandes,
Daß unser diese zarten Wesen sind,
Und nicht ihr Lüsten! Lieber Kröte sein
Und von den Dünsten eines Kerkers leben,
Als daß ein Winkel im geliebten Wesen
Für andere sei!"

Und der Beweis für die Untreue? Ein Taschentuch genügt. Denn: „Dinge leicht wie Luft, sind für die Eifersucht Beweis, so stark wie Bibelsprüche!" (Shakespeare)

Da hilft schließlich auch alle Klugheit und alle Tugend und alle Vorsicht und Geduld nicht mehr: da kann nur noch der Psychiater helfen. Daher müssen die letzten und tiefsten Ursachen dieser Krankheit erst gefunden werden — beseitigt werden — ehe eine Heilung möglich ist.

Wo sich aber schon vor der Ehe die Eifersucht in aufdringlicher Form bemerkbar macht, da soll man es sich zehnmal überlegen, ehe man einen solchen Menschen heiratet. Und sich nicht täuschen und blenden lassen vom leidenschaftlichen Schwung des wilden Othello. Es mag berückend sein, so stürmisch und so ausschließlich begehrt zu werden. Aber schon manche Desdemona ist — wenn auch nicht gerade von ihrem Othello erdolcht — so doch unglücklich gemacht worden. Vielleicht weniger durch die Glut seiner Leidenschaft als durch die sehr schnell abgekühlte Glut dieses bald ausgebrannten Strohfeuers.

## SEELISCHE SYPHILIS

Es gibt ein englisches Fremdwort in unserer Sprache, das mit keinem deutschen Ausdruck richtig wiederzugeben ist: Flirt. „Liebelei" ist dafür zu anständig und „den Hof machen" zu harmlos. Es liegt etwas „Mondänes" darin; etwas, das nach der „eleganten Welt" riecht; etwas von knallrot angemalten Fingernägeln; von Dämchen mit Barsoi-Windhunden an der Leine und von blasierten Gecken mit goldenem Armreifen und Korsett.

Man flirtet im See- und Luxusbad, beim Rennen, in der Bar, beim Fünf-Uhr-Tee, bei Tennis und Krocketspiel, beim Tanz, in den Wandelhallen der Konzerthäuser und Theater und in neuester Zeit vor allem im Wochenend. Eine der widerlichsten und unanständigsten sexuellen Unsitten unserer dekadenten Gesellschaft! Und da das Beispiel der „vornehmen Leute" für die anderen maßgebend ist, verseucht diese blöde und häßliche Geschlechtsspielerei jetzt auch schon jene

Kreise, die bisher noch Wert auf Sitte und Gewissen legten. Das moderne Leben, das die Geschlechter wahllos durcheinanderwirbelt, gibt dazu jede erwünschte Gelegenheit: in den Büros, den Geschäften, den Ämtern, bei Sport und Tanz, in Cafes und Kinos, in gemeinsamen Reisen und Wanderungen.

Man sucht die sexuelle Spannung, spielt damit, erhitzt sich daran und brüstet sich damit: „Ich könnte fünf an jedem Finger haben, wenn ich wollte." Dabei geht man in den Geständnissen der gegenseitigen Wünsche und ihrer Erfüllung bis an die äußerste Grenze; bricht das frivole Getue aber in dem Augenblick berechnend ab, wo der andere am Ziel seiner Absichten zu sein glaubt. Denn „so dumm ist man doch nicht". Man erlaubt sich alle sexuellen Freiheiten, genießt mit prickelndem Blut die physische Nähe des Partners, soweit man sie ohne Folgen genießen kann. Vor dem „Letzten" aber macht man als „erfahrene" Frau halt. Und kommt sich dabei auch noch sehr moralisch und besonders gescheit vor.

Das feste „Verhältnis" vor der Ehe ist gewiß keine empfehlenswerte oder irgendwie zu rechtfertigende Lösung der sexuellen Frage. Aber es ist noch ungleich sittlicher und, wenn die Sorge um das uneheliche Kind hinzukommt, menschlich anständiger und sympathischer, als dieses gewissen- und verantwortungslose geschlechtliche Streunen auf allen Promenaden, Tanzdielen und Sportplätzen einer degenerierten Lebewelt.

Der Flirt ist wie eine seelische Syphilis: er verwüstet die feinsten und wertvollsten Lebenskräfte, die zum Aufbau von Ehe und Familie unerläßlich sind. Er stumpft das erotische Gefühl bis zur Pervertierung ab: die frigide Frau und der indifferente, homosexuelle Mann sind seine (späteren) gangbarsten Produkte; seelisch Verkrüppelte, die zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft in der Ehe gar nicht mehr fähig sind. Sie haben sich innerlich schon längst verausgabt, ehe sie in die Ehe treten. Übrig bleibt höchstens noch eben das „Letzte", das dann nichts anderes mehr ist als der schale Bodensatz eines abgestandenen, faden Getränks, dessen „Blume" man schon längst gewohnheitsmäßig geschlürft hat.

Wo aber in der Ehe selbst das Flirten begonnen oder fortgesetzt

wird, da wird die Ehe gebrochen. Seelischer Treubruch, der nicht weniger verwerflich ist als der physische. Man würde auch den begehen, wenn man dazu nicht zu feige wäre. Weniger zu feige aus moralischen Hemmungen, als aus bürgerlicher Angst vor den Folgen. Und darum genießt man in der Phantasie heimlich, was die Wirklichkeit versagt; leistet sich alle sexuellen Vergnügen, soweit man sie ohne Gefahr für den guten Ruf und die wirtschaftlich-gesellschaftliche Existenz außerhalb der Ehe erreichen kann.

Daß daran jede Ehe zu Grunde gehen muß, ist selbstverständlich. Denn wie könnte ein eheliches Gemeinschaftsleben möglich sein, wenn ein Teil oder beide Teile mit ihren Wünschen, Gefühlen und Gedanken in permanentem Treubruch leben.

## VERRAT

Nach einer amerikanischen Statistik, deren Erhebungen in Washington gemacht worden sind, wurden von 100 befragten Frauen — die Antworten waren anonym — 677 Liebesaffären zugegeben und von 100 befragten Männern 681. Ob und inwieweit es sich hier um Verheiratete handelt, ist im Augenblick nicht festzustellen. Und wenn auch die Zuverlässigkeit dieser Zahlen nur bedingt sein mag, so zeigen sie doch die ganze Unbeständigkeit des Liebeslebens der Menschen von heute.

Dasselbe höchst bedauerliche Bild enthüllt sich auch in den Angaben über die Ehescheidungen. Den Rekord darin hat Amerika erreicht mit 128,5 Scheidungen auf 10.000 Einwohner; dann folgt Japan mit 113,3. In Europa steht Lettland an der Spitze mit 91,5; in Dänemark sind es 82,9; in Deutschland 75,2; in Frankreich 48,3; in Rumänien 44,1; in Schweden 42,8; in Belgien 30 und in England 10,6. Diese Unterschiede ergeben sich natürlich nicht nur aus den Verschiedenheiten der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, sondern vor allem auch aus dem Ehescheidungsrecht der einzelnen Länder. Ganz allgemein aber muß festgestellt werden, daß die Zahl der Ehescheidungen in der Nachkriegszeit um ein Vielfaches gestiegen ist

gegenüber den Jahren vor dem Kriege. Georges Anquetil behauptet in seinem berüchtigten Buch „La maîtresse legitime", das unter dem aufreizenden Titel „Ehen zu dritt" ins Deutsche übersetzt worden ist: die moralisch-politische Akademie in Paris habe gefunden, daß von 96.834 Ehen ganze 17 als glücklich bezeichnet werden könnten.

Man mag auch die Richtigkeit dieser Zahlen anzweifeln! Das eine aber steht doch fest: und wenn sie nur zu einem Bruchteil richtig sind, verbergen sie ein Meer von menschlicher Schuld, Armseligkeit und Schwächen, von Herzeleid und seelisch-materieller Not. Es muß schlimm um eine Kultur stehen, in der die höheren Werte der intimsten Lebensgemeinschaft so wenig erkannt und für die persönliche Lebensführung so wenig eingesetzt werden.

Der Liebesakt der körperlichen Gemeinschaft ist die Hingabe der ganzen Person an die Person des andern; ist die Preisgabe letzter Verschwiegenheiten aus Liebe. Ist etwas so Bedeutungsvolles und Endgültiges, daß sie für Menschen, die sich das Bewußtsein dafür noch erhalten haben, nur möglich ist, wenn sie überzeugt sind, daß sie mit dem andern in einer dauernden Lebensgemeinschaft verbunden bleiben. Darum wird die eheliche Untreue von jedem, der noch ein Gefühl für Ordnung, Gesetz und Anstand, der noch Gewissen hat, als schwärzester Verrat empfunden. Als ein Abfall empfunden von allem Edlen, Schönen und Ewigen im Menschen. Und zugleich als kränkendste und häßlichste Beleidigung. Man kann das Weibtum und das Manntum im andern — seine geschlechtliche Würde — nicht brutaler verletzen, als wenn man es im Ehebruch prostituiert.

Hier wird der Ehe in ihrem natürlichen Sein die tödlichste Wunde geschlagen; wird ein Abgrund aufgerissen, über den nur selten noch eine Brücke neuer Gemeinschaft führt. Es gehört schon für den unschuldigen Teil ein ungewöhnliches Maß von Seelengröße dazu, eine solche Brücke zu bauen; oder sie zu betreten, wenn der Schuldige sie zu bauen versucht. Da wird allerbeschwerlichste, selbstloseste Nachfolge des Gekreuzigten verlangt, jeden Tag von neuem verlangt. Etwas, das über Menschenkraft geht, das gar nicht möglich ist, wenn nicht Gottes Gnade ihre Wunder wirkt.

Kein größeres Unglück kann über die Ehe kommen, als die voll-

endete Untreue. Sie zerstört die Lebensgemeinschaft zweier Menschen, die sich einmal das Liebste und das Kostbarste gewesen sind. Und sie beraubt die Kinder um ihr Jugendglück; und damit fast immer auch um ihr Lebensglück. Denn Kinder können seelisch nur gedeihen im frohumfriedeten Garten der Familie, deren Sonne die Liebe und Harmonie zwischen Vater und Mutter ist. Sonst verkümmern sie. Einer der bedeutendsten Sexualpsychologen erklärt: „Meine Forschungen haben mir bewiesen, daß die schwersten Seelenkrankheiten entstehen, wenn Kinder an der ethischen Höhe ihrer Eltern zu zweifeln beginnen!"

Ehebruch ist — Lebensbruch. Man zerbricht dadurch nicht nur bestes und wertvollstes Menschtum in seiner eigenen Seele; man zerstört auch im andern den Glauben an ein Ideal, aus dem ihm bisher lebendigste Daseinskräfte geflossen sind.

Darum kann keiner sorgfältig genug auf der Hut sein, kann sich selbst nicht hart und straff genug in Zucht halten, um allen Gelegenheiten, die die Buhlen des Ehebruchs sind, den Eingang zum Herzen und zu den Sinnen zu verwehren: vom flüchtigen Gedanken bis zum lockeren Spiel der Phantasie, von den Ausschweifungen der Mode bis zur atemlosen Jagd nach allen Genüssen und Vergnügungen, auf die man nicht freiwillig verzichten zu können meint. Mit kleinen, scheinbar harmlosen Treulosigkeiten fängt es an; und am Ende steht die Katastrophe. Auch wenn man sich vorher mit dem dummen Satz zu beschwindeln suchte: „Kleine Treulosigkeiten erhalten die große Treue!" Nirgendwo mehr als hier ist die so lebensnahe Aufforderung der Alten am Platz: „Widerstehe am Anfang!" Und das Wort des Chores aus der „Braut von Messina", das auf die Ermordung Don Manuels gemünzt ist, trifft auch auf den Ehebruch zu: „Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen — Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat!"

# VIII. DIE MÜTTERLICHE WERDESTÄTTE UND DAS KIND

„Gott segne dich, du heiliger Baum!
Gott segne deines Lebens ganzen Raum!
Er sei all deiner Wurzeln Erdensaft,
Er deiner Blütenzweige Himmelskraft,
Er deiner Tage Licht und deiner Nächte Tau:
Gott sei dein Segen, gesegnete Frau!"

(Ernst Thrasolt)

## DER WEIBLICHE KÖRPER UND SEINE FUNKTION

Das größte Glück des Weibes ist die Mutterschaft. Dem geliebten Mann Kinder zu schenken, gesunde Kinder, in denen sie beide weiterleben, in denen sie Gottes Schöpfung fortsetzen und den Himmel bevölkern, ist die seligste Erfüllung aller Sehnsüchte und Träume der mütterlichen Frau.

Damit werden aber auch an sie schwere geistige und körperliche Anforderungen gestellt, von deren Bewältigung die Zukunft der Ehe und das Schicksal ganzer Geschlechterketten wesentlich mitbedingt ist.

Die ersten Vorbereitungen auf die Mutterschaft sollen schon in frühesten Mädchenjahren durch eine vernünftige Aufklärung und durch eine naturgemäße Lebensweise einsetzen. Sie sind mit dem Eintritt in die Ehe — den Umständen entsprechend — zu steigern und systematisch fortzusetzen, bis der große Geburtstag da ist.

Dazu ist zunächst notwendig, daß die Frau ihren Körper kennt. Daß sie weiß: es bedarf eines gutgebildeten Knochenbaues, um dem Kind den nötigen Raum zu seiner unbehinderten Entwicklung zu verschaffen; es ist ein kräftiges Muskelsystem erforderlich, um es leicht zur Welt zu bringen; das Blut muß unverdorben sein, damit es gesunde Nahrung geben kann; und die Nerven müssen ruhig und stark sein, um in den harten Strapazen der kommenden Monate — auch nach der Geburt — auf dem Posten zu sein.

Schon äußerlich unterscheidet sich der weibliche Körper vom männlichen durch weichere, rundlichere Formen, die besonders in Brust, Schultern und Becken zum Ausdruck kommen. Die Schultern der

Frau sind schmaler und zarter; ihr Becken ist breiter, kürzer und die Beckenhöhle geräumiger.

Das Becken selbst spielt als Ort der Empfängnis, der Schwangerschaft und Geburt eine lebenswichtige Rolle. Die Natur hat es für ihre Aufgabe zweckmäßig gebaut und eingerichtet. Es besteht aus dem Kreuz- oder Heiligenbein, dem Steißbein und den beiden Hüftbeinen.

Das Kreuzbein wird aus fünf Wirbeln gebildet, die fest ineinander verwachsen sind. Das Steißbein hat vier bis fünf kleine Knochenstücke mit knorpeliger Verbindung; es ragt mit der unteren Spitze in die Beckenhöhle hinein und hat die Fähigkeit, sich bei der Geburt weit zurückzuziehen, wodurch der Geburtsakt selbst sehr erleichtert wird. Kreuz- und Steißbein bilden zusammen die hintere Beckenwand; während die beiden Hüftbeine seine seitliche und Vorderwand bilden.

Man spricht vom großen und vom kleinen Becken. Das große ist ausgefüllt mit dem Eingeweide, während das kleine die weiblichen Fortpflanzungsorgane birgt; es ist der knöcherne Kanal, den das Kind bei seinem Weg in die Welt zu passieren hat. Für den glücklichen Verlauf dieses Weges ist die Beschaffenheit des Kanals von größter Bedeutung: ist er zu eng oder sonstwie mißgestaltet, so wird die Geburt wesentlich erschwert oder sogar unmöglich gemacht. Solche Verbildungen des Beckens können entstehen durch Rachitis (Englische Krankheit). Sie beruht auf einer ungenügenden Ablagerung von Kalksalzen im Knochengewebe. Die Knochen werden dadurch nicht fest und widerstandsfähig genug, um die schwere Körperlast zu tragen: sie werden zusammengedrückt, biegen und krümmen sich und geben so dem Becken (oder auch den Beinen) die verbogene Form. Zur Vermeidung von Rachitis wie jeder anderen Art von Knochenverbildung sind richtige Ernährung, genügend Bewegung in frischer Luft und Sonnenbäder nötig. Für die Unterlassungssünden, die hier begangen werden, muß mit Fehl- und Frühgeburten gebüßt werden, oft durch Generationen hindurch. Auch das lächerliche und unsinnige Schnüren kann leicht die Mißgestaltung des Beckens zur Folge haben.

Wo sich ungewöhnliche Abweichungen von der normalen Form des Beckens zeigen, ist vor der Ehe der Arzt um Rat zu fragen, weil hier das Leben von Mutter und Kind auf dem Spiel steht. Im übrigen aber soll jede Frau vor der Ehe über die (gute) Beschaffenheit ihres Beckens unterrichtet sein. In Fällen ernster Verbildung darf nicht geheiratet werden. Gott zeigt auf diese Weise eben an, daß er das Mädchen nicht für die Ehe bestimmt hat. Das mag in manchen Fällen recht bitter sein; noch viel bitterer aber sind die tragischen Folgen, wenn in einem solchen Fall doch geheiratet wird. Dem Mann aber seinen Zustand verschweigen, wäre allerschwerste Schuld.

Das Becken ist von innen und von außen mit einer starken Muskelschicht umkleidet: eine natürliche Panzerung zum Schutz der in seinem Innern eingelagerten Geschlechtsorgane; ihre wichtigsten sind: die Gebärmutter, die Eierstöcke und die Eileiter.

Die Gebärmutter (Uterus) ist ein Hohlkörper, der sich zwischen Harnblase und Mastdarm bewegt; in ihm reift und wächst der befruchtete Keim. Die Wandung des Uterus besteht aus drei Schichten: die äußere, das Bauchfell; die mittlere, eine mächtige Muskelschicht; die innere, die Gebärmutterschleimhaut. Die Gebärmutter hat die Gestalt einer mittelgroßen, abgeplatteten Birne, deren spitzer Teil in die Scheide ragt und da als Muttermund endigt. Sie ist außerordentlich beweglich und wird von zwei runden Mutterbändern festgehalten und nach vorne an der Bauchwand gewissermaßen aufgehängt. Wenn diese Bänder erschlaffen, kann die Gebärmutter nach hinten oder vorne umsinken: es entstehen die Verlagerungen und Knickungen. Hier spielen Stuhl- und Urinverhaltungen, aber auch nach vorn gebeugtes Sitzen eine wichtige Rolle. Es sollte darum jede Mutter auf diese Dinge bei ihren Töchtern frühzeitig achten. (Diese Handarbeiten!) Die anormalen Verlagerungen können die Quelle langer schmerzlicher Leiden und die Ursachen von Sterilität und Fehlgeburten sein. In leichteren Fällen ist durch eine Änderung der gesamten (falschen) Lebensweise und durch eine sinnvolle Gymnastik, die den Beckenboden und die Bauchmuskulatur stärkt, eine Heilung nicht schwierig. Die Gebärmutter hat die hochbedeutsame Auf-

gabe, das neue werdende Wesen nicht nur zu beherbergen, sondern es auch zur Welt zu bringen.

Die Eierstöcke (Ovarien) sind die Keimdrüsen des Weibes. Sie haben eine flach-eiförmige Gestalt, sind paarig und erreichen die Größe einer Mandel, Pflaume, Walnuß. Ihre Substanz besteht aus einer innern Markschicht und einer äußern Rindenschicht. In diese sind unzählige Bläschen eingebettet, die nach dem holländischen Arzt de Graaf „Graaffsche Bläschen" genannt werden. Diese Bläschen (Follikel) sind nicht die Eier, sondern nur die Eibehälter.

Vom Grunde der Gebärmutter zweigen die beiden Eileiter oder Muttertrompeten ab. Sie stellen einen gekrümmten Kanal von etwa zehn Zentimeter Länge dar; die eine, sehr enge Öffnung steht mit der Gebärmutterhöhle in Verbindung, während das andere Ende mit einer ziemlich breiten Öffnung in die freie Bauchhöhle mündet.

Das Ganze: Scheide, Gebärmutter und Eileiter ist ein offenes, gabelartig geteiltes Kanalsystem. Es verbindet die Außenwelt vom Scheideneingang bis zur Bauchhöhle in einer offenen Straße. Das ist nötig, um dem Samen den Weg zu bahnen. Auf dieselbe Weise aber können auch Krankheiten in den Körper kommen. Daher ist größte Sauberkeit zu halten: möglichst jeden Tag Waschungen mit kühl-lauwarmem Wasser. Ebenso wichtig aber ist eine vernünftige Kleidung. Es ist unverantwortlich, selbst in der kalten Jahreszeit nur kurze, dünne Seidenunterwäsche zu tragen und dazu Florstrümpfe, die nicht einmal bis ans Knie reichen. Während man sich oben mit den dicksten Tierfellen behängt, wird der Unterleib — die Werdestätte des neuen Lebens — den Wirkungen des Wetters fast schutzlos preisgegeben. Aus bloßer Moden-Affigkeit ... Da weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: über eine solche bodenlose Gedankenlosigkeit oder unverantwortliche Gewissenlosigkeit? Denn die Folgen sind bald da: mit einem Katarrh, der nach einiger Zeit schon chronisch ist, fängt es an; und womit es aufhört, zeigt sich ja dann in der Ehe ...

Beim geschlechtsreifen Weib wird alle 28 Tage ein Eireif: ein oder mehrere Follikel bersten und stoßen das Ei aus dem Eierstock ab. Es wird durch den Eileiter aufgefangen und durch die Flimmer-

schleimhaut des Kanals in die Höhle der Gebärmutter geschafft. Auf diesem Wege trifft es irgendwo und irgendwann einmal mit dem männlichen Samen zusammen. Die Wanderung dauert einige Tage. Kommt in dieser Zeit keine Begegnung mit dem Samen zustande, so geht das Ei zugrunde.

Durch das monatliche Reifwerden des Eies entsteht eine vermehrte Blutzufuhr aller Geschlechtsorgane; die Gebärmutterschleimhaut ist schließlich davon so überfüllt, daß ein Teil davon durchsickert: die Menstruation. Sie tritt — unter normalen Umständen — alle 28 Tage ein und dauert 3 bis 5 Tage. Beim gesunden Weib ist sie von keinerlei Schmerzen oder andern Krankheitssymptomen begleitet. Trotzdem bedarf es in diesen Tagen einer gewissen Schonung: seelisch und körperlich. Denn der ganze weibliche Organismus — vor allem das Nervensystem — wird von der Menstruation mehr oder weniger stark beeinflußt. Am Tage vorher fühlt sich die Frau schon „unwohl"; sie ist nervös, gereizt und wird dadurch leicht verletzt, aufbrausend und ungerecht. Kritische Tage! Man sollte sich in der Ehe darüber verständigen, um unnötige Aufregungen und Auseinandersetzungen zu vermeiden. Vor allem muß der Mann in diesen Tagen durch liebevolle Nachsicht und Geduld das Steuer des häuslichen Friedens fest in der Hand halten.

Unregelmäßigkeiten in der Periode beruhen — wenn nicht organische oder seelische Schäden vorliegen — meistens in einer naturwidrigen Lebensweise, auf die an anderer Stelle näher eingegangen werden soll. Auf peinliche Sauberkeit ist in diesen Tagen besonders zu achten: tägliche Waschungen der äußeren Geschlechtsteile mit lauem Wasser; natürlich kann auch die Leibwäsche gewechselt werden; aber keine Spülungen; wie diese Spülungen überhaupt leicht zu einem Unfug werden können. Die gesunde Frau braucht sie nicht; und die kranke soll es nach den Anordnungen des Arztes tun.

Wenn das befruchtete Ei in die Gebärmutter eingebettet ist, geht mit ihr eine merkliche Veränderung vor: sie wird lockerer, dicker, blutreicher und überwuchert die Eizelle. Die Gebärmutterschleimhaut löst sich allmählich von der Wandung ab und bildet die äußere Hülle der

menschlichen Frucht (Dezidua), die „hinfällige Haut" genannt. Sie wird bei der Geburt mit ausgestoßen.

Der sich entwickelnde Embryo hat in den ersten Wochen die Form einer gallertartigen, durchsichtigen, gekrümmten Made von 4 bis 6 Millimeter Länge. Mit zwei Monaten ist er 4 Zentimeter lang; man kann bereits einzelne Körperteile erkennen; aber das Geschlecht ist noch unbestimmbar. Mit dem vollendeten dritten Monat wird er Fötus genannt und hat jetzt eine Länge von etwa 9 Zentimeter. Es beginnt jetzt auch die Bildung des Mutterkuchens (Plazenta), der die Ernährung der Frucht durch den mütterlichen Organismus vermittelt. Nach dem dritten Monat beginnt sich das Geschlecht auszubilden. Im vierten Monat ist der Fötus an die 20 Zentimeter lang; der Kopf bedeckt sich mit flaumigen Haaren; es zeigen sich schon Nägel und Zahnsäckchen und das Gewicht nimmt schnell zu. Mit fünf Monaten beträgt es schon 200 Gramm und im nächsten bereits ein Kilogramm. Der Fötus ist jetzt 30 Zentimeter lang und ganz mit Wollhaar bedeckt. Im siebten Monat erreicht er ein Gewicht von 1½ Kilogramm und eine Größe von 35 Zentimetern; im achten Monat ist er 40 Zentimeter groß und 2 Kilogramm schwer; im neunten 45 bis 50 Zentimeter und etwa 3 bis 3½ Kilogramm schwer. Das Wollhaar ist jetzt verschwunden, der Kopf länglich und der Körper voll und rund: er ist reif zur Geburt.

Zur Feststellung, ob eine Frau in Hoffnung ist, gibt es mutmaßliche und wahrscheinliche Zeichen. Mutmaßliche: allgemeine Störungen im körperlichen und vor allem auch im seelischen Befinden; wahrscheinliche: Ausbleiben der Monatsregel; starke Vorwärtsneigung und Vergrößerung der Gebärmutter. Die Wahrscheinlichkeit ist um so größer, je regelmäßiger sonst die Periode eingetreten ist. Ein geschickter Arzt kann bereits im zweiten Monat mit ziemlicher Sicherheit die Schwangerschaft feststellen. Ganz sichere Zeichen aber treten erst in der 18. bis 20. Woche auf: die deutlich spürbaren Bewegungen des Kindes, die fühlbaren Körperteile und das Hörbarwerden der kindlichen Herztöne, bezw. des Nabelschnurgeräusches.

Inzwischen sind auch die äußerlich wahrnehmbaren Körperveränderungen der Mutter größer geworden: der Unterleib tritt stärker

hervor, die Brüste nehmen an Umfang zu und sondern auf leichten Druck bereits Milch ab. Es kann nicht mehr lange dauern, und das große Sehnen der Mutter wird erfüllt: das Kindlein kommt zur Welt.

## IN GUTER HOFFNUNG

Beglückendes Geheimnis von unermeßlicher Tiefe: das Werdewunder der Schöpfung wiederholt und vollendet sich im gesegneten Schoß der Mutter. Der Kosmos — dieser Gestalt und Bewegung gewordene Liebesgedanke Gottes in Raum und Zeit — wird noch einmal gedacht und noch einmal geliebt im Mysterium der Menschwerdung, die sich in der lebendigen Wiege des mütterlichen Leibes vollzieht. Jede Mutter, die in guter Hoffnung ist, wächst mit ihrer natürlichen Leiblichkeit in die sternenhafte Weite und Höhe des Universums. Denn alles Körperliche lebt in einem bestimmten organischen Zusammenhang: jede stoffliche Zelle ist ein Glied in der unendlichen Kette der Lebewesen; und jede Bewegung einfließt in den Gesamtrhythmus der kreißenden Natur, den Gott — als Gleichnis seines Wesens — in allmächtigem Willensakt immer wieder von neuem setzt.

Dessen sollte sich die werdende Mutter froh bewußt sein. Sollte wissen, daß sie ein auserwähltes Werkzeug in der schaffenden Hand Gottes ist; daß sie eine wahrhaft Gesegnete und natürliche Begnadete ist. Daß sie noch viel — mehr ist: denn wie der Leib des Kindleins, dessen sie wartet, Vollendung der Schöpfung ist; so ist dessen Seele zu ewiger Vollendung in Gott selber berufen: soll glückselig ruhen in seiner endlosen Liebe. Kindlein — Mensch: es gibt nichts Gewaltigeres und nichts Größeres — außer den seligen Geistern — das der Allmächtige erdacht und erschaffen hat. Die Mutter aber ist das Werkzeug und ist zugleich Form und Stoff dazu.

Es ist gut, sich ganz tief und mit herzlich-heiliger Freude in diesen Gedankenkreis hineinzudenken, hineinzuleben. Und so eine natürlich gegebene Aufgabe ins — Übernatürliche und ins Göttliche zu überhöhen. Gut und wichtig für Mutter und Kind. Denn wie das mütterliche Blut seinen Leib ernährt, so wird sein Geist und seine Seele mit-

geformt durch die innere Haltung der Mutter in der Zeit der guten Hoffnung. Töricht, zu denken: daß die körperliche Kraft der Mutter wohl seinen Leib gestalten kann; daß aber ihre Seele ohne Einfluß sei auf die Formung des Geistigen und Seelischen in ihm.

Das ist freilich nicht wissenschaftlich exakt zu beweisen! Aber was ist denn wissenschaftlich zu beweisen, wenn es um das Leben geht; um das Wesentliche im Leben geht? Da ist nicht die Wissenschaft, sondern der Glaube das Bewegende. Er muß auch für die werdende Mutter die treibende, tröstliche Kraft sein. Der Glaube an die lebendigen Beziehungen zwischen ihr und ihrem Kind; Beziehungen, die nicht im Körperlichen begrenzt sind, sondern in Gott geheimnisvoll weiterreichen bis ins — Unendliche. Keiner kann sagen, wie weit das geht; kann sagen: wo hier natürliche Zusammenhänge in das gnadenhafte Geschenk übernatürlicher Beziehungen übergehen. Aber die Mutter soll alles tun, um diesen geistigen und seelischen Zusammenklang zwischen sich und dem kommenden Kindlein so rein und so vollkommen wie nur möglich zu machen: alles tun, um ihrem Kind nur das Allerschönste und das Allerbeste ihres Wesens zu schenken.

Darum soll sie gerade in dieser Zeit Gedanken denken, die ganz fromm und gottnah sind, die adelig und voller Wahrheit, Reinheit und Freude sind; soll ihren Willen in frauliche Zucht nehmen; auf daß er alles Flatterhafte, Launische und Leichtfertige, alles Häßliche, Gemeine und Selbstische in ihrer Seele zerstöre und alles Gute, Liebenswerte und Heilige darin hebe und fördere. Sie kann ihrem Kindlein nichts Lieberes antun als diese bewußte tapfere Selbsterziehung, die zugleich die wirksamste vorgeburtliche Erziehung des ersehnten Kindes ist. Welche Bedeutung sie hat, wie weit sie lebensentscheidend und für das Kind zum Schicksal werden kann, weiß man nicht. Aber es liegt eine Ahnung, unzerstörbar und aus Urzeiten stammend, im Menschen, daß hier geistige Kräfte wirksam sind, die tiefer reichen als unsere trüben Augen sehen können.

## BESCHWERDEN

Bei vielen Frauen ist das seelische Leben in der Zeit der Hoffnung außerordentlich labil; um nicht zu sagen stark gestört. Sie sind despotisch beherrscht von Gemütsdepressionen, Launen, Stimmungen und Begierden; und ihr Gesamtzustand ist überaus gereizt und nervös.

Der Grund hierfür kann in einer nervösen Anlage und in schlechter Erziehung liegen; einer Erziehung, die es vernachlässigt hat, den Willen zur Selbstbeherrschung, zum mutigen Ertragen von Beschwerden und Leiden, zu Geduld und Ergebung zu stärken. Und die statt dessen den Hang zu Wehleidigkeit, zur Flucht vor allem Schweren und Harten und zu einer selbstsüchtigen Verhätschelung der eigenen Person hochgezüchtet hat.

Dazu kommt in den meisten Fällen eine falsche, naturwidrige Lebensweise, die Leib und Seele empfindlich stören, wenn nicht verwüsten kann. Die Natur, die keine Untreue gegen ihre Lebensgesetze vergißt und vergibt, nimmt gerade in Zeiten, in denen der Mensch ihr in besonderer Weise ausgeliefert ist, eine erbarmungslose Rache. Da rebellieren plötzlich geheime Mächte in der Seele und im Blut, von deren Existenz man bisher nichts gewußt oder die man bisher geflissentlich zu übersehen gewohnt gewesen ist.

Die Veränderung am mütterlichen Gesamtorganismus verursacht eine Reihe körperlicher Beschwerden, die nun einmal nicht zu vermeiden sind. Durch die zunehmende Ausdehnung der Gebärmutter und des dadurch innerhalb der Brust- und Bauchhöhle entstehenden Druckes werden auch die Kreislauforgane, bzw. das Herz in Mitleidenschaft gezogen; das Herz muß eine viel größere Arbeitslast bewältigen. Dadurch entsteht in der Regel eine bedeutende Vergrößerung der linken Herzkammer, die wieder verschiedene Blutkreislaufstörungen nach sich zieht (Kopfweh, Schwindel, Herzklopfen, Atemnot . . .)

Ein sehr lästiges Übel, das besonders in den ersten Monaten auftritt, ist das Erbrechen. Es stellt sich infolge des von der Gebärmutter ausgehenden Druckes meist am Morgen, bei schnellen Bewegungen, beim Eisenbahn- und Autofahren ein. Ärmere Frauen, die sich viel bewegen und die kärglich leben, leiden weniger darunter

als die „gepflegten", untätigen und üppig lebenden Frauen der sogenannten bessern Stände. Das weist — wie Clara Ebert-Stockinger mit Recht sagt — darauf hin, daß eine falsche Lebensweise, üppige Kost, mangelnde Bewegung, einschnürende Kleidung (Korsett) diesem Übel Vorschub leisten. Kalte Magenauflagen oder — bei krampfartigem Charakter — Auflegen der heißen Magenflasche, kühle Rückengüsse, Zitronenwasser sind gute Mittel dagegen.

Besonders starkes Erbrechen kann auch verursacht sein durch Rückwärtslagerung der Gebärmutter, wodurch auch noch andere Beschwerden: Rückenschmerzen, Verstopfung, Gemütsleiden usw. hervorgerufen werden können. Ebert-Stockinger empfiehlt — wenn diese Übel lang andauern — einen Arzt und nicht nur die Hebamme heranzuziehen, weil sonst die Gefahr einer Fehlgeburt akut wird; denn die falsche Lage der Gebärmutter kann die Frucht zum Absterben bringen.

Viele hoffende Frauen leiden auch an geschwollenen Beinen und an Krampfadern. Die ersteren entstehen durch starke Druckwirkungen vom Becken aus, oder sind die Folge von Blutüberwässerung oder Erkrankung der Nieren. Nährsalzreiche, flüssigkeitsarme Diät und entsprechende Bäder können Besserung herbeiführen. Doch sollte man auch hier den Arzt zu Hilfe nehmen, da eine falsche Behandlung von schwerwiegenden Folgen sein kann. Auch gegen Krampfadern gelten dieselben Ernährungs- und Anwendungsformen, vermehrt durch tägliche Massage, elastische Wicklungen der Beine, Tragen einer Leibbinde, die den schweren Unterleib hochhält.

Nicht selten gesellen sich zu diesen Übeln noch: starker Harndrang, infolge des Drucks auf die Blase und ein ganzes Heer von nervösen Erscheinungen, wie Zahn- und Kopfschmerzen, Sehstörungen, perverse Geschmacksrichtungen und Gelüste, Heißhunger, Appetitlosigkeit, Ekel vor bestimmten Speisen. Aber trotz allem muß auch erwähnt werden, daß die Schwangerschaft in vielen Fällen von wohltätigem Einfluß auf den Körper ist; und daß manche Frauen danach gesünder sind als vorher. Vor allem aber muß daran festgehalten werden: daß sie „keine Krankheit, sondern ein natürlicher Vorgang ist, der mit Geduld und Selbstüberwindung ertragen werden muß".

## NATURGEMÄSSE LEBENSWEISE

Eine vernünftige, naturgetreue Lebensweise kann die Beschwerden der Schwangerschaft zu einem großen Teil vermeiden oder doch erheblich verringern. Freilich ist nicht zu erwarten, daß jetzt mit einem Schlag beseitigt werden könnte, was jahrzehntelang — was vielleicht durch Generationen hindurch — gegen die Natur gesündigt worden ist. Aber der Zerstörungsprozeß kann aufgehalten und dem sich entwickelnden Kindlein können durch das entgiftete Blut gesunde Lebenskräfte zugeführt werden. Was aber hätte die Mutter — neben ihrem geistigen Erbschatz — Größeres und Wertvolleres zu verschenken, als gesundes Blut und starke Nerven! Darum sollte sie in dieser Zeit — und von jetzt an immer — so naturgemäß wie nur möglich leben. Und wenn es zuweilen ein — Opfer ist: Opfern ist das Lebenselement der Mutter; ist ihre menschliche Größe und ihre frauliche Würde. Opfern aus Liebe: darin vollzieht sich die sakrale Funktion ihres Wesens und ihres tiefsten Seins. Sie soll aber auch wissen: daß sich gerade im Opfer der Treue zu den von Gott gesetzten Weisungen und Forschungen der Natur eine Quelle des Segens für sie selbst und für ihr Kind erschließt, die von unausschöpflichem Wert und Reichtum ist.

*

Das gilt in erster Linie von der Ernährung. Denn durch den innigen Stoffwechselaustausch zwischen sich und dem Kind nimmt das Kind teil an jeder Schädigung, aber auch an jeder Stärkung, die durch die Ernährung hervorgerufen werden. Hinzu kommt noch, daß die Ernährung auch wesentlich mitbestimmend ist für die Leichtigkeit und schmerzlindernde Schnelligkeit der Entbindung. „Es ist bemerkenswert, daß in allen Ländern, wo Pflanzen und Früchte in der Ernährung vorherrschen, wie im Süden Europas, bei den Hindus und den tropischen Völkern, die Geburten fast schmerzlos sind. Die Hindufrauen und südamerikanischen Negerinnen haben fast immer leichte Entbindungen, und sie leben fast nur von Früchten und Pflanzen." (E. Stockinger)

Der bekannte Ernährungsforscher Dr. Lahmann sucht das in sei-

nem sehr lesenswerten Buch „Die diätetische Blutentmischung" eingehend zu begründen. Er wirft die Frage auf: ob denn — da ein großer Teil der Geburten unter den Kulturvölkern durch das relative Mißverhältnis zwischen den Maßen des Kindes und denen der Geburtswege den Müttern verhängnisvoll werde — nicht die Maße der Frucht beschränkt werden könnten. Er hat beobachtet, daß die Jungen der Säugetiere meistens als Gebilde von Haut und Knochen, die Kinder aber als Posaunenengel geboren werden; desgleichen daß arbeitende Frauen aus dem Volk verhältnismäßig magere Kinder zur Welt bringen, während die dicksten und schwersten Kinder in der Regel von zarten Treibhauspflanzen der „besseren Gesellschaft" geboren werden.

Er sieht in der angeschwemmten Fettleibigkeit vieler Kinder einen krankhaften Zustand, der schon im Mutterleib durch Blutentmischung und Blutverwässerung hervorgerufen worden ist. Die Ursache hierfür sei in der grundfalschen Ernährung der Mutter zu suchen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch der Schweizer Reformarzt und Ernährungsforscher Dr. Bircher-Benner. Die zuverlässigste und beste Ernährung der hoffenden Mutter ist nach ihm eine vorwiegend vegetabile Diät, in der die in frischem, ungekochtem Zustand eßbaren Pflanzenorgane (Obst, Beeren, Nüsse — keine Erdnüsse — Grünblattsalate, Wurzelgewächse, Gemüsefrüchte und Öle) überwiegen. Dazu im eigenen Saft gekochte Gemüse, Vollkornbrot, Vollgetreidebreie, (Pell-)Kartoffel. Qualitätsmilch kann in bescheidenen Mengen beigegeben werden. Bezüglich der Milch schließt er sich der Auffassung von Albert Bauer-Wien an: „Ein Übermaß von Milch ist während der Schwangerschaft in vieler Hinsicht ausgesprochen schädlich."

Der Kochsalzzusatz ist auf ein Minimum — nicht mehr als drei Gramm am Tag — zu beschränken. Alle Reizmittel: Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade, Fleischbrühe sind zu meiden; vor allem aber alle Rauschmittel: Bier, Wein, Liköre. Die Enthaltung von Alkohol in jeglicher Form sollte so selbstverständlich sein, daß hierüber nichts mehr gesagt zu werden brauchte. Aber alteingefleischte Gewohnheiten verwirren immer wieder den gesunden Menschenverstand.

„In keiner Lage aber wird der Alkohol so zum Fluch, wie in der Schwangerschaft. Keine Mutter, der die sich unter ihrem Herzen entwickelnde Frucht lieb ist, genieße auch nur einen Tropfen davon. Es ist tausendfach erwiesen, daß die Kinder von Müttern, die in der Schwangerschaft Alkohol tranken, schwachsinnig wurden; und die Abstammungsgeschichte zahlloser Verbrecher und schwachsinniger Menschen ergab, daß ihre Mütter Alkoholistinnen waren . . . Professor Laitinen hat festgestellt, daß selbst die geringste Menge von Alkohol schadet, wenn sie im Blut kreist; und insbesondere wenn es das Blut einer Frau ist, die durch Blutübertragung ein keimendes Leben zu ernähren hat." (E. Stockinger)

Statt dessen soll die werdende Mutter viel Obst essen. „Die Ärzte hätten bei Entbindungen viel weniger Hilfe zu leisten, wenn die Frauen einen großen Teil ihres Nahrungsbedarfs mit Obst deckten." Wenn Obst nicht zu haben ist, bieten alkoholfreie Fruchtsäfte guten Ersatz. Der vollwertige, unverdünnte Saft von frischen Trauben ist „flüssige Frucht". Da er unvergoren ist und reich an Fruchtzucker, Fruchteiweiß und Nährsalzen, ist er nicht ein Genußmittel, sondern ein hochwertiges Nahrungsmittel. Jede hoffende Frau sollte ihn trinken und damit sich und ihrem Kind Kraft und reines Blut geben. Wer ihn nicht kaufen kann, sollte — ein guter Ersatz — Zitronensaft oder selbsteingeweckt Säfte von Erdbeeren, (schwarzen) Johannisbeeren, Himbeeren trinken; auch sind Hagebuttentee und alle andern Teearten aus Wald- und Wiesenkräutern zu empfehlen.

Als Wirkungen einer solchen naturgemäßen Ernährung gibt Bircher-Benner an: die Verstopfung wird behoben; Durstgefühle verschwinden; weniger Ermüdung und größere Leistungsfähigkeit. Die Beschleunigung der Zahnfäule und der Zahnfacherkrankung fällt fort; oft kommt schon vorhandene, wuchernde Zahnfäule zum Stillstand. Fettsucht wird vermieden; umgekehrt wird das Fett im Beckenraum reduziert, wodurch die Geburtswege weiter werden. Die Gewebe der Geburtswege werden geschmeidiger, dehnbarer. Diese Diät schützt vor Krampfsucht, eitrigen Nierenbeckenentzündungen und vor der sonst leicht während der Schwangerschaft auftretenden Zuckerharnruhr; sie

ist ein gutes Mittel zur Vermeidung von Geburtswehen und schafft günstige Bedingungen für die Milchproduktion.

In Kropfgegenden soll noch besonders darauf geachtet werden, daß dem Körper genügend Jod zugeführt wird. Deshalb das Gemüsekochwasser nicht abgießen; das Gehäuse des Apfels mitessen (wenn nötig auf der Raffel fein zerkleinern); anstatt Essig nur frischen Zitronensaft für die Rohgemüse und Salate verwenden.

Eine Hauptmahlzeit und zwei frugale Nebenmahlzeiten sind vollkommen ausreichend für den Tag. Das Essen zwischen den Mahlzeiten ist eine schädliche Angewohnheit. Die landläufige Redensart, daß die hoffende Frau „für zwei essen soll", ist ein barer Unsinn.

Von größter Wichtigkeit ist für Mutter und Kind die Zufuhr genügenden Kalkes. Der Bau des Knochengerüstes verlangt ganz erhebliche Mengen Kalk; auch die Mutter selbst braucht ihn für den eigenen Stoffwechsel. Die meisten unserer heutigen Nahrungsmittel aber sind auch in Bezug auf ihren Kalkgehalt denaturiert. Die Natur sucht sich zu helfen, indem sie ihren Kalkbedarf den Knochen und Zähnen und sogar den Weichteilen der Mutter entzieht. Daher der oft auftretende Zahnverfall, die Knochenerweichung, Nierenentzündungen usw.

Durch die von Bircher-Benner in einer mehr als dreißigjährigen Praxis erprobte Diät wird auch diesem Mangel abgeholfen. Allerdings ist es dann schon notwendig, sich möglichst gewissenhaft daran zu halten. Wo das nicht möglich sein sollte, ist Kalzan, eine Zusammensetzung aus milchsaurem Kalk und milchsaurem Natron, zu empfehlen.

*

Neben einer richtigen Ernährung spielt in der Schwangerschaftszeit auch die körperliche Bewegung eine wichtige Rolle. Wo eine Neigung zu Fehlgeburten vorhanden ist, muß jede Anstrengung sorgfältig überwacht, beziehungsweise vermieden werden. Sonst aber ist für regelmäßige gesunde Bewegung zu sorgen. Wanderungen im Freien, leichte Bergpartien kräftigen den mütterlichen Körper und wirken erfrischend und aufheiternd auf das Gemüt der Mutter und damit auch belebend auf das Kind. Der schwedische Arzt Dr. Zan-

der empfiehlt den Stadtfrauen, die keine genügende körperliche Bewegung haben, eine vernünftig angewandte Heilgymnastik. Er sagt: „Während der Schwangerschaft sind eine Anzahl vorsichtig gewählter und ausgeführter Muskelübungen von großem Nutzen; nicht nur wegen ihres wohltuenden Einflusses auf den allgemeinen Gesundheitszustand, sondern auch wegen der Erleichterung bei der Entbindung." Und der anerkannte Fachmann auf diesem Gebiet, Thure-Brandt, ordnet neben täglicher Bewegung im Freien regelmäßige Turnübungen an. Dadurch soll das notwendige Gleichgewicht in der Entwicklung von Mutter und Kind erreicht werden; die Kinder bleiben zwar geringer an Körpergewicht — was ja auch Dr. Lahmann zu erreichen sucht — erhalten aber dafür größere Lebensenergie.

Bei einer normalen Schwangerschaft soll die Mutter alle häuslichen Arbeiten wie bisher verrichten; sie soll spazieren gehen und wandern; nur muß jede Überanstrengung klug und sorgfältig vermieden werden. Als regelmäßige gymnastische Übungen empfiehlt Ebert-Stockinger: Armstoßen vorwärts, seitwärts, aufwärts, abwärts (5- bis 10mal); ferner Armkreisen, Rumpfdrehen und -kreisen. Rumpfbeugen seitwärts und vorwärts, Zehen heben und senken, Kniebeugen und -strecken, Beinschwingen. Das alles kann 5- bis 10mal in Ruhe wiederholt werden; wenn möglich unbekleidet und im Freien.

Um eine möglichst leichte Entbindung zu erreichen, müssen solche Übungen gewählt werden, die die Rücken-, Kreuz-, Bauch- und Beckenmuskeln stärken; deshalb: Aufrichten des Leibes aus der liegenden Stellung, ohne sich dabei aufzustützen (3- bis 5mal); Hochheben des Kreuzes mit angezogenen Knien ohne Stütze im Liegen; Beugen und Strecken des Beines mit Widerstand durch Gegendruck einer anderen Person; Spreizen und Schließen der Knie im Liegen mit Widerstand; Heben des gestreckten Beines nach vorwärts und rückwärts mit Widerstand; Armkreisen, Armheben, Armspreizen mit Widerstand.

*

Diese Gymnastik soll stets verbunden sein mit entsprechenden Atemübungen. Die Atmung ist eine Art Ernährung des Körpers von innen heraus. Sie versorgt ihn mit dem für den Verbren-

nungsvorgang so wichtigen Sauerstoff. Durch ausgiebiges richtiges Atmen in frischer, reiner Luft — am besten im Freien — werden die Zirkulationsverhältnisse im Körper verbessert. Dabei ist auf gründliches Ausatmen zu achten, damit die verbrauchte kohlensäurereiche Luft ganz ausgeschieden und so Raum geschaffen wird für die Zufuhr sauerstoffreicher Luft. Zudem ist das Atmen auch — hauptsächlich das Bauchatmen — eine zweckmäßige, natürliche Massage der Unterleibsorgane, bewirkt ihre bessere Durchblutung und regt sie dadurch in ihren Funktionen an. (Das kleine Heft von Lisa Mar und Doktor Batzli: „Körperschönheit trotz Mutterschaft", Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart, gibt für Gymnastik und Atemübungen sehr praktische Anleitungen.) Äußerst wichtig ist auch, die Wohnräume gut zu lüften, vor allem das Schlafzimmer. Es soll grundsätzlich nur bei offenem Fenster geschlafen werden; das gilt auch für den Winter.

*

Die hoffende Mutter muß auch bedacht sein auf eine geeignete Pflege der Haut durch Wasseranwendung, Luft- und Sonnenbad. Das wöchentliche Reinigungsvollbad — bei 38 Grad Celsius — soll ergänzt werden durch ein tägliches lauwarmes Sitzbad (34 Grad) von drei Minuten Dauer. Diese Bäder erhöhen den Stoffwechsel und fördern damit das Wachstum und die Lebensenergie; sie beruhigen die Nerven, fördern den Stuhlgang und kräftigen den Unterleib. Alles Vorgänge, die für die Zeit der Schwangerschaft noch viel wichtiger als sonst sind.

Wo die Möglichkeit dazu gegeben ist, soll auch jeden Tag ein Sonnenbad genommen werden. Prof. Dr. Rollier sagt dazu in seiner Schrift „Gesünder durch Sonne" (Falken-Verlag, Berlin-Lichterfelde): „Besonders wichtig ist die Anwendung des Sonnenbades in den letzten Monaten der Schwangerschaft, wo der Körper der werdenden Mutter immer einen Verlust an Kalk und Phosphor erleidet, weil er diese Stoffe für den Aufbau des kindlichen Organismus abgibt. Das richtig dosierte Sonnenbad erlaubt, diesen Verlust auszugleichen. Es bedingt nicht nur eine Erhöhung des Gehaltes dieser Mineralsalze im Blut, die sowohl dem mütterlichen, als auch

dem werdenden kindlichen Organismus unentbehrlich sind, sondern es begünstigt deren Aufnahme durch die Gewebe. Im weiteren werden die in der besonnten Haut der Mutter sich bildenden Vitamine D nicht nur der Wiederverkalkung ihres Skelettes dienen, sondern sie werden durch den gemeinsamen Blutkreislauf auch dem kindlichen Organismus zuteil, wo sie den Knochenaufbau begünstigen."

Das richtig angewandte Sonnenbad bewirkt aber nicht nur eine Bereicherung des Blutes. Die Sonnenbestrahlung regt durch Vermittlung der Haut und des in ihr sich ausbreitenden Nervennetzes die Tätigkeit aller Organe an und begünstigt auch besonders die Funktion der Drüsen mit Ausscheidung in das Blut (Gehirnanhängsel, Schilddrüse, Nebennieren und Keimdrüsen). Diese Drüsen spielen eine wichtige Rolle in der Entwicklung und Aufrechterhaltung des seelisch-körperlichen Gleichgewichts des Menschen. Die mangelnde Tätigkeit einer einzigen von ihnen genügt, um schwere Störungen des Organismus auszulösen. Durch die Besonnung des Körpers wird die wichtige Funktion dieser Drüsen deutlich gesteigert; denn die Haut steht in engem Zusammenhang mit ihnen. Wie die Erfahrung zeigt, kann in bestimmten Fällen die Haut die Tätigkeit der einen oder andern dieser Drüsen bis zu einem gewissen Grade ergänzen. Die Wichtigkeit dieser günstigen Auswirkung des Sonnenbades für die werdende Mutter ist leicht zu erkennen. Nicht nur zieht der mütterliche Organismus aus der gesteigerten Tätigkeit dieser Drüsen großen Nutzen, sondern dadurch, daß ihre Ausscheidungen in das Blut übergehen, werden diese Stoffe auch der Frucht vermittelt, wo sie zum harmonischen Aufbau des kindlichen Organismus beitragen. Auch im Hinblick auf die Ernährung hat das Sonnenbad seine Wichtigkeit, weil unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen die Umwandlung und Aufnahme der in den Speisen enthaltenen Mineralsalze durch den Körper erst in normalem Ausmaß möglich wird."

Die Sonnenbehandlung soll stets mit der Freiluftkur verbunden sein und sich auf die ganze Körperoberfläche erstrecken. Sie beginnt mit einer Dauer von fünf bis zehn Minuten und kann dann allmählich gesteigert werden, etwa bis zu einer halben Stunde. Der Kopf ist dabei zu bedecken. Genaue Regeln lassen sich im einzelnen nicht

aufstellen, da das von der individuellen Empfindlichkeit abhängt. Nur soll gerade auch hier alles mit Maß geschehen. Es gilt da wie überall: zu starke Reize zertrümmern anstatt zu heilen. Daß man nicht mit vollem Magen ins Sonnenbad gehen soll, braucht wohl nicht noch besonders gesagt zu werden. Die erfrischende Wirkung des Sonnenbades wird verstärkt, wenn man sich anschließend mit sonnengewärmtem Wasser abgießt. Man kann dazu eine gewöhnliche Gießkanne mit Wasser nehmen, die vorher in die Sonne gestellt worden ist. Nur soll die hoffende Mutter sich vorsehen, daß die Kanne nicht für sie zu schwer ist.

*

Auch die Kleidung muß ganz in den Dienst der Gesundheit gestellt werden. Das gilt immer, es gilt erst recht für die Zeit der Schwangerschaft. Die erste Forderung muß sein: daß die Kleidung durchlässig ist. (Was nicht heißen soll, daß sie durchsichtig sei!) „Die gebräuchlichen Leinen- und Baumwollstoffe sind so eng gewebt, daß sie für Gase fast undurchgänglich sind. Die Ausdünstungen des Körpers sammeln sich unter der Wäsche an, der Schweißdunst schlägt sich nieder und wird vom Hemd aufgesogen, das nun wie ein feuchter Umschlag kalt aufliegt und der Haut Verdunstungswärme entzieht. Erkältungen sind die Folge davon. Die Verwendung dicht gewebter Stoffe zu Unterwäsche ist daher als durchaus gesundheitsschädlich zu verwerfen; ebenso gestärkte Futterstoffe. Der erste erfolgreiche Reformer auf diesem Gebiet war der leider zu früh dahingegangene Dr. Lahmann; die von ihm geschaffene Baumwoll-Unterkleidung ist in bezug auf Luftdurchlässigkeit und Saugfähigkeit vollkommen. Ganz allgemein aber soll die Kleidung leicht, lose und warmhaltend sein. Insbesondere muß vor einengenden Kleidern, vor Strumpfgürteln und Strumpfbändern gewarnt werden. Erstere drücken auf die Unterleibsorgane, letztere schnüren das Blut ab. Die Strumpfgummi befestige man am Leibchen, das zugleich die Unterkleider an den Schultern trägt.“ (Ebert-Stockinger)

*

All diese Hinweise und Ratschläge gelten für die Gesundheitspflege (der Frau) im allgemeinen. Was daran in der Zeit der Schwan-

gerschaft besonders wichtig und besonders sorgfältig zu beachten ist, kann leicht unterschieden werden. Der Mensch soll immer vernünftig und naturgemäß leben. Dann wird auch für die Frau in der Zeit ihrer werdenden Mutterschaft keine sonderliche Lebensumstellung nötig sein. Gesund sein und gesund bleiben aber fällt keinem mühelos in den Schoß: es erfordert Überlegung und Überwindung von mancherlei Trägheiten, Absagen an mancherlei Bequemlichkeiten. Dafür ist aber auch der Gewinn an Lebensfreude überaus reich und köstlich. Ist es nicht klüger und würdiger, einen Bruchteil der Mühe und Zeit, die man sonst für all die Modenarrheiten in Kleidung und äußerer Aufmachung, für den geistlosen Kaffeeklatsch und die vielen sonstigen gesellschaftlichen „Verpflichtungen" aufwendet, der Pflege seiner Gesundheit zu widmen? Dann wird man auch Zeit finden etwa für die täglichen Bewegungsübungen, für Wasser- und Sonnenbad und für Wanderungen ins Freie.

Freilich erfordert das besonders auch von der Frau ein selbständiges Denken und eine tapfere Energie; Tugenden, die heute immer seltener werden. Mit der Masse mitzulaufen; allen Modeunsinn mitzumachen; sich zu verlieren an Genuß und Bequemlichkeit und sich so vom Geistigen und vom Natürlichen immer mehr zu entfernen, ist charakteristisch für die Durchschnittsfrau von heute. Ebenso charakteristisch ist allerdings auch die innere Verödung und Veroberflächlichung der Frau, und damit parallel laufend ein immer größerer Zerfall ihrer natürlichen Schönheit und ihrer körperlichen wie seelischen Gesundheit.

Wir brauchen heute mutige Frauen-Persönlichkeiten, die dem allgemeinen Verfall geistiger und physischer Art steuern; die beispielgebend den Weg nach oben und ins Freie weisen; und die dadurch für sich selbst, für Kind, Familie und Volk zu einem großen Segen werden. Hier liegt vor allem auch ein weites Arbeitsfeld für die christliche Frau und Mutter. Gott dienen durch den aktiven Gehorsam gegen seinen Willen, den er in den ewigen Gesetzen der Natur ausgesprochen hat, ist nicht nur vernünftig und notwendig: es ist auch wahrhaft fromm und christlich.

## DIE GROSSE STUNDE

Wenn der Apfel reif ist, fällt er vom Baum: wenn das Kindlein so weit entwickelt ist, daß es selbständig leben kann, löst es sich vom mütterlichen Körper los. Das ist gewöhnlich im zehnten Monat der Fall. Der natürliche Anlaß ist ein Mangel an Sauerstoff im Mutterkuchen; er löst die Wehen aus.

Wehen sind unwillkürliche, rhythmische Zusammenziehungen der Gebärmutter; sie sind mit großen Schmerzen verbunden. Man unterscheidet: Vorwehen: sie treten oft schon mehrere Tage — nicht selten auch bereits mehrere Wochen — vor der Geburt auf; Eröffnungswehen: sie haben den Zweck, den Muttermund zu öffnen; Treibwehen: sie sollen den Kopf des Kindes an den Beckenausgang bringen; Schüttelwehen: sie veranlassen den Austritt des Kindes und vollenden so die Geburt; Nachgeburtswehen: sie sollen den Mutterkuchen (Nachgeburt) austreiben.

Die Wehen sind um so schmerzlicher, je größer und schwerer das Kind, je enger das Becken ist und je weniger dehnbar die Geburtswege sind. Nicht selten tritt mitten in den Vorbereitungen zur Geburt die sogenannte Wehenschwäche ein: die Wehen setzen entweder ganz aus oder sind nicht stark genug. Der Grund kann in einer allgemeinen Schwäche der Frau liegen oder in einem zu engen Becken oder in einer zu starken Ausdehnung der Gebärmutter durch ein allzugroßes Kind. Halbbäder von 36 Grad, die bis auf 24 Grad abgekühlt werden, schwache Massage, körperliches Ausruhen (Schlaf) und eine Beruhigung der Nerven (frische Luft ins Zimmer!) tun da gute Dienste.

Ob der Geburtsakt normal, also ohne operativen Eingriff verläuft, hängt wesentlich von der Lage des Kindes im Mutterleib ab. Bei den Längenlagen — die Längenachse des Kindes ist gleichlaufend der Längenachse der Gebärmutter — kann die Geburt natürlich und ohne Verwicklungen vor sich gehen. Die normale Lage ist die Schädellage: der Kopf des Kindes liegt am Beckenausgang und tritt zuerst durch den Geburtsweg. 96 Prozent aller Entbindungen gehen auf diese Weise vor sich.

Wenn der Muttermund geöffnet ist und die Fruchtblase sichtbar wird, zerspringt infolge der Treibwehen die Fruchtblase (Eihäute), und das Fruchtwasser fließt ab. Danach tritt der Kopf des Kindes mit einer Drehung aus dem Muttermund in die Scheide. Von jetzt ab bis zur vollendeten Geburt (des Kopfes) muß die Mutter sehr tapfer sein; denn der Austritt des Kopfes ist der schmerzlichste Moment. Die dann noch folgenden Wehen, die den Rumpf austreiben sollen, sind nur kurz und nicht mehr so schmerzhaft. Danach aber — wenn das Kindlein da ist — überfällt die Mutter geradezu das beglückende Gefühl seligster Erlösung. Der erste Schrei ist für sie entzückendster Ruf aus höchsten Himmeln.

Was dann noch folgt, die Nachgeburtswehen, sind schon zu ertragen. Sollte aber die Nachgeburt, die etwa eine halbe Stunde später austritt, ausbleiben und stellen sich statt dessen schwere Blutungen ein, so muß sofort ärztliche Hilfe geholt werden. Frau Dr. Fischer-Dückelmann empfiehlt in diesem Fall einen Wechselguß auf den Leib: zwei Personen heben die Wöchnerin auf ein Brett, das über eine Sitzwanne gelegt ist, und gießen ihr einen Eimer Wasser von 40 Grad und dann einen zweiten von 15 Grad über den Leib. Dr. Pingler verordnet dagegen ein kaltes Sitzbad von 12 Grad Celsius, dem dann eine schnelle und gründliche Erwärmung im vorgewärmten Bett folgen muß.

Ist die Geburt vorüber und im Nabelstrang kein Pulsschlag mehr, muß die Abnabelung des Kindes vorgenommen werden. Der Vorgang ist ganz einfach, muß aber doch mit großer Umsicht vor sich gehen: man bindet vier bis fünf Zentimeter von der Bauchhaut des Kindes entfernt ein ein bis eineinhalb Zentimeter breites keimfreies Schnürchen so fest als nur möglich um die Nabelschnur; fünf Zentimeter davon entfernt ein zweites. Dann wird die Nabelschnur zwischen den beiden Unterbindungen mit einer scharfen, keimfrei gemachten Schere entzweigeschnitten und mit einem keimfreien Leinwandläppchen und Watte bedeckt, die man kreuzweise übereinanderklebt.

*

Die durch die Schwangerschaft im mütterlichen Körper entstandenen Veränderungen beginnen sich schon bald zurückzuentwickeln. Zuerst zieht sich die Gebärmutter wieder zusammen; das macht sich in den ersten Tagen des Wochenbettes durch die „Nachwehen" recht schmerzhaft bemerkbar. Zugleich mit dem Rückbildungsprozeß setzt die Absonderung von Milch in den Brustdrüsen ein. Auch beginnt jetzt sofort der Wochenfluß (Wundabsonderung aus der Gebärmutter). Er dauert vier bis sechs Wochen und endet bei nichtstillenden Müttern mit der Menstruation. Während die Periode bei stillenden Müttern in der Regel ganz ausbleibt; wie überhaupt der gesamte Rückbildungsvorgang bei der stillenden Mutter viel schneller und störungsloser vor sich geht.

Es ist selbstverständlich, daß die Wöchnerin der größten körperlichen und seelischen Ruhe und Schonung bedarf. Sie soll acht bis vierzehn Tage im Bett bleiben und die ersten drei Tage ganz auf dem Rücken liegen. Gleich nach der Entbindung sind kühle Leibaufschläge und zuweilen kühle Waschungen des ganzen Körpers eine Wohltat und fördern zugleich die Rückbildung der Gebärmutter. Und dann Licht und Luft — Luft, Luft — ins Wochenzimmer!

Für die Ernährung gelten in dieser Zeit dieselben Grundsätze wie in der Schwangerschaft; nur muß jetzt berücksichtigt werden, daß die Wöchnerin eben zu Bett liegt: das bedeutet nicht Vermehrung der Nahrung, sondern Drosselung. Dr. Bircher-Benner empfiehlt eine sorgfältig und schmackhaft zubereitete Rohkost, weil dabei das Wochenbett einen günstigen Verlauf nimmt: die Darmfunktion vollzieht sich von selbst, die Rückbildung der Gebärmutter wird erleichtert und beschleunigt, der Milchstrom fließt besser, und die Wöchnerin fühlt sich dabei wohl. Außerdem erhöht bei fieberhaften Komplikationen diese vitaminreiche Kost die Abwehrkräfte des Organismus.

Den Hebammen-Märchen, die leider selbst in geburtshilflichen Kliniken ihre Herrschaft auszuüben scheinen — schreibt er — muß mit Entschlossenheit entgegengetreten werden. Nichts ist unrichtiger als die angstgeborene Meinung, daß die Wöchnerin kein rohes Obst noch Salate vertrage; daß man ihr aber Fleischbrühe, zartes Fleisch, Eier

und Milch aufdrängen müsse. Tut man das letztere, dann stellen sich allerdings nur zu leicht Verdauungsstörungen ein. Sollte sie — alle Verbote mißachtend — heimlich eine Frucht gegessen haben, und dieses Verbrechen wird ruchbar, so beschuldigt der ganze Chor sofort die Frucht als Ursache der Störung. „Merkwürdig" — so schreibt er weiter — „daß meine Wöchnerinnen bei dreimal täglich Obst und einmal Rohgemüse-Salaten, aber bei Ausschluß von Fleischbrühe, Fleisch, Eiern und bei einem Minimum von Milch niemals Verdauungsbeschwerden bekommen! Zwischen den Mahlzeiten allerdings dürfen sie nichts nehmen, auch nicht das schönste Obst."

Auch die Ernährung während des Stillens wird in der Regel von irgendwoher geholten Meinungen und von Ammenmärchen diktiert. Vor allem „muß man auch während des Stillens für zwei essen". Allerlei merkwürdige Zugaben sollen die Milchproduktion mehren. Eine der unsinnigsten davon ist das Bier. Von den frischen Früchten heißt es, daß sie — von der Mutter genossen — beim Säugling Durchfall und Krämpfe erzeugen. Nichts könnte besser dartun, wie unwissenschaftlich die Medizin sein kann, als die Ernährung der stillenden Mutter. Nicht schlichtes Wissen, sondern Angst diktiert — nach den Erfahrungen dieses weltbekannten Ernährungsforschers — die Diät.

Ein Kind, dessen Mutter sich während der Schwangerschaft und während des Stillens richtig ernährt, wird sein ganzes Leben davon Vorteil haben: an seinen Zähnen, seinem Körper und an seiner Seele.

## DAS KIND IST DA

Durch die ersten Atemzüge des Kindleins wird sein Blutkreislauf verändert: das Blut strömt von der rechten Herzkammer nach den Lungen und damit endet der — Nabelschnurkreislauf: das Kind kann selbständig leben. Die ersten hellen Schreie sind das frohe Signal für den Beginn seines eigenpersönlichen Daseins, das sich von jetzt ab in steigendem Maß offenbaren wird.

Gleich nach der Geburt soll ihm die erste Wohltat eines warmen

(37 Grad Celsius) Bades geschenkt werden. Dabei achte man vorsichtig darauf, daß ihm von dem Badewasser nichts an Gesicht und Augen kommt, weil dadurch leicht die berüchtigte Augenentzündung hervorgerufen werden kann. Weil die allersorgfältigste Reinhaltung für das Gedeihen des Kindes unerläßlich ist, soll es im ersten Lebensjahr jeden Tag gebadet werden. (In den ersten zwei bis drei Wochen mit 37 Grad Celsius, später 35 Grad; nach zwei bis drei Monaten 32 Grad und dann allmählich durch Nachgießen von kaltem Wasser bis auf 26 Grad abkühlen. Darnach sofort aus dem Wasser herausnehmen und abtrocknen ohne seine Haut zu reiben.) Das Bad wird am besten am Morgen vor der (zweiten) Nahrung gegeben.

Daß das Kind nicht gewickelt werden soll — vor allem nicht in eine Gummi-Einlage — braucht wohl nicht noch besonders erwähnt zu werden. Man lasse es von der Geburt an nur bei offenem Fenster schlafen. Wenn man die Decke mit Sicherheitsnadeln feststeckt — um das Bloßstrampeln zu vermeiden — und (in seltenen Fällen) für eine Wärmeflasche an den Füßen sorgt, kann man der kleinen Lunge auch im Winter den Genuß der ständigen Lufterneuerung durch ein offenes Fenster gönnen. Die Kinder schlafen so viel fester und länger; sie schlafen die ganze Nacht durch. Während Kinder, die nachts erwachen und schreien, das nicht aus Nahrungshunger, sondern aus Lufthunger tun.

Von großer Wichtigkeit ist die regelmäßige Feststellung des Gewichtes. Sie soll in den ersten Wochen täglich und dann jede Woche erfolgen. Im übrigen sei jeder Mutter für die richtige Behandlung ihres Lieblings die Lektüre der schon wiederholt genannten Schrift von Clara Ebert-Stockinger „Mutterschaft" (Wendepunkt-Verlag) empfohlen.

*

Am allerwichtigsten für die Gesundheit und das Leben des Neugeborenen ist seine Ernährung. Die Natur hat ihm eine eigenartige Nahrung und Nährweise bereitet, für die es keinerlei vollwertigen Ersatz gibt: die Muttermilch. Sie ist so wertvoll, daß man jeden Tropfen eine köstliche Arznei nennen kann. Das gilt auch von

der sogenannten „Erstmilch", einem ölartigen Saft, den das Kindlein nach dem ersten Schlummer der Mutterbrust entnimmt. Sie hat die besondere Fähigkeit, das „Kindspech" aus dem kindlichen Darm zu entfernen und die so empfindlichen Verdauungsorgane für die Milchaufnahme vorzubereiten. Wie Prof. Dr. Langstein berichtet, kann ihr Brennwert doppelt so groß sein wie bei der späteren Dauermilch. Seine Untersuchungen haben festgestellt, daß nur durch Ernährung mit Erstmilch das Neugeborene in der Lage ist — trotz der geringen Menge der zugeführten Nahrung — die für das Wachstum notwendige Menge an Stickstoff zurückzuhalten. Auch spielen die wichtigen Nährsalze, an denen die Erstmilch sehr reich ist, eine hochbedeutsame Rolle. Dr. Langstein betont mit Nachdruck, daß die natürliche Ernährung an der Mutterbrust für das Kind gerade in den ersten Tagen unersetzlich sei.

Etwa am dritten oder vierten Tag geht die Erstmilch in die Dauermilch über. Prof. Dr. v. Bunge nennt sie „eines der größten Wunder der lebenden Natur". Und er kommt zu dem praktischen Ergebnis: daß die Muttermilch durch keine Milch irgend einer Säugetierart ersetzt werden kann. Und selbst — so fügt er hinzu — wenn man durch künstliche Mischung eine Milch herstellen könnte, die für die Entwicklung des Kindes ebenso gedeihlich wäre wie die Milch der Mutterbrust, so müsse doch betont werden, daß sich die künstliche Ernährung im allgemeinen nicht mit der notwendigen Sorgfalt durchführen lasse: weil man den mächtigen Trieb der Mutterliebe nicht durch einen Soxhlet-Apparat ersetzen könne. „Nur wenn die Mutter selbst das Kind am Busen trägt, wird die Pflege genügend sein. Das ist ja, was die Natur will: das Kind soll mit der Mutter verwachsen bleiben. Dann ist die Mutter gezwungen, das Kind zu pflegen wie sich selbst; ja noch mehr: sich für das Kind aufzuopfern."

Vielleicht noch wichtiger als die chemischen Eigenschaften sind die biologischen oder Arteigenschaften der Muttermilch, die niemals auf künstlichem Weg nachgeahmt werden können. Es steht fest, daß in den Milchsorten der verschiedenen Säugetiere bedeutende Unterschiede biologischer Art bestehen. Woraus sich ohne weiteres

ergibt, daß die Natur jedem Jungen die ihm arteigene Milch zukommen lassen will. Erst recht also dem Säugling! Er erhält außerdem durch den mütterlichen Milchstrom auch jene Schutzstoffe eingeflößt, die für die Vermeidung oder die Überwindung von Krankheiten entscheidend sein können. Diese Schutzstoffe aber müssen unmittelbar aus der Mutterbrust — wie vorher der Blutstrom — in das Verdauungssystem des Kindes übergehen; sonst ist trotzdem eine Infektion nicht ausgeschlossen. Gerade hierin liegt — wie Prof. Mukkermann mit Recht hervorhebt — eine unvergleichliche Überlegenheit der natürlichen Ernährung an der Mutterbrust über jede unnatürliche Ernährungsweise durch Tiermilch oder Surrogate. Zersetzende Keime, die sonst leicht die Milch verderben, können nie — auch nicht unter schlechten Wohnungsverhältnissen und in der gefährlichen heißen Jahreszeit — in die Milch eindringen. Man kann schon sagen, daß das Leben des Kindes in den ersten sechs Monaten vor allem davon abhängt, ob es mit der Flasche oder an der Brust ernährt wird.

Darum hat jede Mutter die unbedingte Pflicht, ihr Kind selbst zu stillen. Kein Ausdruck ist scharf und hart genug für ein Weibsbild, das sein Kind stillen könnte und es aus Bequemlichkeit oder aus Vergnügungssucht nicht tut.

Die Befolgung dieses Naturgesetzes aber ist auch ein ausgezeichnetes Heil- und Kräftigungsmittel für die Mutter selber: die Rückbildung der Gebärmutter geht bei der Stillenden weit rascher und vollkommener vor sich, und der Wochenfluß nimmt einen viel schnelleren Verlauf als bei der Nichtstillenden. Alle Wöchnerinnen sind für das Stillen tauglich. Es gibt nur ganz wenige Krankheiten und Anomalien als Begründung eines Stillverbotes. Aber darüber hat nicht die Mutter zu befinden, sondern der Arzt. Geistesgestörte, Lungenschwindsüchtige oder Trinkerinnen dürfen nicht stillen! Solche Frauen sollten aber überhaupt keine Kinder gebären. Manche Ärzte befürworten sogar bei Scharlach und Diphtherie — unter Immunisierung von Mutter und Kind — die Fortsetzung der Stilltätigkeit.

Das Anlegen des Kindes muß am Anfang alle drei Stunden geschehen; und zwar abwechselnd an die rechte und linke Seite. Vorher soll jedesmal die Brust mit Watte und reinem Wasser abge-

tupft werden; desgleichen nach dem Stillen; man deckt sie dann zweckmäßig mit einem weichen Batisttüchlein zu. Nach den ersten Monaten werden die Zwischenzeiten von drei Stunden auf dreieinhalb bis vier Stunden verlängert. In der Nacht soll das Kind von 10 bis 5 Uhr nichts erhalten. Auch nicht wenn es schreit. Es wird mit Schreien aufhören, sobald es selber den Unterschied von Tag und Nacht verspürt hat. Das ist meistens schon nach ein paar Nächten der Fall. Die junge Mutter muß den Mut und der Vater die Geduld haben, das Kind einfach schreien zu lassen.

Die vermeintliche Stillunfähigkeit ist nach allgemeiner Auffassung der Ärzte ein Irrtum. Der Krieg hat uns — wie Ebert-Stockinger sagt — gelehrt, daß fast alle Frauen stillen können. Wenn man nicht nach drei vergeblichen Tagen aufhört, sondern es bis zum achten Tag weiter versucht, tritt noch oft Stillfähigkeit ein; denn der Saugreiz — und nur er — ist es, der die Milch in Fluß bringt. Zuweilen aber tritt nach einigen Tagen eine Dürre ein, während vorher das weiße Brünnlein üppig, fast zu üppig geflossen ist. Auch davon soll sich die Mutter nicht beunruhigen lassen. Sie soll sich gerade dann — wie an anderer Stelle gezeigt wurde — richtig (mit reichlicher Rohkost) ernähren; auch Malzextrakt und künstliche Höhensonne tun dann gute Dienste.

Wird aber durch genaue Gewichtskontrolle festgestellt, daß das Kind wirklich zu wenig bekommt, dann muß freilich künstliche Nahrung zugegeben werden. Die Zwiemilchernährung ist dann so durchzuführen: daß das Kind — wie bisher — fünfmal angelegt wird und nur, wenn es sichtlich aus Hunger schreit, ein künstliches Nahrungsgemisch erhält. Es ist aber von größter Wichtigkeit, daß — solange es eben geht — noch die Brust gereicht wird. Und wenn es auch nur 200 oder gar nur 100 Gramm am Tag sein sollten.

An den seltenen Fällen von wirklicher und totaler Stillunfähigkeit ist nach Bunge hauptsächlich der Alkohol schuld. Bunge hat weiter festgestellt, daß nicht nur der Alkoholgenuß der Frauen, sondern vor allem auch das Trinken der Väter von großem Einfluß auf die Entartung der Brustdrüsen der Töchter ist. Nach seinen Untersuchungen hat in 67 Fällen von 100 die Tochter die Fähigkeit

zum Stillen verloren, weil ihr Vater ein Alkoholiker war. Wie verheerend aber selbst schon geringe, regelmäßig genossene Mengen Alkohol auf die Kinder wirken, hat u. a. Prof. Laitinen überzeugend nachgewiesen. Er stellt deshalb als Erfahrungstatsache fest, daß „der Alkoholgenuß der Eltern, selbst in den geringen Mengen von etwa einem Glas Bier täglich, die Lebenskraft der Nachkommenschaft vermindert und ihre Entwicklung beeinträchtigt".

Die Mutter, die nicht stillen kann, hat mit der künstlichen Ernährung eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Denn einen vollkommenen Ersatz für die Muttermilch gibt es nicht. Am nächsten kommt ihr vielleicht noch die von Dr. Lahmann zusammengestellte vegetabile Milch, die aus Nüssen, Mandeln und Pflanzennährsalzen besteht. Sie flockt die tierische Milch so fein auf, daß sie sich im Kindermagen nicht zu Klumpen verdichtet, sondern ein feines Gerinnsel wird und dadurch leichter verdaulich ist.

Die Tagesmenge der Nahrung soll etwa ein Zehntel des Körpergewichtes betragen, aber im allgemeinen nicht weniger als 600 Gramm. Da die Kuhmilch zu reich an Eiweiß ist, muß sie verdünnt werden. Man nimmt hierzu am besten abgekochte (Gebirgs-)Haferflocken. Genau wie beim Brustkind, kann bereits nach etwa zwei Wochen ein Teelöffel Traubensaft — jedesmal frisch gepreßt — hinzugegeben werden. Nach einiger Zeit kann der Traubensaft durch süßen Apfel- oder Orangensaft zeitweilig ersetzt werden. Mit dem dritten Monat wird (auch wie beim Brustkind) vor jeder Mahlzeit statt Obstsaft ein Gemüsesaft gegeben: frisch ausgepreßter Salat, gelbe Rüben oder Spinat. Vom vierten Monat ab kommt einmal im Tag der Saft einer reifen Tomate hinzu. Vom sechsten Monat an erhält das Kind Beikost: die (600 Gramm) Milch wird in dreimaligen Anlagen mit den üblichen Obst- oder Gemüsesäften gegeben; die vierte Mahlzeit besteht aus frisch gedämpften, durchpassierten, zarten Gemüsen, die mit etwas Butter angemacht werden. Allmählich kann auch Kartoffelbrei dazugegeben werden.

Dr. Max Edwin Bircher hat mit einer Säuglingsernährung, die aus rohen Fruchtsäften und Mandelmilch besteht — in Fällen, wo

die Muttermilch fehlt — gute Erfolge gehabt. (Näheres ist zu lesen in dem Büchlein: „Künstliche Säuglingsernährung mit Fruchtmilch", Wendepunkt-Verlag.)

Es ist mit Sorgfalt darauf zu achten, daß die Nahrung nicht zu warm oder gar heiß ist. Außerdem mache man zwischendurch immer eine oder zwei Pausen. Nach dem Trinken soll das Kind etwa zehn Minuten (bis zum Aufstoßen) aufrecht gehalten werden. Daß der kleine Magen nachts Ruhe haben muß, ist schon gesagt worden. Auf keinen Fall aber greife man, um das Kind zu beruhigen, zum Schnuller oder Gummilutscher. Wer sich ein eigensinniges Kind erziehen will, braucht ihm nur diese häßlichen Gummistöpsel zu geben.

Bei Verdauungsstörungen — insbesondere bei Durchfall — gebe man dem Kind 24 Stunden nichts anderes als auf der Glasraffel geriebenen Apfel. Er wird beim Säugling geschält und entkernt; kann das Kind schon kauen, wird er mit Schale und Kerngehäuse geraffelt. Bei Verstopfung sind rohe Fruchtsäfte und der Saft von kleingeschnittenen (eingeweichten) Feigen zu empfehlen.

*

Mit größtem Entzücken entdeckt die junge Mutter das erste Zähnchen ihres Kindes: nun ist das Schlimmste überstanden; und es wird bald groß werden! Aber eh der erste Zahn da war, hat es kritische Tage gegeben: heiße Bäckchen, schlechten Schlaf, plötzliches Weinen. Ganz natürliche Erscheinungen! Das ist immer so bei einem lebhaften Bildungsprozeß; es hängt mit dem verstärkten Blutandrang zum Gehirn und der allgemeinen Erregung der Nerven zusammen, doppelt spürbar für ein kleines Kind, dessen Nerven sehr leicht erregbar sind. Es geht auch bald wieder vorüber. Denn das Zahnen ruft keinerlei Krankheiten hervor. Man muß das auch heute noch mit Nachdruck immer wieder betonen. Denn allzuoft werden Fieber, Ausschlag, Erbrechen, Darmstörungen oder Krämpfe irrigerweise dem Zahnen zugeschrieben. Und dadurch die wirklichen Ursachen dieser Erkrankungen übersehen und nicht beseitigt. Um dem Kind das Zahnen zu erleichtern, soll man es vor allem jetzt richtig ernähren, es viel in die frische Luft bringen, auf regelmäßigen Stuhl-

gang achten, es nicht — besonders nicht den Kopf — zu warm halten, und, wenn es gestillt wird, nicht gerade in dieser Zeit entwöhnen.

Ein Kind pflegen und erziehen verlangt — wie Ellen Key sagt — dieselbe Hingabe wie die Gestaltung eines Kunstwerkes. Aber Hingabe allein tut es nicht; es muß noch ein bestimmtes Maß von Wissen und von praktischem Können dazukommen. Denn die meisten Kinder gehen, nach einem bitteren Wort Dr. Lahmanns, zu Grunde an der — Unwissenheit ihrer Eltern . . .

# IX. NEUE EINSICHTEN IN ALTE WAHRHEITEN

„Nicht Begriffe, nicht Gedanken —
Einsichten tun not!
Zu Einsichten kommt man durch Prüfung seiner selbst.
Sie entstehen dort, wo das Denken auf das gerichtet ist, was nottut!" (Saitschick)

„Der Mensch versteht die Sprache der Natur nur deshalb nicht, weil sie zu einfach ist!" (Alexander v. Humboldt)

„Dreierlei können die Menschen nicht entbehren: Brot, Gesundheit und Hoffnung!" (Giovanni Papini)

## BEDROHLICHE SITUATION

Wohl nirgendwo ist der natürliche Instinkt dem modernen Menschen so abhanden gekommen wie auf dem so wichtigen Gebiet der Ernährung. Essen und Trinken scheinen nur noch eine Angelegenheit des Gaumens, höchstens noch des Geldbeutels zu sein! Selbst Menschen, die sonst eine idealistische Lebensanschauung vertreten, sind in der Ernährung krasseste Materialisten. Das Wort des Dichterarztes C. L. Schleich: daß die Ernährungsfrage ein einziges großes Wunder sei, daß sie ein stetes Sichwundern erzwinge und für den Naturforscher tiefste Lebensrätsel verberge — mutet die meisten Menschen als eine dichterische Überspanntheit oder als veilchenblaue Romantik an. Ihnen ist der Genuß, nur der Genuß, der einzige Beweggrund für das Essen und Trinken. „Das einzige, was man noch vom Leben hat . . . wenn man auch darauf noch verzichten müßte . . ."

Sie wissen nicht — oder wollen es nicht wissen — daß die Nahrung nicht des Genusses wegen da ist (ohne daß man das für den Gaumen Angenehme dabei ohne weiteres meiden müßte), sondern zwei lebenswichtige Aufgaben zu erfüllen hat: das passende Baumaterial zum Wachstum und zur körperlichen Substanzbildung und das geeignete „Brennmaterial" zur Wärme-, Kraft- und Energiebildung zu liefern! Wo wäre eine Hausfrau, die bei der Zusammenstellung ihres Wochenspeisezettels die Frage berücksichtigte: ob diese Speisen auch die notwendigen Lebensbausteine in der richtigen Zusammensetzung haben: Wasser, Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Vitamine, Mineralstoffe (Nährsalze) und Extraktivstoffe? Eine Frage, die zum Lachen ist! Da hätte die arme Hausfrau viel zu tun, sich auch noch

um solche „Geschichten" zu kümmern. Sie hat Wichtigeres im Kopf. Darüber hat sich schon Nietzsche in einer Rede an höhere Töchter (1885-86) erbost: „Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja — als Köchin seit Jahrtausenden — die größten physiologischen Tatsachen, insbesondere die Heilkunst, in seinen Besitz bringen müssen. Durch schlechte Köchinnen — durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche — ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt worden: es steht heute selbst noch wenig besser."

Dieses Urteil ist — wie könnte es bei Nietzsche anders sein, wenn er über die Frau spricht? — einseitig und gehässig. Denn schließlich kocht die Frau im allgemeinen das, was dem Mann schmeckt und was er haben will. Der Vorwurf gilt deshalb mindestens zur Hälfte auch dem Mann und seinem „Mangel an Vernunft am Eßtisch". Er ist darin weder vernünftiger noch besser als die Frau: ißt auch nur, was seinem Gaumen behagt und fragt nicht: ob es gut und richtig und seiner Gesundheit zuträglich sei oder nicht.

Und so wird die Nahrung mit ausgesuchtester Kunstfertigkeit ihrer ursprünglichen Kraft und Natur beraubt; man ißt ohne Hunger und trinkt ohne Durst; man reizt, erregt und berauscht die Gewebe und Organe seines Körpers und peitscht und vergiftet sie nachher mit Medikamenten. Dazu isoliert man seine Körperoberfläche gegen Luft und Licht; lähmt und erstickt das regulierende, stärkende, im Innern Gesundheit und Leben erweckende Wechselspiel des Hautlebens. In geschlossenen Räumen eingekapselt, atmet man verbrauchte, oft rauchterfüllte Luft in seine Lungen. Die Muskelkraft läßt man entweder schlafen oder mißbraucht sie in unmäßigem und übertriebenem Sport.

Der amerikanische Ernährungforscher McCollum sagt von den Ernährungsgewohnheiten der zivilisierten Welt von heute: „Es ist ein Experiment in der menschlichen Ernährung auf einer sich über Nationen erstreckenden Skala mit einer Diät angestellt worden, von der noch kein Volk in der Geschichte jemals zu leben versucht hat." Und Bircher-Benner charakterisiert die dadurch entstandene Situation wie folgt:

„Die Ernährung der zivilisierten Nationen hat sich im Lauf des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart unter dem Einfluß des Wohlstandes, der Industrialisierung des Lebens und der chemischen Ernährungslehre wesentlich zum Nachteil der Gesundheit verändert. Wir stehen vor der wissenschaftlich erhärteten Tatsache einer gründlichen Verschlechterung des Nährbodens der Menschen. Krankheit, langsames Verderben von Körper und Seele, Unheil sind die natürlichen Folgen. Es gibt weltferne Gelehrte, die trotzdem eine Verbesserung der Volksgesundheit behaupten. Sie weisen auf die Erfolge der Hygiene in bezug auf die Infektionskrankheiten hin, der es gelang, die Kindersterblichkeit einzudämmen und das durchschnittliche Lebensalter zu erhöhen. Bei aller Anerkennung für diese Erfolge darf man nicht blind sein gegen das Unheil auf der andern Seite.

Jenen Erfolgen gegenüber steht eine erschreckende Vermehrung der Nähr- und Konstitutionsschäden, unter denen die Rachitis, die Zahnkrankheiten, die Magen- und Darmleiden, die Drüsenkrankheiten, das Rheuma, der Zucker und der Krebs nur die bekanntesten sind. Eine Flut von nervösen und selbst geistigen Störungen muß hinzugerechnet werden. Während die Belastung der Erwerbsfähigen stetig wächst, mindert sich der Wohlstand.

Die Hygiene aber hat den Gipfelpunkt ihrer Leistungsfähigkeit überschritten. Die von ihr gegen die Infektionskrankheiten aufgerichteten Dämme sperren gegen neue Seuchen von der Art der Grippe nicht mehr ab. Allzusehr betonte sie die bakteriologischen Gesichtspunkte und die künstliche Immunität und vergaß darob die natürliche Immunität, die nur gesunde Ernährung und Lebensführung hochzuhalten vermögen. Welchen Gewinn aber hat die Menschheit von der verminderten Kindersterblichkeit und dem höheren Durchschnittsalter, wenn gleichzeitig die Gesamtmasse durch zunehmende Konstitutionsschwäche und sowohl körperliche wie seelische Mehrbelastung mit Krankheit minderwertig wird?

Nur e i n Weg der Rettung ist vorhanden: Hören und Verwirklichung der überzeugenden neuen Einsichten der Ernährungs-

forschung. Der beispiellose Aufschwung und Fortschritt der Ernährungsforschung in unsern Tagen ist dem Umstand zu verdanken, das man von der Befragung der Chemie zur Befragung des Lebens selbst überging. Da enthüllte sich das unheilvolle Wirken der derzeitigen Ernährungssitten und -gewohnheiten, das Maß der Entartung der Ernährung im Gebiet der Zivilisation in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit; da enthüllten sich die verwickelten ursächlichen Zusammenhänge zwischen dieser Mißernährung und den meistverbreiteten Krankheiten, Nährschäden und Folgen für die Nachkommen. Aus Mängeln in der Zusammensetzung und Fehlern in der Zubereitung der Nahrung, aus widernatürlichen Gewohnheiten, aus dem Drang nach Reiz und Rausch, aus dem schlechten Beispiel der Wohlbestellten und „Gebildeten" und dem Nachahmungstrieb der andern, aus Süchten und falschen Lehren wurde eine Ernährung geboren, die heute als eine im Dunkeln schleichende, als die mächtigste und furchtbarste Krankheitsursache entlarvt worden ist. Es ist ein göttliches Naturgesetz, daß nur die Behebung der Ursache vor den Folgen schützt. Wenn irgendwo, so gilt das hier.

Der Heilplan fordert dringend die gründliche Korrektur der jetzigen Ernährung. Die Diät ist der Mittelpunkt der Gesundheitslehre. Sie umfaßt die ganze Lebensordnung und Lebensführung in körperlicher und in seelischer Hinsicht: ein Leben nach den Gesetzen der Natur und dem Willen des Schöpfers!"

Hier liegt ein Arbeitsgebiet für die Frau und Mutter, das von ihr bisher noch viel zu wenig in seiner überragenden Wichtigkeit für die natürliche Gestaltung der Ehe — und damit für ihre innere und äußere Harmonie — erkannt und praktisch bearbeitet worden ist.

Damit soll in keiner Weise eine hypochondrische Ängstlichkeit und Besorgtheit für das Körperliche hochgezüchtet werden. Die Gesundheit ist ein hohes Gut. Aber sie ist nicht — auch nicht in der Ehe — das höchste Gut. Dennoch ist es der Wille Gottes: daß der Mensch seinen Körper — dieses Wunderwerk göttlicher Weisheit, Allmacht und Liebe — nicht durch unnatürliche Lebensweise, nicht durch Leichtsinn

und Genußsucht zu einem armseligen und wurmstichigen Wrack verunstalten und verkommen lasse. Sondern daß er seinen Leib als Tempel des Heiligen Geistes heilig halte. Nicht nur in der Schlafkammer, sondern immer und überall. Und vornehmlich auch beim Essen und Trinken.

## NEUE ERKENNTNISSE

Durch die leichtsinnige Abkehr von den Lebensgesetzen in der Ernährung, in Verbindung mit wissenschaftlichen Irrtümern und gewissenlosen Geschäftspraktiken, ist die zivilisierte Menschheit in einen Zustand katastrophaler — Mißernährung geraten.

Die Parole am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lautete: „Eiweiß braucht der Mensch und Verbrennungskraft für seine Körpermaschine. Viel Eiweiß und viel Kalorien in der Nahrung, das ist kräftige Kost . . ."

Die Folge dieser Ernährungsmethode war: in drei Generationen stieg der Fleischkonsum um das Vierfache; das weiße Brot, das da verbrennt wie Stroh, verdrängte das grobe harte Vollbrot unserer Väter. Es entstand eine Nahrungsmittelindustrie, die das Nahrungsmaterial auf Haltbarkeit verarbeitete: sie mahlte das Getreide tot, raffinierte den Zucker, ließ das Fleisch gefrieren, konservierte Obst und Gemüse, reinigte das Kochsalz von seinen mineralischen Beimischungen. Es kamen allmählich ganze Mahlzeiten, vor Monaten schon verpackt, bazillenfrei, geschönt und gefärbt, in Büchsen eingekocht auf den Markt.

Diese Wandlung der Nahrung änderte — in fast unmerklicher Wechselwirkung — den Appetit und den Geschmack der Menschen. Langsam ging die gesunde Eßlust verloren. An ihre Stelle trat eine Eßgier und das Verlangen nach Abwechslung und nach schärferen Reizen. Das Raffinement der französischen Küche, das schon lange das Gastgewerbe beherrschte, erobert sich jetzt auch den bürgerlichen Haushalt und Familientisch; und diese „vorbildlichen" Errungenschaften fanden ihr Echo in einer bis in die letzte Hütte fortschrei-

tenden Entartung der Volksernährung. Niemals noch in der Menschheitsgeschichte hatten die alkoholischen Getränke, der Kaffee, die Schokolade, der Tee, das Feingebäck und das Zuckerzeug eine so alltägliche Herrschaft über die Massen erreicht.

In dieser Zeit stieg die Zahl der Volkskrankheiten bedrohlich; und auch der allgemeine Gesundheitszustand wurde immer schlechter. Daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den anwachsenden Krankheiten und der durchaus falschen Lebensweise bestehe, wollte niemand sehen. Am allerwenigsten die Wissenschaft. Sie gab sich mit ihrem Eiweiß- und Kalorienstandpunkt vollkommen zufrieden. Bis dann endlich um die Jahrhundertwende der Krug, der so lange zum Brunnen bequemer Selbstsicherheit gegangen war, mit lautem Knall in Scherben ging. 1897 machte nämlich der holländische Arzt Eijkam in Batavia folgende sensationelle Entdeckung: die furchtbare Volkskrankheit Beriberi — es starben allein in Japan jährlich 50.000 Menschen daran — hat ihre Ursache in der Ernährung mit geschältem und poliertem Reis, dem dadurch das wichtige Vitamin B entzogen wird. Beriberi ist also eine eindeutige Ernährungskrankheit, die durch die Denaturierung des Reises entsteht; sie wird verhindert, wenn der Reis unpoliert und ungeschält gegessen wird. Das war der erste Schlag. Es folgten weitere großangelegte Ernährungsexperimente vor allem in Amerika. Sie vermittelten so wesentliche neue Erkenntnisse, daß das ganze Ernährungsproblem von A bis Z einer Neubearbeitung unterzogen werden mußte. Damit begann die Ära der Ernährungsforschung, deren Hauptergebnisse etwa sind:

1. In den Nahrungsmitteln gibt es vollständiges und unvollständiges Eiweiß. Vom vollständigen bedarf der Körper nur einer geringen Menge; vom unvollständigen kann selbst viel ungenügend sein. So hat das Muskelfleisch ein unvollständiges Eiweiß, mit dem nicht einmal junge Löwen aufgezogen werden können. Das grüne Blatt dagegen zeichnet sich durch vollständiges Eiweiß und hohen Nährwert aus. Eine an unvollständigem Eiweiß reiche Nahrung führt in täglicher Wiederholung zu schwerer chronischer Erkrankung. Während

eine vollwertige Nahrung, die nur den ökonomischen Bedarf an vollständigem Eiweiß enthält, gesund macht.

2. Eine Nahrung, die gesund sein soll, muß Vitamine enthalten. Von ihnen hängt es ab, ob die Nahrung nährt. Wenn sie fehlen, verfällt der Körper schweren Erkrankungen, die zu Katastrophen oder chronischem Siechtum führen.

3. Soll die Nahrung vollwertig sein, so muß sie eine bestimmte Menge von Sonnenlichtwerten enthalten. Die Energien, die den Lebensbetrieb speisen, sind nicht nach Kalorien, sondern nach Sonnenlichtwerten zu beurteilen. Degradierter Lichtgehalt bringt Krankheit, hochwertiger aber Heilung.

4. Durch das Kochen der Nahrung werden hochwertige Nährfaktoren geschädigt. Versuche haben gezeigt, daß eine im Dampfkochtopf gargekochte Nahrung gesunde Affen innerhalb von hundert Tagen durch schwere Krankheit zum Tode führt. Soll der Mensch gesund bleiben, so muß er deshalb einen wesentlichen Teil seiner Nahrung in frischer, ungekochter ursprünglicher Beschaffenheit zu sich nehmen.

5. Das ganze, von der Natur gelieferte, noch lebendige Nahrungsmittel enthält die Nährfaktoren in einem abgestimmten Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht wird zerstört, wenn wir nur einzelne Teile davon nehmen. Dadurch entstehen Krankheiten. So enthält zum Beispiel die Samenhaut des Getreidekorns Magnesium. Wenn wir die Samenhaut entfernen, um Weißmehl und Weißbrot zu bekommen, entziehen wir dem Korn seinen Magnesiumgehalt. Damit aber führen wir in unser tägliches Brot zugleich eine Ursache der Krebskrankheit ein.

Aus diesen Ergebnissen stellt Dr. Bircher-Benner — und mit ihm alle anderen modernen Ernährungsforscher — im wesentlichen folgende Grundregeln für die richtige, das heißt die naturgemäße und darum gesunderhaltende oder wieder gesundmachende Ernährung auf:

1. Die vegetabile Rohnahrung muß wieder einen Hauptbestandteil der täglichen Nahrung bilden. Daher keine Mahlzeit ohne Roh-

gemüse, Salate, Obst, Nüsse, Möhren, Rettig, Gurken usw.; je nach der Jahreszeit.

2. Die Eiweißzufuhr muß in der Menge auf das richtige Maß zurückgeführt werden; also erhebliche Einschränkung des Fleischgenusses.

3. Das ganze Nahrungsmittel soll wieder verwendet werden. Deshalb Vollkornbrot statt Weißbrot; möglichst kein Feinmehl; Zucker nur als Gewürz; statt poliertem und geschältem Reis — Vollreis. Abstellung veralteter gesundheitsschädlicher Kochmethoden. (Fortschütten des Gemüsewassers!)

4. Konserven sind als qualitativ entwertete Nahrung auf Notzeiten zu beschränken.

5. Die Würzung der Speisen durch Kochsalz ist auf zwei bis fünf Gramm pro Tag und Person herabzusetzen.

6. Die Entwöhnung von allen Rauschmitteln — insbesondere vom Alkoholgenuß — muß durch Beispiel, Erziehung und richtige Ernährung angestrebt werden.

7. Über die Wirkung der Reizmittel (Kaffee, Tee, Kakao) soll sich die Hausfrau die notwendige Aufklärung verschaffen. Sie soll auch wissen, daß Schokolade sehr ungesund ist. Die Kinder sind in erster Linie nicht an diese Reizmittel zu gewöhnen.

8. Dem Vielzuviel- und Vielerlei-Essen soll durch eine korrekte und einfache Kost (mit wöchentlich einem Rohkosttag) entgegengearbeitet werden.

9. Eine Hauptmahlzeit und zwei bescheidene Nebenmahlzeiten am Tag nähren besser als zwei Hauptmahlzeiten und zwei bis drei Nebenmahlzeiten. Zwischenmahlzeiten schädigen die Gesundheit. Das Zuckerzeug (aber auch Obst oder Brot) in der Zwischenzeit ist für Kinder schädlich.

10. Langsam essen! Also gut kauen und einspeicheln. Die vegetabile Kost und das Vollkornbrot sind für diese Eßtugenden die beste Voraussetzung. Hervorragende Röntgenologen behaupten, daß Magen- und Darmgeschwüre vielfach — soweit sie nicht konstitutionell

bedingt sind — von der Hast beim Essen herrühren, weil die Speisen zu wenig gekaut und zu wenig eingespeichelt werden und so die Magenwände angreifen.

*

Es ist für die Hausfrau nicht immer ganz leicht, diesen neuen Erkenntnissen entsprechend, einen vernünftigen Speisezettel zusammenzustellen. Kein Fleisch oder weniger Fleisch zu essen ist nicht die Hauptsache. Es kommt darauf an, daß alle Aufbau- und Verbrennungsstoffe, die Gottes weise Fürsorge in die Nahrungsmittel hineingelegt hat, in einer systematischen Folge und Abwechslung und in entsprechenden Mengeverhältnissen dem Körper zugeführt werden. Und daß diese wertvollen Stoffe nicht durch den Unverstand, die Genuß- oder Habsucht der Menschen zerstört oder wesentlich denaturiert werden.

Der alte Speisezettel fragt nach solchen Dingen nichts. Seine Hauptregel lautet: „Iß, was dir schmeckt! Und trink, was dir schmeckt!" Als ob der Mensch nur ein Triebwesen ohne Einsicht und Verstand wäre. Als ob er nicht auch in seiner Natur den göttlichen Ordnungs- und Lebensgesetzen zu gehorchen hätte! Mit derselben Berechtigung könnte auch gesagt werden: „Lebe so, handle so, wie es dir gefällt!" Kein Zweifel: Wenn der Mensch — von Jugend an — dazu verleitet wird, zu essen und zu trinken, was, so oft und so viel ihm paßt; wenn er nicht lernt, seinen Nahrungstrieb durch Vernunft und Willen zu beherrschen: wird er sich leicht auch andern Trieben hemmungslos ausliefern. Wird sich auch hier nicht an Ordnung und Gesetz halten, sondern seinem Genuß folgen.

Auch aus diesem Grund ist die Kurzsichtigkeit und die Energielosigkeit mancher christlichen Kreise in der Ernährungsfrage schwer zu begreifen und noch weniger zu entschuldigen. Denn gerade sie sollten doch für die Ganzheit aller Lebensordnungen und für die inneren Zusammenhänge aller Lebenstriebe ein geschärftes Gespür haben. Sie sollten darum auch — nach dem urchristlichen Grundsatz von der „Gnade, die auf der Natur aufbaut" — die Bestrebungen einer vernünftigen Ernährungsreform anerkennen und fördern. Aber das Gegenteil ist oft der Fall! Man hat die Leibsorge,

die ein Teilgebiet der Seelsorge ist, den „andern" überlassen. Diese „andern" haben daraus Kapital für ihre Weltanschauung zu schlagen versucht. In dem berechtigten Eifer, diese Weltanschauung abzulehnen, haben wir nicht selten auch das Richtige der Lebensreform abgelehnt: weil es eben von den „andern" herkam . . . Da ist auf unserer Seite manches gutzumachen und vieles nachzuholen.

*

Als Hinweise und Richtlinien für die Hausfrau möge folgendes dienen: Ragnar Berg stellt die Regel auf: „Iß fünf- bis siebenmal so viel Kartoffeln als Fleisch, und siebenmal so viel Gemüse und Früchte als Brot, Hülsenfrüchte, Eier und Mehlspeisen."

Über das Fleisch sagt Ragnar Berg in Übereinstimmung mit allen Ernährungsforschern: „Es ist ein guter Eiweißbringer, sonst aber ein durchaus minderwertiges Nahrungsmittel, das — im Übermaß genossen — unweigerlich Schaden stiftet. Da der Eiweißbedarf schon durch 24 Gramm Fleischeiweiß gedeckt wird, brauchen wir allerhöchstens 120 Gramm Fleisch pro Tag, wenn wir keine anderen eiweißhaltigen Lebensmittel zu uns nehmen. Da wir aber in Form von Kartoffeln, Brot, Gemüse, Milch, Obst noch reichliche Eiweißmengen einnehmen, kann schon eine tägliche Zufuhr von 75 Gramm Fleisch als Luxus bezeichnet werden.

Das Hühnerei ist — nach seiner Auffassung — in seinem Nährgehalt bisher maßlos überschätzt worden. Es enthält zu drei Viertel Wasser; und der Rest besteht nur zum kleineren Teil aus Eiweiß. Ein Ei enthält nicht mehr nutzbares Eiweiß als eine große Kartoffel. Aber der allgemeine Nährwert einer solchen Kartoffel (170 Wärmeeinheiten) ist anderthalbmal größer als der eines Hühnereies (75 Wärmeeinheiten). Man kann ihm fast nur den Wert eines Genußmittels zuerkennen. Besonders soll man den Kindern unter fünf Jahren keine Eier und kein Fleisch geben, weil die darin enthaltenen Fleischbasen, beziehungsweise das Lezithin und Cholin das kindliche Nervensystem unvorteilhaft beeinflussen."

Universitätsdozent Dr. med. und phil. Christen stellte in einer Vorlesung an der Universität Bern fest: der Nährwert des Brotes

betrage mehr als das Doppelte gegenüber einem gleichschweren Stück fettfreien Fleisches. Nach seinen Untersuchungen enthält das Brot in 100 Gramm 240 Nährwerte: dagegen tischfertige Fleischspeisen 112, Eierspeisen 93, Mehlspeisen 89 und Gemüse 25 Nährwerte.

Das gilt allerdings nur vom vollwertigen Brot, in dem noch alle Bestandteile des Getreidekorns enthalten sind: Kohlehydrate, Eiweiß, Mineralsalze, Fette und Vitamine. Während das Fein- oder Weißmehl, bei dem vor allem Keimling und Kleie entfernt sind, nur noch einen kleinen Bruchteil dieses Wertes hat. Von ihm sagt der Londoner Biochemiker J. C. Drummond: „Unter den vielen Veränderungen, die die Natur (im modernen Ernährungswesen) erfahren hat, ist keine andere von so weitreichendem und unheilvollem Einfluß auf die Volksgesundheit gewesen als diejene, die sich auf den Charakter des Brotes bezieht. Am verderblichsten wirkte die Umstellung des Mahlverfahrens auf Beseitigung des Keimlings. Es scheint, daß die jüngere Generation der Ärzte einzusehen beginnt, welch hohen Preis die Menschheit in der Form von Leiden und Gesundheitsschäden für die unglückselige industrielle Wandlung bezahlt, die ihr die Nährprodukte der Hochmüllerei gebracht hat."

Und Bircher-Benner sagt über diese verhängnisvolle Entwertung des Brotes:

„Das lebendige Getreidekorn mahlt man heute zu totem Weißmehl, um das Mehl haltbar zu machen. Über die Zähne kam der Zerfall. Über die Eingeweide die Schwäche; über die Nerven die Reiz- und Ermüdbarkeit. 4000 Mann liegen auf dem Friedhof der Madeira—Mamoré-Bahn als Opfer des feinen Weißmehls.

Das Getreidekorn ist Träger des Ordnungsgesetzes, ist ein vollständiges Nahrungsmittel. Weißmehl ist willkürliche Unordnung, wirkt Zerstörung der Lebensharmonie im menschlichen Körper. Der Keimling enthält wertvolle Eiweißstoffe und Vitamine; die innere Fruchtschale (Samenhaut) enthält Mineralstoffe und Vitamine; der Mehlkern enthält minderwertigere Eiweißstoffe und keine Vitamine. Alle drei zusammen enthalten die richtige Mischung, die das Leben braucht, nach dem Rezept des Schöpfers."

Die Früchte sind lange Zeit nicht als vollwertiges Nahrungs-

mittel angesehen worden. Diese irrige Meinung gründete sich darauf, daß sie größtenteils aus Wasser bestehen. Der Eiweißgehalt ist durchschnittlich gering und das Eiweiß selber unvollständig. Dagegen enthält das Obst in harmonischer Mischung Zucker, Fruchtsäure, basische Nährsalze und Vitamine. Sehr wertvoll ist vor allem sein Zuckergehalt, der mit dem üblichen Fabrikzucker nicht zu vergleichen ist. Er geht — ohne verdaut werden zu müssen — von Magen und Darm ins Blut über und wird so für den Körper ein unmittelbar wirkender Kraftspender. Die beste Obstkonserve ist der (alkoholfreie) Süßmost. Dagegen verliert der gegorene Obstsaft rund vier Fünftel, gegorener Traubensaft sogar neun Zehntel seiner besten Fruchtbestandteile. Nur darf man sich auch beim Obst — weil es gut schmeckt — nicht dazu verleiten lassen: große Mengen zu essen oder sie zwischen den Mahlzeiten zu essen. Bircher-Benner sagt deshalb seinen Kranken: „Denken Sie daran, das frische Obst ist der mächtigste Sprengstoff, das Dynamit unter den Nahrungsmitteln!"

Das Gemüse — besonders der Spinat — ist ein guter Eiweißbringer und in seinen grünen Blättern reich an Vitaminen. Nur muß es richtig zubereitet werden. Man soll es nur im eigenen Saft dämpfen, damit die Mineralsalze erhalten bleiben. (Also niemals die Gemüsebrühe fortschütten!) Salate richte man nicht mit Essig, sondern mit Zitrone zu, und man sei sehr sparsam mit Salz und verwende überhaupt weder Pfeffer noch Zimt, Vanille usw., weil das alles sehr bluterhitzend wirkt. Zitronen sind darum zu empfehlen, weil sie reich an antiskorbutischem Vitamin und an Mineralsalzen sind.

Die Suppe beim Mittagessen stellt — wie sie gewöhnlich bereitet wird — eine gänzlich überflüssige Magenfüllung dar. Wenn sie mit Mehl, Graupen oder dergl. dick gemacht worden ist, hat sie zwar eine Kleinigkeit an Kohlehydraten, aber zugleich viel zuviel Wasser, viel zuviel Säuren und in den meisten Fällen zuviel Kochsalz. Sie ist nach Ragner Berg kein Nahrungsmittel, sondern nur ein appetitreizendes Mittel. Wirkliche Berechtigung hat nur eine süße Obstsuppe oder eine mit Kartoffeln dick gemachte Gemüsesuppe. Der dänische Ernährungsforscher Dr. Hindhede sagt: „Das beste Mittagessen, das ich kenne, ist Gemüsesuppe; wie Kohl-

suppe, Kerbelsuppe usw. mit vielen Kartoffeln, gelben Rüben, Lauch, Zwiebeln und allen Arten grüner Blätter; wozu reichlich grobes Brot gegessen wird. Von einer ähnlichen Zusammensetzung lebten zwei Männer 23 Monate ohne einen einzigen Tag Unterbrechung, bei bestem Wohlsein!" Das Gemüse soll nicht länger gekocht werden oder auf dem Feuer stehen, als unbedingt notwendig ist. Vor allem vermeide man das Aufwärmen; Reste können kalt (als Brotaufstrich) gegessen werden; sie sind dann meistens noch schmackhafter als vorher.

Eine von Bircher-Benner zusammengestellte Diätspeise, das sogenannte „Bircher-Müsli" ist heute schon in der halben Welt bekannt und wegen seines köstlichen Geschmacks und seiner überaus wertvollen Nährstoffe allgemein beliebt. Professor Dr. Trumpf in München empfiehlt es auf das wärmste (für Kinder): weil es alle für die menschliche Ernährung notwendigen Bestandteile in richtiger Zusammensetzung enthält und sehr vitaminreich ist. Es wird so zubereitet: 1 Kinderlöffel Haferflocken (etwa 10 Gramm) wird mit 3 Eßlöffeln Wasser mindestens 12 Stunden lang vorgeweicht. Die erweichten Flocken werden tüchtig verrührt und dabei vermengt mit dem Saft einer halben Zitrone, einem Eßlöffel gezuckerter kondensierter Milch und etwa (pro Person) 150 Gramm zerkleinertem rohem Obst. Die fertige Speise wird mit einem Eßlöffel fein zerriebener Mandeln oder Nüsse bestreut und sofort nach der Zubereitung roh gegessen. Man kann so ziemlich jede Art von Obst dazu verwenden. Am besten eignen sich dazu Äpfel, die samt Schale und Gehäuse auf der Raffel verrieben werden. Man kann auch als Obst jede Art von Beeren, die man mit dem Löffel zerdrückt, nehmen; oder frische Kirschen, Zwetschken, Aprikosen, Pfirsiche, die entsteint und durch die Hackmaschine getrieben werden. Statt frischem Obst kann man auch gedörrtes nehmen; es wird in heißem Wasser gewaschen, dann 24 Stunden in kaltem Wasser vorgeweicht und durch die Hackmaschine getrieben. Am meisten wird hier der Fehler gemacht, daß zuviel Haferflocken genommen werden. Dadurch verliert das Ganze seine sehr genau abgewogene Zusammensetzung, wird unansehnlich und büßt seinen überaus erfrischenden Geschmack ein. Es eignet sich als Frühstück und als Abendessen; nimmt man dazu etwas Vollkornbrot und

eine Tasse Hagebuttentee oder jede andere Teeart (außer chinesischem), so hat man ein einfaches, sehr gesundes und wohlschmeckendes Gericht.*

*

Zu einer im Gehorsam gegen den Willen Gottes natürlich gestalteten Ehe gehört die bewußte und kluge Sorge für ein harmonisches Verhältnis zwischen Seele und Leib. Ein mißernährter Körper mit überhitztem, ungesundem Blut und flatternden Nerven wird auch die Seele bedrücken und ihren geistigen (religiösen) Schwung lähmen. Shakespeare sagt einmal: „Ein fetter Bauch hat mageres Hirn; je feister die Rippen, um so eher bankrott die Geister!" Und Clemens von Alexandrien schreibt: „Löse nicht die heilige Spannung der Seele an üppiger Tafel und beim entnervenden Becher! Laß es genug sein, wenn der Leib das Notwendige hat. Verlange auch nicht nach Speise, bevor die Zeit zum Essen gekommen. Dann aber sei Brot deine Mahlzeit; dazu die Gewächse der Erde und die Früchte der Bäume. Begib dich ruhig zu Tisch, ohne Zeichen rasender Eßlust. Sei kein Fleischesser und kein Weinliebhaber!"

In diesen Worten des alten Kirchenlehrers ist das ganze Programm der modernsten Ernährungsreform enthalten. Wobei wohl zu beachten ist, daß diese Reform nur ein Teilgebiet im Rahmen einer gesamten naturgemäßen Lebenshaltung darstellt: daß zur richtigen Ernährung die ausgiebigen regelmäßigen Bewegungen, das richtige Atmen, die Pflege der Haut durch Licht-, Luft- und Sonnenwirkung — überhaupt eine Lebensweise kommen muß, die einfach und natürlich ist.

*

Das alles bedeutet nicht, aus der Sorge für die Gesundheit einen Götzendienst zu machen; bedeutet nicht, ein Sklave seines Körpers zu werden! Sondern bedeutet: dem Leib innerhalb der Rang-

* Ein Teil der fachlichen Angaben über das Ernährungsproblem ist sinngemäß dem Buch von Bircher-Benner „Eine neue Ernährungslehre" entnommen. Die praktischen Anwendungen darauf gibt der Hausfrau das „Wendepunkt-Kochbuch" von Berta Brupbacher-Bircher, das vorbehaltlos empfohlen werden kann.

ordnung der Werte den — richtigen Platz anzuweisen. Ihn stark und fähig zu machen, daß er seine wichtige, ihm von der Weisheit Gottes zugedachte Aufgabe — Begleiter, Diener und Werkzeug des Geistes und der Seele zu sein — möglichst vollkommen erfülle. Durch ein naturgemäßes Leben der Einfachheit, der Mäßigkeit, der Zucht und Sittenreinheit, der Selbstbeherrschung und der Arbeitsamkeit sollen die Voraussetzungen beschaffen werden für ein harmonisches — gottgewolltes — Verhältnis von Leib, Geist und Seele.

Diese Versöhnung von Blut und Geist in jener höheren Ordnung des Glaubens und der Hingabe an die von Gott gesetzten Ziele und Zwecke der Ehe heißt die Ehe natürlich und damit wahrhaft christlich gestalten.

Eine Arbeit, die für den einzelnen, wie für jede Art menschlicher Gemeinschaft ebenso notwendig wie schwierig ist. Wie man aber — um vernünftig zu sein — mehr braucht als nur die Vernunft: so ist auch — um die Ehe natürlich-gut zu leben — mehr notwendig als nur Natürlichkeit. Es ist dazu jene innere lebendige Verbundenheit des Menschen mit dem Urquell seiner Kraft und mit dem letzten Sinn seines Daseins vonnöten: mit Gott und seiner Gnade.

Die natürlich gestaltete gute Ehe ist zuletzt das gütige Geschenk der göttlichen Gnade, um das der Mensch beten, arbeiten, leiden, opfern muß.

Natürlich gestaltete Ehe als Aufgabe der Lebensgemeinschaft von Mann und Weib und zugleich als unverdiente Gabe göttlicher Gnade: das ist die Rettung der lebensgefährlich bedrohten Ehe von heute; ist ihre tiefste Erfüllung und letzte Vollendung.

## SEGEN UND HOFFNUNG!

Vom Eros zur Ehe: das ist der „ewige Anfang", den alle Liebenden jedesmal von neuem beginnen müssen, wenn aus dem Zufall des Gefühls, aus dem ungebundenen Spiel der Triebe und aus den äußeren Schickungen des Schicksals — Gemeinschaft, Lebensgemeinschaft werden soll.

Der Weg dahin geht über die Anerkennung und praktische Befolgung jener Lebensordnung, die Gott zur Erhaltung seiner Schöpfung und zur Heiligung von Mann und Frau gesetzt hat. Das aber heißt die Ehe — naturgetreu gestalten; heißt sie nie und auf keinem Gebiet der Willkür weder des Geistes noch des Blutes ausliefern, sondern sie ständig unter die frohe Zucht des Gesetzes halten.

Nur diese naturgemäße Gemeinschaft zwischen Mann und Frau verdient den Namen — Ehe; verdient den Namen — — christliche Ehe!

An sie knüpfen sich und erfüllen sich — auch noch im tiefsten Leid — alle Segnungen des Himmels. Sie ist die Hoffnung, sehnsüchtige Hoffnung der Erde! Segen und Hoffnung: dazwischen liegt unser Leben; dazwischen liegt die Ehe . . .

So baut denn eurer Ehe Haus!
Baut es mit Herz und Hand und Mund
in Gottes guten ewigen Grund,
und ewig lang hält es euch aus.

Und Gott, der Gütige, soll sich senken
mit allem seinen Segen auf dies Haus
und an die arme Welt sich weiterschenken
durch alle, die hier gehen ein und aus.

Ernst Thrasolt.

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
*Piotr Zimny*
*ul. Gdańska*
(w budynku lecznicy dla zwierząt)
48 - 100 GŁUBCZYCE